



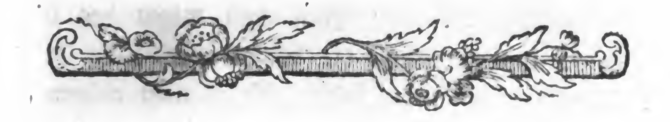
Büsching

Beyträge
zu der
Lebensgeschichte
denkwürdiger Personen,
insonderheit
gelehrter Männer,

von
D. Anton Friederich Büsching,
königl. preußisch. Oberconsistorialrath,
Director des vereinigten berlinischen und cölnischen Gymnasiums,
und der beyden Schulen desselben,

Zweyter Theil.

Halle,
verlegt von sel. Joh. Jac. Curts Witwe.
1784.



Vorrede.

Dieser zweyte Theil meines im vorigen Jahr angefangenen Werkes enthält nur zweyer denkwürdiger Personen Lebensgeschichte: daß aber beyde zu den denkwürdigsten Männern gehören, wird jeder Leser ihrer Lebensbeschreibungen erkennen und gestehen; es ist nur zu bedauren, daß nicht mehrere und genauere Nachrichten von ihnen vorhanden sind.

Als Graf Heinrich der vier und zwanzigste Reuß abgeschieden war, wurden zu seinem Gedächtniß in den Kirchen seines Gebiets, und der Herrschaften die damals nach Obergreitz gehöreten, Predigten gehalten, und zum Beschluß derselben ward eine Nachricht von seinem Lebenslauf abgelesen. Diese hatte der Rath und Oberhofmeister von Geusau aufgesetzet, von dessen Hand man sie auch damals am besten erwarten konnte. Aber eben deswegen, weil sie von Kanzeln abge-

lesen worden, und zum Theil auch wegen des Geschmacks der Personen, die damals vorzüglich Theil an derselben genommen haben, ist sie nicht allgemein brauchbar abgefasset. Der Professor Johann David Köhler, ein grosser Verehrer des reußisch-köstritzischen gräflichen Hauses, brachte zwar die Medaille, welche auf die Geburt des Grafen gepräget worden, in seine Münzbelustigungen vom Jahr 1748 St. 18 und zog die Erläuterung derselben aus eben dieser Lebensgeschichte: allein er behielt fast durchgehends die Worte derselben bey, welches er nicht hätte thun müssen. Ich habe mich ihrer zwar auch zum Leitfaden bedienet, aber die vermischte Kanzley- und Kanzelsprache verlassen. Es ist mir sehr daran gelegen gewesen, theils noch mehr besondere Begebenheiten und Thaten dieses Grafen, theils genauere Umstände der bekannten, zu erfahren, denn eine Lebensgeschichte ohne sogenannte Anecdoten, und ohne umständliche Beschreibungen merkwürdiger Begebenheiten und Thaten, ist nicht angenehm genug. Es hat mir aber nicht gelingen wollen, weil diejenigen Personen, welche meinen Wunsch am besten hätten erfüllen können, nicht mehr auf Erden leben, und weil der Vorrath von Nachrichten, den Herr von Geusau zu einer weiter ausgeführten Lebensgeschichte des Grafen gesammlet hatte, entweder verloren gegangen, oder in mir unbekannte Hände gekommen ist. Diese besondere Schrift, welche Herr von Geusau zu liefern gedachte, sollte das Beyspiel

des

des Grafen insonderheit hohen Standespersonen, und andern zu politischen Geschäften berufenen Männern, brauchbarer machen, als eine ganz allgemeine Nachricht seyn kann. Ich habe also dem von den Kanzeln abgelesenem Lebenslauf nur solche Zusätze geben können, die mir meine persönliche Kenntniß des Grafen, und mein Gedächtniß lieferte. Ob nun gleich wegen dieser Ursachen diese Lebensgeschichte nicht weitläuftig geworden ist, so ist sie dennoch lehrreich genug. Es war unstreitig ein vortreflicher, und im Ganzen sehr musterhafter Herr. Seine Menschenliebe und die daraus entstehende Bemühung, allen und jeden nach Möglichkeit nützlich zu seyn, ging so weit, daß es manchem unglaublich vorkommen mögte. Zu den Beweisen derselben, welche die folgende Lebensgeschichte enthält, kann man noch diese hinzuthun. Ein jeder Gedanke, der in ihm entstund, wie? und wo? etwas Nützliches geschehen könne, ward auf ein Blatt Papier geschrieben, ja neben seinem Bette mußte alle Nacht Papier mit einem Brettchen liegen, damit er auch in der Nacht die Gedanken von etwas Nützlichem, welche er haben mögte, sogleich aufschreiben konnte. Wenn dieses geschehen, suchte er solche Gedanken und Entwürfe, so bald es möglich war, entweder durch Briefe, oder durch mündliche Verordnung, oder wohl gar durch eigene Reisen, auszuführen, und damit er auch das Aufgeschriebene nicht vergessen mögte, ließ er sich die Zetteln beym Anzie-

 hen

hen, Barbieren, und anderen Gelegenheiten, vorlesen, verordnete auch alsdenn wohl, was mit denselben geschehen solle? Wenn er erfuhr, daß die Feueresse in einem Bauerhause beschwerlichen Rauch verursache, so ließ er nicht eher nach, als bis auf seine Kosten dem Uebel abgeholfen war. Durch genaue und sorgfältige Verhütung der Beschädigung der Fenster und anderer Dinge that man ihm keinen Gefallen, denn er sahe gerne, daß die Handwerksleute und Künstler etwas verdieneten. Den Unterthanen und Fröhnern auf den schlesischen Gütern seiner Gemalin verschaffte er statt der ungemessenen Dienste bestimmte und leidliche, welche sie in einem halben Tage verrichten, und also die andere Hälfte des Tages zu ihrem eigenen Nutzen anwenden konnten. Für einen Dieb, der mit bey einem Einbruch in das Köstritzer Schloß gewesen war, auch schon andere ähnliche Verbrechen begangen hatte, und aufgehangen werden sollte, verwandte er sich also, daß er nur mit immerwährender Gefangenschaft bestraft wurde, weil er gewiß hoffte, ihn zu einen guten Menschen zu machen, und das gelang ihm. Denn nachdem er ihn während einer langen Zeit hatte bey mäßiger Arbeit gut unterhalten, und zugleich unterrichten lassen, besserte er sich so, daß er ihn mit Zuversicht zum Nachtwächter in seinem Markt Hohenleuben bestellete, und selbst mit Geld verschickte. Den Bettlern gab er ausser den Allmosen auch kleine erbauliche Schriften; und wenn

man

man ihn davon durch die Vorstellung abzuhalten suchte, daß sie vielleicht liederliche Leute wären, welche die Schriften für Bier und Brandtewein verkaufen würden: so antwortete er, das ist recht gut, denn alsdenn kommen die Schriften anderen Leuten in die Hände, welchen sie vielleicht nützlich sind. Seine Wohlthätigkeit gegen Arme, Nothleidende, und nützliche Anstalten, ging fast zu weit, weil sie sein Vermögen überschritt, so daß er in Schulden gerieth, und zu Tilgung derselben die Güter Steinbrücken und Roben verkaufen mußte. Es war seiner Gemalin gar nicht zu verdenken, daß sie, ungeachtet ihrer eigenen grossen Neigung zur Gutthätigkeit, der seinigen endlich einigen Einhalt that, damit ihre zahlreiche Familie nicht in Mangel und Noth gerathen mögte: allein, es war auch schwer, den gütigen Herrn darüber zu tadlen, daß sein empfindsames Herz den Gehorsam gegen die Regel des Evangeliums, gib dem, der dich bittet, so weit trieb.

Zu der Zeit des Abschieds des Raths und Hofmeisters von Geusau war der königl. dänische Geheimerath und Kammerherr Graf Rochus Friderich zu Lynar auf dem Obergreitzer Schloß, von welchem er einige Tage darauf nach Köstritz zurückkam, und den Entschluß fassete, daß er, aus Dankbarkeit gegen diesen seinen ehemaligen Lehrer und Führer, einen Aufsatz von desselben Lebensgeschichte machen wolle, der am 30sten Nov. 1749 nach der Gedächtnißpredigt vorge-

lesen werden sollte, die dem Prediger Schmidt aufgetragen war. Er fing ihn auch sogleich an, und ich lieferte zu demselben eine Nachricht von den letzten Tagen und Reden des verewigten Mannes. Der Graf zu Lynar trat zwar am Tage nach dieser Gedächtnißpredigt seine gesandtschaftliche Reise nach St. Petersburg an, es ward aber sein Aufsatz unter dem Titul, kurzer Lebenslauf Herrn Antons von Geusau, 1750 zu Greitz mit grober Schrift auf $7\frac{1}{2}$ Bogen in Quart gedruckt, auch demselben das Bildniß vorgesetzet, welches J. A. Brendel 1738 nicht sehr ähnlich gemalet, und J. M. Bernigeroth in Kupfer gestochen hatte. Der Graf zu Lynar hatte seine Ursachen, um welcher willen er diesen Aufsatz in einer Schreibart abfassete, die aus der Kanzley und Kanzelsprache zusammengesetzet war. In der Lebensgeschichte bleibet er bloß bey allgemeinen Nachrichten, aber den schönen Character des Mannes beschreibet er etwas genauer, und daß er viel aus ihm gemacht habe, giebet er durch zärtliche und hochachtungsvolle Beywörter, und dadurch zu erkennen, daß er wünschet, Gott wolle seinen Geist auf denen ruhen lassen, die er so sorgfältig unterrichtet habe, zu welchen er selbst mit seinen damals noch lebenden Schwägern gehörte. Ich habe diesen Aufsatz, so weit er meinem Zweck gemäß war, gebrauchet, bin aber auf die nützliche und angenehme Erweiterung desselben bedacht gewesen. Diese habe ich vornemlich dadurch verschaffet, daß ich aus seinem

an

an mancherley Materien sehr reichem Tagebuch, welches er auf der Reise mit dem jetzigen Herrn Fürsten Reuß zu Greitz von 1740 bis 42 gehalten, und stückweise nach Köstritz geschicket hat, alles herausgezogen, was zu Schilderung der Höfe zu Lüneville, Versailles, Turin, Napoli und Rom, einer grossen Anzahl Standespersonen beyderley Geschlechts und aller Klassen, ihrer Gesellschaften, vieler Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche in besondern Ländern und Städten, und an Anecdoten und Erzählungen, auch zur Erklärung der Geschichte der damaligen merkwürdigen Zeit, darinn vorkommet. Wer die Kenntniß der grossen Welt liebet, wird hier reiche Unterhaltung, und wenn er Philosoph und Christ zugleich ist, tausend Sätze zu nützlichen Betrachtungen, Vergleichungen und Urtheilen finden. Herr von Geusau zeiget sich in seinem Tagebuch überall als ein (selbst in theologischen Materien) sehr gelehrter, erfahrner, weiser und kluger Mann, und als ein Christ. Ich habe es schon vor dreyßig und einigen Jahren für den zweyten Theil meiner Erdbeschreibung gebrauchet, auch nachher die Anecdoten von gelehrten Männern in Frankreich und Italien, welche ich aus demselben gesammlet hatte, für den 7ten Theil der Anecdoten zur Lebensgeschichte berühmter Gelehrten, mitgetheilet. Nun wäre es noch der Mühe werth, dasjenige aus demselben zu ziehen, was zur Kenntniß vieler seltener und merkwürdiger Bücher, und vieler Werke der schönen Kunst, ja selbst zur Erläuterung

römischer Schriftsteller, darinn enthalten ist, und alsdenn würde man noch mehr bewogen werden, den Verfasser desselben auch unter die denkwürdigen Gelehrten und Schriftsteller zu setzen. Herr von Geusau hat sein Reise-Tagebuch nicht nach vollendeter Reise ausgearbeitet, und es zum künftigen Druck aufbehalten, sondern er hat es täglich auf der Reise geschrieben, und nach dem Geschmack der Personen, welchen es alle acht Tage stückweise überschicket wurde, eingerichtet. Es ist also nicht alles, was er in der grossen Welt gesehen und gehöret hat, hineingekommen, und dennoch ist es sehr erheblich geworden.

Seit den wenigen Monaten, da dieser zweyte Theil meiner Beyträge geschrieben und gedrucket worden, hat sich schon etwas verändert: denn der S. 22 erwehnte fürstlich reußische Oberhofmeister von Bonin ist als ein Christ gestorben, und von des eben daselbst angeführten Herrn **Ernst Heinrich von Poser** Lebensgeschichte habe ich etwas mehreres, richtigeres und genaueres erfahren. Er ist von 1723 bis 1729 an dem Hofe des Grafen Heinrichs des vier und zwanzigsten Reuß Page gewesen, 1729 mit dem Grafen Heinrich dem neunten Reuß nach Halle auf die Universität, und 1731 mit den Grafen Heinrich dem sechsten Reuß und Rochus Friderich zu Lynar auf die Reise nach Holland, Frankreich und England gegangen. Als diese zurückgeleget war, begab er sich nach

Jena

Jena auf die Universität, und trat alsdenn in gräflich-promnitzische Dienste. Er begleitete den noch zu Wien lebenden Herrn Grafen Johann Erdmann von Promnitz wie Gesellschaftscavalier, als derselbige mit seinem Hofmeister von Kessel erst zu der kaiserlichen Armee am Rhein, und alsdenn auf die Universität zu Utrecht reisete. Herr von Kessel wurde entlassen, der junge Graf begab sich mit Herrn von Wreech nach Halle, und Herr von Poser blieb bey dem Vater, Grafen Erdmann dem zweyten, zu Sorau, mit welchem er nach Cöthen, Pleß, Hubertsburg, Fraustadt, (um einen türkischen Gesandten zu sehen,) und nach andern Oertern, reisete. Im 1737sten Jahr trat er als Officier in dänische Kriegesdienste, lag zu Glückstadt und Rendsburg in Besatzung, und hatte bis 1745 eine Compagnie bey der Königin Leibregiment. Er forderte seinen Abschied, und gedachte in andere Kriegesdienste zu gehen: als er sich aber eine Zeitlang zu Wernigerode bey dem regierenden Grafen von Stolberg aufhielt, ward er wieder nach Sorau berufen, dahin ihn der vorhin genannte Hauptmann von Wreech abholete. Die Absicht des alten Grafen war, daß er seines vor kurzem verheiratheten Sohns Gesellschafter seyn sollte, mit welchem er auch nach Carolath ab, aber gleich wieder zurück reisete, weil der Vater am 7ten Sept. 1745 gestorben war. Er blieb als Hofmeister an des von Wreech Statt bey demselben bis 1747, da er den Hof verließ, und über Köstritz nach Halle

ging,

ging, woselbst er Collegia über Mathematik, Chemie, Botanik, Naturlehre und Arzeneywissenschaft hörete. Nun wollte er sich ganz der Oekonomie widmen, und Herr Graf Reuß Heinrich der vier und zwanzigste und desselben Gemalin, wollten ihn mit auf ihre Güter nach Schlesien nehmen. Der Graf starb zwar vor dieser Reise unvermuthet zu Greitz, die nun verwitwete Gräfin aber erlaubte dem Herrn von Poser, sich in Schlesien auf ihrem Gut Dittersbach aufzuhalten. Hier blieb er so lange, bis nach des Herrn von Geusau Tode die Frau Gräfin ihn in desselben Stelle zum Hofmeister und Lehnsdirector nach Köstritz berief. Derselben Sohn, Herr Graf Heinrich der neunte Reuß, königl. preußisch. Staatsminister zu Berlin, ersuchte sie, ihm den Herrn von Poser auf einige Zeit so zu überlassen, daß er die Stelle zu Köstritz beybehalte, und als sie dieses that, reisete er 1751 mit dem Herrn Grafen nach Holland, und besorgete daselbst die Güter, welche desselben Frau Gemalin geerbet hatte. Darüber gingen fünf Jahre hin, nach deren Verfliessung Herr von Poser 1756 nach Köstritz zurückkehrte, und seine dasige Dienste fortsetzte. Die verwitwete Frau Gräfin Reuß erlaubte ihm 1758 auf einige Zeit nach Jena als Aufseher ihrer beyden Enkel, der Grafen Friderich Ulrich und Christian Ernst zu Lynar, zu gehen: von 1766 bis 69 aber gebrauchte sie ihn auf ihren Gütern Dittersbach und Skarsine in Schlesien, woselbst er das Rech-

nungs-

nungswesen in Ordnung, und die streitigen Gränzen zur Gewißheit brachte. Auf der Rückreise bediente sich seiner der Herr Graf zu Lynar zu Lübbenau in ähnlichen Geschäften fünf Monate lang. Er blieb nun zu Köstritz bis nach dem Absterben der Frau Gräfin, da ihn derselben Erben erst nach Schlesien auf die dasigen gräflich-reußischen Güter schickten, und hierauf bis 1778 die Erbschaftsangelegenheiten und Rechnungen zu Köstritz und Markt Hohenleuben in Richtigkeit bringen liessen. Als er diese weitläuftigen Geschäfte ausgerichtet hatte, begab er sich am 1 Nov. 1778 wieder nach Jena, woselbst er seit der Zeit ganz stille, einsam und vergnügt lebet, seine vielen und mannigfaltigen Erfahrungen überdenket, und sich in seinem hohen und schwachen Alter täglich bereit hält, um aus der Prüfungszeit in die frohe Ewigkeit überzugehen. Noch jetzt sind ihm Cicero und Seneca angenehme Schriftsteller. Ungeachtet der häufigen Veränderungen des Orts und der Geschäfte, welche mit ihm vorgegangen sind, hat er doch allemal hintenher eingesehen, daß Gottes Vorsehung dieselben mit größter Weisheit zu seinem Nutzen regieret habe. Eine vollständige und genaue Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes würde sehr unterhaltend und lehrreich seyn.

Ich glaubte beym Anfang der Ausarbeitung dieses zweyten Theils meiner Beyträge, daß ich in denselben auch die Lebensgeschichte entweder des Doctors

Eber-

Eberhard David Hauber, oder des rußisch-kaiserl. Staatsraths und Ritters Gerhard Friedrich Müller, würde bringen können: es ist aber nicht thunlich gewesen, weil kein Theil viel über ein Alphabet stark seyn soll: ich will sie aber, gefällt es Gott, mich gesund und bey Kräften zu erhalten, in dem dritten Theil liefern.

Ich habe noch etwas zur Verbesserung des ersten Theils dieses Werkes zu sagen. In der Einleitung, welche ich zu Wolfs Briefwechsel über seine Zurückberufung in die preußischen Lande geschrieben, habe ich S. 9 und 11 aus Gottscheds historischen Lobschrift auf Wolf, die Anecdote wiederholet, und für wahrscheinlich gehalten, daß der Professor August Hermann Franke, ein Paar Tage nach Wolfs Verbannung von Halle, das Wehe, welches in dem evangelischen Sonntagstext über die zur Winterszeit fliehenden Schwangern und Säugenden ausgesprochen worden, deutlich mit auf Wolfs hochschwangere Ehegattin gezogen habe. Dem würdigen Urenkel des verewigten Mannes, Herrn Professor Niemeyer zu Halle, ist dieses nahe gegangen, und ich habe ihn selbst ermuntert, nachzuforschen, ob diese Sage gegründet sey oder nicht? und das hat er gethan. Dem seligen Franken sind alle seine Predigten von Wort zu Wort nachgeschrieben worden; Herr Professor Niemeyer hat also in der Bibliothek

des

des Waisenhauses den Band der frankischen Predigten von 1723 aufsuchen lassen, und in demselben zwar eine Predigt über den erwehnten evangelischen Text, die am nächsten Sonntag nach Wolfs schleunigen Abreise von Halle gehalten worden, aber in derselben nicht das allergeringste von dem, was nach der Beschuldigung Franke gesaget haben soll, gefunden; ja es ist in der Predigt die Stelle von den Schwangern und Säugenden nicht einmal berühret oder wiederholet worden; und ob gleich der Text recht eigentlich Gelegenheit gab, von falschen Lehrern zu reden, so hat doch Franke diese Materie völlig übergangen. Da ich weiß, wie das Nachschreiben angestellet worden, und was man damals von Franken gehalten hat: so ist mir selbst unwahrscheinlich, sowohl daß die Nachschreiber etwas ausgelassen hätten, als daß nachher in dieser nachgeschriebenen Predigt etwas verändert worden sey. Man muß also diese Anecdote für falsch erklären; und ich ersuche die Besitzer meines Buchs S. 9. Z. 3 nach den Worten, seines Gebets an, und S. 11. Z. 6 von unten, nach dem Wort, Strafgericht, ein Punctum zu setzen, und an beyden Orten die nächstfolgenden Zeilen auszustreichen.

S. 266. Z. 23 und 24 ist etwas unrichtig geschrieben, und also auch unrichtig gedrucket worden; denn die Stelle muß so lauten, sein Sohn zweyter

Ehe,

Ehe, (Seyfried) starb frühzeitig, und sein Sohn aus der ersten Ehe, Graf Johann Erdmann ꝛc.

S. 319. Z. 3 von unten, ist eine dunkele Stelle, die so verändert werden muß: Ich will, sagte der Graf von Bar, ihnen 12000 Thaler leihen, sie mögen heirathen, oder ein Regiment bekommen, oder sterben. Sogleich ꝛc. Es muß auch S. 320. Z. 5 nach dem Wort Zinsen, nur ein Comma stehen, und hinzugesetzet werden: in einem der erwehnten drey Fälle.

Sonst habe ich den Lesern nichts vorläufig zu sagen, als daß wohl dieser und jener entweder französische oder italienische Name nicht ganz richtig geschrieben und gedrucket seyn mag. Berlin am eilften September 1784.

Büsching.



Hein-

Heinrich der vier und zwanzigste

jüngerer und des ganzen Stamms ältester

Reuß,

Graf und Herr von Plauen, Herr zu Greiz, Cranichfeld, Gera, Schleiz und Lobenstein.



Den Reichsgrafen Heinrich den vier und zwanzigsten jüngern und des ganzen Stamms ältesten Reuß, Grafen und Herrn von Plauen, Herrn zu Greitz, Cranichfeld, Gera, Schleitz und Lobenstein, haben vortrefliche und sehr ausgebildete natürliche Fähigkeiten und Gaben, auch herrschende Neigung und unaufhörliche Bemühung Gott zu gefallen, und vielen Menschen nützlich zu seyn, zu einen merk- und denkwürdigen Mann gemacht.

Er war der jüngste Sohn Heinrichs des ersten jüngern Reuß, regierenden Grafens zu Schleitz, und desselben Gemalin Anna Elisabeth Gräfin von Sinzendorf, und ward am 25 Julius a. St. 1681 auf dem Residenzschloß zu Schleitz geboren. Auf seine Geburt ließ sein Vater den Stempel zu einer Gedächtnißmünze schneiden, welche auf der Hauptseite den jungen Herkules sitzend auf einem Bündel Pfeile vorstellet, wie Bienen um seinen Kopf schwärmen, und er in jeder Hand ein Stück von einer zerrissenen Schlange hält, mit der Umschrift, dat serpens pugnae dat apis praesagia mentis; auf der Kehrseite aber lieset man folgende

Worte: Heinrico XXIV jun. lin. Rutheno Com. ac Dom. a Plavia illustri avitarum virtutum haeredi XXV Jul. anno MDCLXXXI nato omnis subditus acclamat feliciter. Sie ward in Gold und Silber ausgepräget, und ist vornemlich um deswillen merkwürdig, weil sie zu den seltenen einer guten Vorbedeutung wegen geprägten Geburts-Medaillen gehöret, deren Wahrheit die folgende Zeit bestätiget; denn unerschrockener Muth und kluge Emsigkeit waren lebenslang Haupteigenschaften des Grafen Heinrichs des vier und zwanzigsten.

Als Kind und Knabe ward er theils von und bey seinen Eltern, theils zu Gera, woselbst damals eine Ritterschule angeleget werden sollte, erzogen und unterrichtet. Dem frommen und treuen Hauslehrer, den er gehabt hatte, errichtete er nach desselben Tode aus Dankbarkeit ein Denkmal vor der Bergkirche zu Schleitz. Nach des Vaters Tode schickte ihn sein Bruder und Vormund, **Graf Heinrich der eilfte**, regierender Herr zu Schleitz, 1695 nach Wolfenbüttel, in die dasige herzogliche Akademie, woselbst er in Gesellschaft der Prinzen von Braunschweig-Bevern, von Würtemberg, und anderer jungen Standespersonen, in Sprachen, Wissenschaften und Leibesübungen unterwiesen wurde. Er war bis in das dritte Jahr so fleißig, nahm in nützlichen Kenntnissen so zu, und betrug sich so vortreflich, daß er den ganzen Beyfall des herzoglichen Hofes erlangte. Es verdienet Ruhm und Nachahmung, daß sein Vater und Bruder ihn nicht haben bloß zu Hause besondern Lehrern, sondern auch öffentlichen Unterweisungs- und Erziehungs-Anstalten übergeben: denn auch Standespersonen erlangen sehr selten gründlich gelehrte Hauslehrer, und wenn ihre Söhne in ihren Häusern unterrichtet und erzogen werden, so ermangeln sie des Nutzens, welchen die Gesellschaft junger Leute verschiedenen Standes und Characters, sowohl in Ansehung des Unterrichts als der Erziehung, verschaffet. In ältern Zeiten wären die Standespersonen hier-

hierinn musterhaft, in neuern Zeiten eckelt ihnen vor dem vermischten Haufen, und den aufgeklärten eckelt vor ihren seichten Kenntnissen.

Im 1698sten Jahr trat der junge Graf schon die gewöhnliche Reise nach Frankreich und Italien an, aber in der Gesellschaft und unter der klugen Leitung zweyer nachher berühmt gewordener Männer, nämlich des Hofmeisters **von Rheinbaben**, der nachher herzoglich Sachsen-weimarscher Geheimeraths-Präsident ward, und des **von Wuttgenau**, welcher als kaiserlicher General-Feldmarschall-Lieutenant gestorben ist, und durch seine Frömmigkeit eben sowohl, als durch seine Kriegeserfahrenheit und Tapferkeit, einen unvergänglichen Ruhm erworben hat. Auf dieser Reise erlangte der junge Graf viele brauchbare Menschen- und Sachenkenntniß, insonderheit war ihm der Aufenthalt zu Paris, Rom, Venedig und Florenz nützlich, in welcher letzten Stadt er nicht nur den großherzoglichen Hof, sondern auch die Akademie besuchte. Bald nach seiner Zurückkunft begab er sich 1701 auch nach Berlin, um den dasigen königl. Hof, und von dannen in Gesellschaft des damaligen churfürstl. sächsischen Statthalters, Fürsten von Fürstenberg, nach Warschau, um den polnischen Hof und Reichstag lehrbegierig zu beobachten. Weil ihm aber auch daran gelegen war, daß seine gelehrte Kenntniß, insonderheit diejenige, welche er von der Rechtsgelehrsamkeit besaß, gründlicher werden mögte: so ging er von Warschau nach Königsberg in Preussen, und studirte daselbst mit Fleiß und Ernst, der ihm in der folgenden Zeit nützlicher gewesen ist, als er damals gedenken können, als sein vornehmster Trieb und Zweck darauf ging, sich als Kriegesmann und Held einen berühmten Namen zu erwerben. Und wirklich schien es, als ob der Kriegesstand derjenige sey, zu welchem er geboren wäre. Er besaß grossen Muth, edle Gemüthsart, schnellen Verstand und richtige Beurtheilungskraft, auch Lebhaftigkeit und Thätigkeit, die nicht

ermüdeten. In der französischen, italienischen und lateinischen Sprache redete und schrieb er mit grosser Fertigkeit, und in allen ritterlichen Uebungen war er so vollkommen, daß er wegen derselben allenthalben bewundert wurde. Er brachte es auch in den Kriegesübungen weit, als er 1702 der ersten Belagerung der Festung Landau, bey welcher der römische König Joseph Oberbefehlshaber war, und im folgenden Jahr dem Feldzuge in Ungarn wider die Rebellen, als Freywilliger, beywohnte; er beschloß auch, in ordentliche römischkaiserliche Kriegesdienste zu gehen, und für den Kaiser Leopold, dem er persönlich aufzuwarten Gelegenheit hatte, ein Regiment zu errichten. Allein es trug sich etwas mit ihm zu, das ihn von dem Kriegesstande unvermuthet abwendig machte. Er war zwar christlich erzogen, und hatte von der Kindheit an Ehrfurcht vor Gott, und Abscheu vor den Lüsten der Jugend, es hatte ihn auch sein oben erwehnter Hauslehrer gewöhnet, in eigenen Gedanken und Worten Gott anzubeten: als er aber vor Landau lag, ward er mit einem gewissen rechtschaffenen Mann bekannt, durch den er zu der Ueberzeugung kam, daß er noch kein Christ sey, und nach der Eroberung der Festung brachte ihn eben dieser Mann in die Bekanntschaft mit andern Verehrern und Bekennern des Herrn, in deren Umgang er noch mehr einsahe und empfand, daß es ihm noch an der gänzlichen Sinnesänderung fehle. Das Nachdenken über dieselbigen verließ ihn auch im ungarischen Kriege nicht, sie kam aber erst völlig zu Stande, als er aufhörete dem Feldzuge beyzuwohnen. Nun glaubte er, daß die Kriegesdienste ihn zwar nicht an und für sich selbst, aber doch in seinem damals noch nicht hinlänglich befestigtem Gemüthszustande, am ernstlichen Christenthum hinderlich seyn würden; die Neigung zu denselben verging, und er fassete den Entschluß, sich dem Nutzen seines gräflichen Hauses und der Unterthanen seines Erbtheils zu widmen, und dabey für seine Glückseligkeit auf Zeit und Ewigkeit

zu sorgen. Jetzt wünschte er sich eine Gemalin von gleicher christlicher Gesinnung, und diese fand er an **Maria Eleonora Aemilia**, einzigen Tochter und Erbin des **Freyherrn Hans Christoph von Promnitz**, Herrn zu Dittersbach, Grensitz, Kupper und Skarßin in Schlesien, mit welcher er sich am 6ten May 1704 zu Breslau vermälete, und hierauf zu Köstritz im reußischen Vogtlande wohnhaft niederließ.

Wegen dieser grossen Aenderung in der Wahl der Lebensart wird vielleicht mancher Leser glauben, daß der Graf ein frommer Sonderling, und ein Kopfhänger geworden sey: er war aber nichts weniger als ein solcher. Er reisete zwar oft nach Halle, und ging mit den dasigen frommen Theologen um, welche man Pietisten nannte, ahmete auch dieselben in einigen gottseligen Uebungen und Gewohnheiten nach: allein sein natürlich ungezwungenes, freyes, munteres und lebhaftes Wesen, und seine richtige Einsicht in das, was zur christlich-gottseligen Gesinnung gehöret und nicht gehöret, bewahrten ihn vor der Sonderlichkeit im Christenthum, hingegen ertrug er die christlichen Sonderlinge mit grosser Geduld und Herablassung, und seine Rechtschaffenheit leuchtete jedermann ein, der mit ihm umging. Man konnte von ihm sagen, daß er vor Gott wandle, denn ihm wohlzugefallen war sein Zweck bey dem was er that und unterließ. Er war ein herzlicher Verehrer und freymüthiger Bekenner des Heilandes und Herrn der Menschen, fern von aller Scheinheiligkeit, erkannte und empfand den unschätzbaren Werth des Evangeliums, durch welches er gebessert, beruhiget und erquicket, und in dem Vertrauen zu Gott erhalten und befestiget wurde. Die Morgenstunden bis 8 Uhr wendete er zur Lesung der heiligen Schriften und zum Gebet an, setzte auch über jene, und über andere damalige Bücher, welche als Beförderungsmittel christlicher Gesinnung gebrauchet wurden, seine eigenen Gedanken und Betrachtungen auf, und über das, was er in und an

sich selbst beobachtete, führete er eine Art von geheimen Tagebuch. Er liebete gottselige Gespräche, aber nicht die fromme Schwatzhaftigkeit, und was er selbst sagte, war kurz, und auf eigne Art nachdrücklich, so daß man es für etwas selbst gedachtes erkannte. Sein Beyspiel zeigte, wie ruhig und heiter, wie vergnügt und frölig der wahre und aufgeklärte Christ ist, der Vertrauen zu Gott, und Hoffnung des ewigen Lebens hat. Seine Ueberzeugung von der Wahrheit und glückseligmachenden Kraft des Evangeliums war so fest gegründet, daß, als er einmal auf einer Reise in die Gesellschaft eines Religionsspötters gerieth, der sich sehr viel Mühe gab, ihn zu der Parthey der Ungläubigen zu ziehen, demselben sein ganzer Versuch fehl schlug. Seine Freude an Gott und an dem Heiland der Welt, und sein Geschmack an göttlichen und himmlischen Dingen, war so groß und überwiegend, daß ihn nichts Eiteles, so glänzend und einnehmend es auch seyn mogte, an sich ziehen und fesseln konnte. So viel von dem, was er für sich selbst und zu seiner eignen Glückseligkeit war.

Sein Geist war einer der thätigsten, wollte auch, wenn er selbst nicht wirkete, unterhalten seyn. Daher konnte er selbst während des Essens nicht ohne nützliche Gedanken seyn, und es war ihm sehr angenehm, wenn ein jeder, der mit ihm speisete, zu einer nützlichen Unterredung etwas beytrug, und vor der Tafel Materien dazu sammlete, auch auf die Fragen, welche der Herr Graf und seine Frau Gemahlin entweder ihm oder überhaupt vorlegten, richtig und hinlänglich antwortete. Einstmals, da es zu stille war, und aussahe, als ob ein jeder nur den Geschmack der Speisen beobachte, sagte er in meiner Gegenwart, und mit der ihm gewöhnlichen Schnelligkeit: ein jeder hat Erlaubniß zu erzählen, was er seit zehn Jahren gedacht, gehöret und gelesen hat. Fehlete es zu viel und zu lange an Unterredungs-Materien, so mußte sein Kammerdiener hinter ihn treten, und aus dem Buch, welches er ihm

zu

zu holen befahl, etwas vorlesen. Dieser Kammerdiener war auch im Vorlesen so geübt, daß er es, wenn er seinen Herrn auf der täglichen Bewegung zu Pferde begleitete, reitend verrichten konnte.

In seinem Hause und in seiner Familie war er ein wahrer Vater. Seine Ehe mit seiner Gemahlin war so fruchtbar, daß sie ihm zwölf Kinder brachte, von welchen ich nur fünfe nennen will, nämlich den **Grafen Heinrich den sechsten**, welcher als königl. dänischer geheimer Conferenzrath, Kammerherr und Ritter des Elephantenordens zu Köstritz gestorben ist, **den Grafen Heinrich den neunten**, welcher als königl. preußischer wirklicher geheimer Staatsminister, Oberhofmarschall, und Ritter des schwarzen Adlerordens zu Berlin die Erde verlassen hat, **den Grafen Heinrich den drey und zwanzigsten**, der noch zu Köstritz lebet, **die Gräfin Sophia Maria Helene**, die zu Lübbenau in der Niederlausitz vor ihrem Gemahl, dem königl. dänischen geheimen Conferenzrath, Kammerherrn und Ritter des Elephanten-Ordens, Herrn der Herrschaft Lübbenau, **Grafen zu Lynar**, abschied, und die Gräfin **Conradine Eleonore Isabelle**, des jetzigen **Fürsten Heinrichs des eilften Reuß**, erste Gemahlin, vor seiner Erhebung in den Reichsfürstenstand. Diese seine Kinder, so wie die vor ihm gestorbenen, erzog der Graf zwar mit väterlicher Liebe und Freundlichkeit, aber auch mit weisem Ernst, und machte dadurch wieder gut, was seine in vielen Stücken vorzügliche Gemahlin *) durch gar zu grosse Zärtlichkeit ver-

*) Diese merkwürdige Dame war am 7ten May 1688 geboren, zwar nur klein von Person, aber stark von Fleisch, wohlgebildet, sehr angenehm, gottselig, liebreich und leutselig, belesen, gesprächig und wißbegierig. Ihren Gemahl redete sie mit Sie an, und nannte ihn, wenn sie von ihm sprach, ihren Herrn, er aber redete sie mit Du an. Ihre Empfindsamkeit war groß, und in der Zärtlichkeit gegen ihre Kinder und Groß-

versahe. Es war ihm eine wichtige Angelegenheit des Herzens, daß sie durch das Evangelium zu gut gesinneten und glückseligen, durch gründlichen Unterricht zu aufgeklärten und brauchbaren, und durch kluge Zucht zu gehorsamen, gefälligen und angenehmen Menschen gemachet werden mögten. Er entfernete von ihnen, so viel möglich war, alle Gelegenheit so wie zu Gefahren für Gesundheit und Leben,*) also auch zur Verführung; belehrete und er-

Großkinder, und unter den letzten insonderheit gegen die Lynarischen, ging sie zu weit, welchen Fehler sie aber mit den meisten Damen ihres Standes gemein hatte, von welchen sie sich doch durch eigene Vorzüge unterschied. So wie viele andere Standespersonen weiblichen Geschlechts, gab sie sich stark mit der Arzeneywissenschaft ab, und nahm selbst viel Arzeney, weil sie oft Kopfweh und andere Zufälle hatte, und doch wurde sie 88 Jahr alt, denn sie starb erst am 12ten May 1776.

*) Es war aber ihm eben so wenig als anderen treuen Eltern möglich, alle Gefahr von ihnen abzuwenden, wie zwey Fälle beweisen, deren ich mich erinnere. Einer seiner Söhne, wo ich nicht irre, so hieß er Graf Heinrich der zehnte, hatte sich, ich weiß nicht wie? eine Pistole verschafft, und sie mit Schrot geladen, um aus einem Fenster der Kammer bey seiner Dachstube Tauben von dem Dach zu schiessen. Eben als er den Hahn aufgespannet hatte, und loszudrücken anfing, hörete er, daß jemand in seine Stube kam, und fuhr geschwind mit der Pistole unter den Rock, um sie zu verbergen, schoß sich aber die ganze Ladung, weil er zugleich losdrückte, in den linken Arm, da wo er mit der Schulter verbunden ist. In dem Augenblick, da der Schuß losging, trat sein Lehrer in die Kammer, und fragte ihn, woher der Schuß komme? Er leugnete daß er geschossen habe, es floß aber das Blut an seinem Kleide herab, und verrieth ihn. Der junge Herr duldete den Schmerz so standhaft, daß selbst seine Frau Mutter während der Heilung des Schadens, die wahre Ursache seiner Krankheit und verschlimmerten Gestalt nicht erfuhr, sondern erst nachdem er wieder hergestellet war, in einem an ihren Gemahl gerichtetem Brief, der ihr zufälliger Weise in die Hände gerieth, einen Glückwunsch las, daß der junge Herr die gefährliche Begebenheit so glücklich überstanden habe. Der

ermahnete sie nachdrücklich, suchte für sie geschickte und gottselige Lehrer, und wohnte täglich mehr als einmal den Unterrichtsstunden, welche sie bekamen, bey. So viele, mannigfaltige und grosse Talente, als er beysammen hatte, fand man bey keinem seiner genannten Kinder, sie waren aber insgesammt würdige Kinder ihrer Eltern, und der einzige noch lebende **Graf Heinrich der drey und zwanzigste**, ein wegen seines Characters sehr hochachtungs- und liebenswürdiger Herr, ist ihm insonderheit in dem rechtschaffenen und gottseligen Sinn am ähnlichsten. **Graf Heinrich der neunte** kam ihm in der Schnelligkeit am nächsten, konnte sie aber wegen seines starken Körpers nicht so äussern, als sein Herr Vater, der noch in seinem angegangenem hohen Alter, wenn er eine Treppe schnell hinanstieg, wohl zwey Stufen auf einmal beschritt.

Weil er seinem Hause in allen Stücken gut vorzustehen suchte, und wußte, daß die so seltene gewissenhafte Treue der Bedienten am meisten und zuverläßigsten aus der Gottseligkeit herfliesse: so bemühete er sich nach frommen und rechtschaffenen Bedienten aller Klassen, und war darinn mehrentheils glücklich. Er pflegte aber sehr vernünftig zu sagen, die Gottseligkeit sey zwar zu allen Dingen nütze, aber die Dinge, zu welchen sie nütze seyn solle, müßten doch auch vorhanden seyn, und also strebete er nach solchen frommen Bedienten, die Tüchtigkeit, Geschicklichkeit und Lust zu den Geschäften hatten, zu denen er sie gebrauchte. Daher herrschte an seinem kleinen Hof eine Ordnung, Regelmäßigkeit, wohlgesittete Thätigkeit und Eintracht, dergleichen man sonst nicht leicht an einem an-

Der noch lebende Herr Graf Heinrich der drey und zwanzigste, ritt am 13 Febr. 1740, als er im 18ten Jahr war, aus, und eben als er auf einer steinern Brücke war, erschrack sein Pferd, ich weiß nicht mehr worüber? und sprang mit ihm von der Brücke hinab in einen tiefen Graben, ohne daß er dadurch beschädiget wurde. Es ist zu Köstritz an dem Ort der Brücke, wo dieses sich zugetragen hat, eine Inschrift errichtet worden.

andern Hof antraf. Doch trug auch dieses etwas dazu bey, daß er zum täglichen Gebrauch nicht mehr Bediente auf dem Schloß hatte, als nothwendig waren, aber bey feyerlichen Gelegenheiten, und wenn Fremde da waren, erschienen, insonderheit bey der Tafel, mehrere aufwartende Bediente, weil alsdann noch einige Handwerksleute, die für ihn arbeiteten, in seiner Hofliverey auftraten. Er sorgete auch dafür, daß es den Schloßbedienten beyderley Geschlechts nicht an Ermunterung zum thätigen Christenthum fehlte: denn diejenigen, welche unmittelbar im Schloß dieneten, konnten an der gemeinschaftlichen Gottesverehrung, die an gewissen Tagen in dem Tafelzimmer angestellet wurde, Theil nehmen, und die Leute im Vorwerk bey dem Schloß bekamen an den Sonntagen entweder durch den Prediger des Orts, oder durch einen Lehrer der gräflichen Kinder, einen für sie passenden Vortrag zur Stärkung im Christenthum.

Der Herr Graf konnte keinen grossen Aufwand machen, weil er keine grosse Einkünfte hatte, und weil jener nach diesen weislich abgemessen war. Sein Schloß hatte äusserlich und innerlich kein grösseres Ansehen, als der wohleingerichtete Sitz eines begüterten Landedelmanns. Man nahm in allen Einrichtungen eine kluge Sparsamkeit wahr, und nur in ausserordentlichen Fällen, besonders wenn vornehme Gäste erschienen, war der Hof überhaupt, und die Tafel insonderheit, ansehnlich und reichsgräflich prächtig, ohne den Fürsten in ihre Vorrechte zu greifen. Allein das tägliche und gewöhnliche war so gut und hinlänglich, und was insonderheit auf der Tafel erschien, war, ohne hochgetriebene und ungesunde Künsteleyen, so wohlschmeckend und nützlich zugerichtet, daß es ein jeder mit Wohlgefallen genoß. Da nun auch bey der Tafel die Unterredung weder gezwungen, noch unnütz war, und der Herr Graf mit seiner Frau Gemahlin durch ihre Leutseligkeit und Munterkeit, durch ihre Gottseligkeit und Kenntnisse, die Tischgesellschaft angenehm belebeten, und nützlich unter-

hiel-

hielten: so hatte die Tafel Vorzüge vor den meisten fürstlichen und königlichen gewöhnlichen Tafeln. Die eingeführte Ordnung wurde beständig unterhalten, und ein jeder mußte sich zu derselben bequemen. Mittags um 12 und Abends um 7 Uhr wurde mit einer kleinen Glocke zu der gräflichen Tafel geläutet, und alsdenn mußten alle, welche an derselben speiseten, sich ohngesäumt, und zwar die Mannspersonen mit Stock und Huth, dazu einfinden. Das einzige, was ich als fehlerhaft bemerkt habe, war dieses, daß man ordentlicher Weise gegen die adelichen Gäste zu reichsgräflich that, sogar, daß nicht einmal die jungen Grafen eine adeliche Dame zur Tafel führeten, welches sie doch nachher, wenn sie in die Welt kamen, sich zur Ehre rechnen mußten.

Der Herr Graf lebte und wirkte auch zum Nutzen anderer Menschen, die nicht zu seinem Hause gehöreten. Nach seiner grossen Menschenliebe ließ er seinen Hof einen Zufluchtsort für Arme, Nothleidende und Hülfsbedürftige seyn, die sich auch jährlich in grosser Anzahl einfanden, Die gemeinen Armen und Bettler wurden im Schloßthor von dem Thorwärter mit Allmosen versehen. Andere Nothleidende wurden an den Kammerschreiber gewiesen, der ihnen nach der erhaltenen Vorschrift gab; und solche, die hülfsbedürftiger waren, als daß er ihnen aus der Casse, die er unter Händen hatte, helfen konnte, wurden dem Herrn Grafen selbst gemeldet. Er speisete, tränkete, kleidete, so viel als er vermogte, und diejenigen, welchen er nicht sogleich helfen konnte, versahe er auf die liebreichste Weise mit Rath und Trost. Es ist wahr, daß der Ruf von seiner Mildthätigkeit viele schlechte Menschen bewog, sich zu ihm zu drängen, die ihm viel Last und Unlust verursacheten: allein er folgete dem Beyspiel Gottes, der über Böse und Gute seine Sonne scheinen, und über Gerechte und Ungerechte regnen lässet: er ward auch durch die Erfahrung in Ansehung solcher Leute immer klüger, wußte die Betrüger zu unterscheiden, und in An-

sehung derselben sowohl seine eigne Maaßregeln zu nehmen, als andre zu warnen, welches ich nur durch ein Beyspiel bestätigen will. Ich erzählte 1748 seinem Rath und Hofmeister von Geusau, daß ein Mann, der von der römisch-katholischen Kirche zu der evangelisch-lutherischen getreten, und neulich zu Halle gewesen wäre, sich durch sein sehr gutes Wesen daselbst beliebt gemacht, und von einem frommen Prediger eine Empfehlung nach Cöthen erhalten hätte. Als der Herr Graf am 26sten Junius nach Obergreitz reisete, unterhielt ihn Herr von Geusau auch mit dieser Erzählung, aber der erfahrne Herr erkannte den Betrüger nicht nur an allgemeinen, sondern auch an besonderen Kennzeichen, und schrieb sogleich am folgenden Tage (kaum 4 Wochen vor dem Tode seines Leibes) an mich, dieser Mann sey ein Erzlügner, und ohne Zweifel der R. welcher ohnlängst zu Altenburg verlanget habe, daß seine Religionsveränderung von der Kanzel verkündiget werden mögte, ob er gleich schon zu Dresden bey den Lutheranern zum heiligen Abendmahl gegangen sey. Man müsse sich vor ihm hüten, auch sogleich nach Cöthen schreiben, und vor ihm warnen. Das Urtheil des Herrn Grafen war sehr richtig, und ein Mensch, der von einer christlichen Kirche zu der andern übertrit, und verlanget, daß die letzte deswegen grosse Feyerlichkeit anstellen solle, ist gewiß ein Betrüger. Von der Art der schlechten Menschen, die zu Köstritz Hülfe suchten, will ich auch ein Beyspiel anführen, das grossen Eindruck in mein Gemüth machte, weil es in die Zeit meines Aufenthalts an dem Hof des Herrn Grafen fiel. Es wurde von dem Thorhüter angezeiget, daß ein Fräulein in der bettelhaftesten Gestalt da sey, welches um mehr als das gemeine Allmosen bitte. Der Herr Graf ersuchte seine Frau Gemalin, diese Bettlerin selbst zu sprechen, und zu untersuchen, wer sie sey? Der Name ihrer Familie, den sie angab, die Umstände derselben, welche sie erzählte, die Ursachen ihres äusserst schlechten Zustandes, welche sie anführete,

kurz,

kurz, alles was sie bey dieser Prüfung anzeigte, war demjenigen, was die Frau Gräfin von ihrer Familie wußte, so gemäß, und überhaupt so wahrscheinlich, daß die gefühlvolle Frau Gräfin sehr gerühret wurde, und ihren Leuten befahl, allerhand Kleidungsstücke für die arme Unglückliche zusammen zu suchen. Während der Zeit, da dieses geschahe, tröstete die Frau Gräfin die Bettlerin unter andern damit, daß Gott sie zwar durch die grossen Widerwärtigkeiten, welche er ihr zuschicke, stark prüfe, sie aber gewiß wieder in einen guten Zustand versetzen werde, wenn sie ihr Schicksal mit Geduld und Hoffnung ertrage. Wenn Gott mich nur auf diesem Wege zu meinem Glück führen will, antwortete die Bettlerin, so soll es ihm nicht gelingen, so verlange ich seine Hülfe nicht. Die Frau Gräfin erschrack und zitterte über diese Frechheit und Ruchlosigkeit der Bettlerin, (die vermuthlich eine liederliche Person war,) gab ihr mit dem Geschenk noch eine nachdrückliche Ermahnung, und entließ sie geschwind. Es war damals im Vogtlande und in den angränzenden Ländern die unvernünftige und unchristliche Gewohnheit, kranke Bettler, die sich an einem Ort, er mogte ein Dorf, oder ein Flecken, oder eine Stadt seyn, einstelleten, auf einem Schubkarren solchergestalt von einem Ort zu dem andern bringen zu lassen, daß der zum schieben bestellte Mann den Kranken vor dem Hause entweder des Dorfschulzen, oder des Richters, u. s. w. hinwarf, und zurückkehrte. Das ging im Kreise so lange herum, bis der Bettler starb, da ihn denn der Ort, wo er verschied, begraben mußte. Wenn nach Köstritz ein solcher kranker Bettler gebracht wurde, so ließ der Graf ihn nicht weiter schieben, sondern verpflegen. Einsmals ward im Anfang des Winters eine venerische Weibesperson gebracht, deren ganzer Körper mit stinkenden Geschwüren bedeckt war, und die über unerträglich brennende Hitze klagete, ob sie gleich fast nacket war. Wegen des abscheulichen Geruchs wurde sie in eine Scheune gebracht, und daselbst

selbst auf Heu geleget. Es war kaum jemand zu bewegen, daß er sich ihr näherte, um etwas zu essen und zu trinken neben ihr hinzusetzen; und als der fromme Prediger Schmidt den fürchterlichen Zustand dieser Unglücklichen vernahm, und sich nach der Scheune begab, um sie zu ermahnen und zu trösten: blieb er in der Thür der Scheune stehen, und redete von ferne mit ihr, konnte aber auch da den Geruch von dieser lebendig verfaulenden Liederlichen kaum einige Minuten ausstehen. Sie starb nach einigen Tagen unter grossen Schmerzen, Aengsten und Wehklagen, in der traurigsten Einsamkeit. Diese Begebenheit ist schrecklich und äusserst eckelhaft, aber es ist nöthig zu bemerken, wie unglücklich und abscheulich der Mensch durch Liederlichkeit werden könne.

Ich will aber auch eine angenehme Geschichte erzählen, die sich in dem Todesjahr des Grafen Heinrichs des vier und zwanzigsten in der ihm zugehörigen Markt Hohenleuben zutrug. Ein kaiserliches Dragoner-Regiment marschirte 1748 aus den Niederlanden nach Oesterreich, und hatte am 1sten Nov. Rasttag zu Markt Hohenleuben. Einem gemeinen Dragoner von demselben, Namens Balthasar Clemens, aus Maynz gebürtig, war in den Niederlanden seine junge und geliebte Frau, eine Bayerin, gestorben, und hatte ihm einen zweyjährigen Knaben hinterlassen, den er sehr liebte, und zu erhalten wünschte. Es hatte ihm zwar auf dem Marsch sein Rittmeister erlaubet, oft bey dem Kinde auf einen Packwagen zu sitzen, es verursachte ihm aber doch zu viel Last, und er fürchtete, es mögte in die Länge nicht gut gehen. Also fassete er den Entschluß, daß er das Söhnlein nach Bayern zu den Verwandten seiner verstorbenen Frau schicken wolle. Er suchte zu Markt Hohenleuben einen Mann, der es dahin brächte, und fand einen Namens Georg Cramer, mit dem er eins wurde, daß er für eine Belohnung von sechs Ducaten das Kind nach Mainburg in Bayern bringen solle, denn in diesen, einen Baron

von

von Burgau zugehörigem Ort, wohnete seiner verstorbenen Frau leiblicher Bruder Thomas Wiedemann, als Bürger und Fleischhauer, der so wie sie in dem nahe dabey liegenden Dorf Leibersdorf geboren war. Der Dragoner erschien nun mit dem gemietheten Boten vor dem gräflichen Amt, und bat dasselbige, den Vertrag zu Protocoll zu nehmen, und den Cramer dazu anzuhalten, daß er denselben treulich erfülle. Das Amt machte zwar dem Dragoner den Einwurf, ob auch seiner Frauen Verwandte das Knäblein aufnehmen würden? er zweifelte aber nicht daran, behauptete auch, daß allenfalls die Obrigkeit des Orts sich des Kindes annehmen werde. Da nun auch der Bote das Kind auf seine Gefahr übernahm, so versprach das Amt dem Dragoner, daß es den Cramer zu seiner Schuldigkeit anhalten, und zur Fortbringung des Kindes das Nöthige mit Sorgfalt veranstalten wolle. Es ließ sich von dem Dragoner den Trau- und Todtenschein wegen seiner Frau, und das Zeugniß von der Taufe des Kindes geben, und übergab diese Papiere dem Boten zugleich mit dem Paß, den es ihm zustellete. Der Dragoner hatte zwar vorgeschlagen, daß der Bote mit dem Kinde über Nürnberg gehen solle, das Amt aber schlug den nähern Weg über Hoff, Amberg und Kehlheim vor, den sich auch der Dragoner gefallen ließ. Dieser zärtliche Vater küssete und drückte sein Söhnlein am Tage seines Abmarsches unter vielen Thränen, und überließ es der Vorsorge der ihm vorher unbekannt gewesenen Lutheraner. Das gräfliche Amt sorgete nun für die Fortbringung des Kindes. Der Bote machte über einem Schubkarren ein Verdeck, unter welches das Kind in einem Korbe geleget wurde, und trat am sechsten November die Reise mit demselben an. Das Kind schlief mehrentheils unterwegs; wo aber der Bote mit demselben einkehrete, da fanden sich liebreiche Mütter, welche sich seiner annahmen, und an jedem erheblichem Ort, durch welchen der Bote mit dem Kinde kam, ließ er von der Obrigkeit

desselben auf seinem Paß bezeugen, daß er das Kind dahin gesund gebracht habe. Der Weg über Amberg betrug nur 36 Meilen, und der Bote kam schon am 13ten Nov. zu Mainburg mit dem Kinde glücklich an. Es weigerten sich aber die Verwandte desselben, es aufzunehmen, und gebrauchten den Vorwand, daß sie zu arm wären, es zu erziehen. Der Bote brachte also das Kind dem Gerichtsherrn, welcher in der Gerichtsstube zu den Verwandten des Kindes öffentlich sagte: nun! wenn keiner von euch das Kind haben will, so nehme ichs. Er ließ es also nach seinem Hause bringen, und seine beyden Fräulein Schwestern nahmen es sogleich in ihre Vorsorge, kauften auch dem Cramer den Schubkarren ab, um ihn aufzuheben, und dem Kinde, wenn es erwachsen seyn würde, das Fuhrwerk, mit welchem es aus dem Vogtlande nach Bayern gebracht worden sey, zu zeigen. Diese gute Familie bewunderte und pries die Menschenliebe der Lutheraner, die für ein katholisches Kind so treulich gesorget hatten, der Baron von Burgau versahe auch den Boten mit einem glaubwürdigen Zeugniß, daß er das Kind richtig nach Mainburg gebracht habe, und der Bote kam nach 13 Tagen wieder zu Markt Hohenleuben an. Das Amt erfüllete nun auch noch seine letzte Zusage, und berichtete dem Dragoner Clemens am 21sten November nach Wien, daß sein Kind wohlbehalten nach Bayern gebracht worden sey, überschickte ihm auch davon die Beweise. Der ehrliche Georg Cramer lebet noch jetzt, da ich dieses schreibe, (im Junius 1784) zu Markt Hohenleuben in einem Alter von 82 Jahren. Diese Begebenheit machte damals, als sie sich zutrug, dem gräflichen Hof zu Köstritz viel Vergnügen, und wenn Graf Heinrich der vier und zwanzigste sie noch erlebet hätte, so würde sie ihn, den grossen Menschenfreund, ausserordentlich erfreuet haben. Man handelte aber noch lange nach seinem Abschiede in seinem Hause und Gebiet dem Geist der Menschenliebe gemäß, dem er durch sein Beyspiel so viel Ehre gemacht hatte.

Für

Für seine eigene Unterthanen sorgete der Herr Graf väterlich. Er war willig sie zu sprechen, und sich ihr Anliegen vortragen zu lassen. Hatten sie Zurechtweisung nöthig, so ertheilte er ihnen dieselbige mit vieler Geduld. Die Strafgelder, welche einkamen, zog er niemals zu seinen Einkünften *), sondern wendete sie auf folgende Weise an. Er ließ für dieselben einen Vorrath von Exemplaren der Bibel, des arndtschen wahren Christenthums, eines Gesangbuchs, und anderer Erbauungsbücher, anschaffen, welche den Bemittelten für den Einkaufspreis überlassen, den Armen geschenket, und den Bestraften, welche um Erlaß eines Theils der Strafe baten, an statt desselben gegeben wurden. Insonderheit ließ er von diesen Geldern die Gefängnisse in seinen Gerichten also bauen und einrichten, daß jedes ein wohlbewahrtes Fenster, folglich Licht und Luft, und zugleich einen eisernen Ofen bekam. Nun litten die Gefangenen an ihrer Gesundheit keinen Schaden, nun konnten sie etwas, das zu ihrer Verbesserung diente, lesen, oder es wurden Leute bestellet, welche ihnen dergleichen vorlesen mußten, wenn sie selbst nicht lesen konnten. Diese in der neuesten Zeit zur Ehre der Menschheit gewünschte Verbesserung der Gefängnisse ist also schon vor vielen Jahren von unserm Herrn Grafen Reuß eingeführet worden, welcher auf Befragen, was

*) Graf Georg Hermann von Leiningen-Westerburg, regierender Herr zu Grünstadt, gerieth in so viel Schulden, und in solche Armuth, daß sein Amtsschösser, der seine Regierung, sein Consistorium und seine Rentkammer vorstellte, die Gelegenheiten Geldstrafen aufzulegen, sorgfältig in Acht nahm, und wenn sie eingetrieben wurden, ging eine Magd dem Gerichtsdiener nach, um das Strafgeld in Empfang zu nehmen, und sogleich Fleisch oder sonst etwas einzukaufen. In diesem kläglichen Zustande fand ihn seine zweyte Gemahlin, eine Gräfin von Pappenheim, als sie 1724 mit ihrer Frau Mutter nach Grünstadt kam, und wurde dadurch veranlasset, sich der Landesregierung und der Haushaltung unmittelbar anzunehmen, um beyde zu verbessern.

ihn zu derselben bewege? zur Antwort gab, „der vielleicht „durch die Trübsal locker gemachte Acker müsse besäet „werden, und es sey zu hoffen, daß er nun eher Früchte „tragen werde, als vorhin.„

Wenn er eine Pfarrstelle zu besetzen hatte, so bemühete er sich nach einem Mann, der geschickt, rechtschaffen und gottselig zugleich war, und auf die beyden letzten Eigenschaften sahe er vorzüglich, welches Weisheit war. Denn wenn der Lehrer der christlichen Religion die bessernde und glückseligmachende Kraft derselben nicht aus eigener Erfahrung kenne, und durch sein Beyspiel bestätiget, so wird er wenig ausrichten. Auf den Rath des sel. Professors Aug. Hermann Franke stiftete er eine Prediger-Conferenz, zur Unterredung über den ganzen Umfang der Pflichten eines Lehrers des Evangeliums, die auf seinem Schloß und unter seinem Vorsitz gehalten wurde. Zu derselben kamen nicht nur Prediger aus den reußischen Herrschaften, sondern auch aus den benachbarten chursächsischen Landen; sie wurde Vormittags gehalten, und Mittags zog er alle, die sich eingefunden hatten, an seine Tafel. Sie ist nicht ohne Nutzen gewesen, insonderheit wegen des Herrn Grafens eigenen Ermunterungen und Lehren; unterschiedene aber kamen nur, um die Ehre zu haben mit ihm zu speisen, und ihre Disputierkunst zu zeigen. Ein solcher schien mir der Magister **Joh. Gottlieb Vorsatz** zu seyn, der, wie ich mich erinnere, sich in Ansehung der Pastoral-Rechte und Pflichten, zuweilen ohne Grund auf das Verhalten des Herrn und seiner Apostel in einzelnen Fällen berief. Ein anderer sächsischer Prediger auf den ich mich besinne, hieß **Orth**, und dieser war als ein vieljähriger Wetterbeobachter bekannt, der täglich dreymal die Veränderungen der Witterung angeschrieben hatte. Nachdem er seine Beobachtungen über 20 Jahre angestellet, glaubte er die bevorstehenden Veränderungen der Witterung voraus bestimmen zu können, und wechselte darüber Briefe mit dem Kanzler von Wolf zu Halle, es kam aber das nicht

her-

heraus, was er hoffte. Der Mann war so ängstlich blöde, daß er an der gräflichen Tafel weder essen noch trinken konnte. Der Herr Graf ermunterte ihn zwar, wider die Hofgewohnheit, zum Essen und Trinken, und verlangte, daß er sich einbilden solle, er sey zu Hause bey den Seinigen; und ich, der ich mich neben ihn gesetzt hatte, um ihm Muth einzuflössen, that alles mögliche, um ihn so weit zu bringen, daß er etwas genösse: es war aber nichts auszurichten. Er ließ vor Angst sehr oft die Serviette fallen, wagte es nicht, nahe genug an den Tisch zu rücken, und das Zittern der Hände verstattete nicht, den Löffel, eine Gabel und ein Glas bis an den Mund zu bringen. Er stand also so hungrig und leer wieder auf, als er sich niedergesetzt hatte.

Der Herr Graf ließ sich auch Schulmeister unter seinem Vorsitz versammlen, gab ihnen heilsamen Unterricht, und hörete und verbesserte ihre Gedanken und Meynungen über Materien, welche die Unterweisung der Kinder betrafen.

Seine Gabe und Geschicklichkeit, junge Leute zu bilden und zu erziehen, war so berühmt, daß er oft gebeten wurde, Kinder an seinen Hof zu nehmen. Zu diesen gehörte Graf Rochus Friedrich zu Lynar, sein nachmaliger Schwiegersohn, der von 1724 oder von seinem 16ten Jahr an bis er auf die Universität ging, von ihm erzogen wurde. Graf Heinrich Reuß der zwölfte, nachmaliger regierender Herr zu Schleitz, war unterschiedene Monate, eine Gräfin Reuß aus dem Hause Gera, nachmalige vermählte Gräfin von Stolberg, ungefähr 10 Jahre, an seinem Hofe. Von dem Herrn Grafen Reuß, Heinrich dem eilften, zu Greitz, wird hernach die Rede seyn. Ich will davon nicht sagen, daß er seinen Enkel, den **Herrn Grafen Friedrich Ulrich zu Lynar**, der in seiner frühesten Kindheit aus Stockholm, woselbst er geboren war, zu ihm gebracht worden, ungefähr 12 Jahre lang bey sich gehabt hat, und daß **Herr Graf Heinrich Casimir Gottlob zu Lynar**

auf seinem Schloß geboren ist; sondern ich will von fremden gräflichen Kindern, die er erzogen hat, nur noch die Herren Grafen und Brüder **Carl Ernst Casimir**, und **Friedrich Wilhelm, Grafen zu Lippe-Bisterfeld**, nennen welche damals den ältesten von meinen noch lebenden besten und liebsten Freunden, Herrn **Johann Hermann Barkhausen**, nun schon vieljährigen ersten Prediger zu Bassum, einige Meilen von Bremen, zum Lehrer hatten, und die ich selbst noch mit unterrichtet habe. Unterschiedene adeliche Familien baten ihn, ihre Söhne als Edelknaben zu sich zu nehmen, und ihnen eine gute Erziehung zu geben, davon er auch unterschiedene gebildet hat, als, einen **von Poser** *), einen **von Wegerer**, einen **von Gelhorn**, einen **von Bonin**, (jetzigen Oberhofmeister des Fürsten Reuß zu Greitz), und den gottseligen **von Bogatzky**, welcher nachher durch Bücher und Schriften christliche Gesinnung zu befördern gesuchet hat.

Das

*) Dieser Ernst Heinrich von Poser, von der Krichen-Schmardischen Linie der schlesischen adlichen Familie von Poser, ist am 15ten Sept. 1707 geboren, und nachdem er zu Köstritz als Page wohl erzogen worden, auch in Gesellschaft des Grafen Heinrich des sechsten Reuß und des Grafen zu Lynar, deren Hofmeister Herr von Geusau war, erst auf die Universitäten Jena und Halle, und hernach auf die Reise nach Holland, Frankreich und England gegangen. Hierauf war er eine kurze Zeit in Diensten des Grafen von Promnitz zu Sorau, und alsdenn Hauptmann unter den dänischen Truppen, welche in Holstein lagen. Er gab diese Kriegesdienste auf, und ging, aus Anhänglichkeit an das gräflich-reußische Haus, wieder nach Köstritz. Graf Heinrich Reuß der neunte, königl. preußisch. Staatsminister, schickte ihn, als einen zuverläßigen Mann, nach Holland, und ließ durch ihn den Verkauf der Güter seiner Frau Gemalin besorgen. Hierauf ging er wieder nach Köstritz, und hielt sich bey Heinrichs des vier und zwanzigsten Frau Witwe als Gesellschafts-Cavalier und Oberaufseher ihrer Wirthschaft, auf. Nach ihrem Tode hat er sich nach Jena begeben, wo er jetzt, da ich dieses schreibe, (im Junius 1784) noch lebet.

Das Vertrauen zu seinem Verstand, Herzen und Diensteifer war so groß, daß überaus viele sich mit ihren Angelegenheiten an ihn wendeten, und seinen Rath und Beystand sucheten. Das nahm durch den Ruhm derjenigen, welchen er nützlich gewesen war, so zu, daß er mehr fremde als eigene Angelegenheiten zu besorgen hatte, und also mit Geschäften gar zu stark überhäuft war. Wenn daraus Bekümmerniß seines Gemüths entstund, so betete er zu Gott, übergab desselben Leitung die übernommenen fremden Angelegenheiten eben sowohl als seine eigenen, dankete ihm auch wohl für die Menge derselben, weil sie seine Demuth beförderte. Denn weil er oft erfuhr, daß seine treuesten und eifrigsten Bemühungen unzulänglich waren, und ihren Zweck nicht erreicheten, und seine Mängel und Unvollkommenheiten dabey stark empfand: so war er lebhaft überzeugt, daß er Gott alle seine Kräfte, und alles, was er dadurch ausrichtete, zu danken habe, und ohne desselben Beystand und Segen weder für andere, noch für sich, etwas thun könne.

Er hielt ein Register von den zu Geschäften aller Arten brauchbaren Personen, welche er entweder persönlich kennen lernte, oder die ihm von anderen empfohlen wurden, oder die sich seine Vorsorge schriftlich ausbaten. Man kann keine Aemter und keine Bedienungen, von den höchsten bis zu den geringsten, nennen, zu welchen er nicht tüchtige, das ist gottesfürchtige und geschickte Leute, in seinem zahlreichen Verzeichniß hatte. Diese suchte er nun bey vorkommenden Gelegenheiten anzubringen, und wer entweder einen Rath, oder Beamten, oder Prediger, oder Hauslehrer und Hofmeister, oder Bedienten, kurz, wer einen Menschen, von welcher Art er auch seyn mogte, verlangte, und mit dem Herrn Grafen in Bekanntschaft und Verbindung stund, oder dieselbige ohne Bedenken suchen durfte, der wendete sich an ihn, und bat, ihm einen solchen vorzuschlagen. Gemeiniglich konnte er nicht nur mehrere von verschiedenen Eigenschaften nennen, son-

dern er war auch meistens in seiner Empfehlung glücklich, und trug dadurch zur Verbesserung aller Stände viel bey. Als ich ihm 1747 als Student durch den vorhin genannten Herrn Barkhausen vorgestellet wurde, mußte ich ihm meine ganze Lebensgeschichte erzählen, und weil ich das Glück hatte, ihm zu gefallen, so sagte er zu mir mit grosser Leutseligkeit, er wolle bey mir Vaterstelle vertreten; wenn mir also etwas angetragen würde, so sollte ichs ihm melden, da er mir denn rathen wolle. Ich mußte ihm meine besten Bekannte, unter Personen beyderley Geschlechts und allerley Standes, in Niedersachsen, insonderheit zu Hannover, nennen, damit er sie auf der Reise nach Holstein, zu seinem Schwiegersohn, dem Herrn Grafen zu Lynar, persönlich kennen lernen könne. Hierauf nahm er mich bey der Hand, führete mich zu seiner Frau Gemalin, stellte mich derselben vor, und erzählte ihr zugleich das vornehmste von dem, was ich ihm von meinen Begebenheiten und Bekanntschaften gesaget hatte; trug auch mich, und einige Personen von meiner Bekanntschaft, in sein Register ein. Im folgenden Jahr schlug er mich seinem Herrn Schwiegersohn, dem Grafen zu Lynar, zum Lehrer und Hofmeister des ältesten Sohns desselben vor. Man kann leicht erachten, daß bloß der Briefwechsel und die Mühe wegen so vieler hundert ja tausend Personen, die er unterbrachte, ihm viele Arbeit verursachet habe, die aber doch nur einen Theil seiner Beschäftigungen ausmachte. Ein anderer Theil seines Briefwechsels betraf die Beschleunigung und Endigung der Processe armer bedrängter Leute, denen er ausserdem auch die Kosten, welche sie wegen derselben hatten, vorschoß, auch wohl gar schenkte. Nimmt man noch dieses zu allem, was ich schon erzählet habe, daß er von 8 Uhr Morgens an, den ganzen Tag über bereit und willig gewesen, jedermann von seinen Bedienten, Unterthanen und Fremden, die ihn sprechen wollten, Gehör zu geben, so daß er nicht gern einen ungehöret weggehen ließ: so

muß

muß man sich allerdings darüber verwundern, wie er habe so viele und mannichfaltige Geschäfte bestreiten können.

Von seinen gemeinnützigen Bemühungen anderer Art auch noch ein Paar Proben anzuführen, so ward er 1706 an den König von Schweden, Karl den Zwölften, als derselbe die churfürstlich sächsischen Lande in Besitz genommen hatte, von dem gesammten gräflich reußisch-plauischen Hause nach dem Hauptquartier zu Alt-Ranstadt abgeschicket, um für die reußischen Herrschaften Schutz und Sicherheit zu suchen. Er erlangete was er begehrte, und das ganze reichsgräfliche Haus erkannte sich ihm dafür verpflichtet. Im folgenden Jahr zog der König mit seinem Kriegesheer nach Polen, ließ aber in Schlesien einen Bevollmächtigten zurück, welcher bey der verordneten kaiserlichen Commißion das bewirken mußte, was in dem bekannten Alt-Ranstädtischem Vergleich vom 21sten Aug. zum Nutzen der evangelischen Schlesier ausgemachet war. Herr Graf Heinrich der 24ste begab sich nach Schlesien auf die Güter seiner Frau Gemalin, und war, nach dem Wunsch und Verlangen der evangelischen Stände des Herzogthums, ein so wirksames und zugleich vorsichtiges und kluges Werkzeug in ihren Angelegenheiten, daß sie ihm die Erlangung der Gnadenkirchen vorzüglich mit verdanketen. Die Mühe, welche ihm diese Angelegenheit machte, war unbeschreiblich groß, und die Anschläge und Nachstellungen der römisch-katholischen gottesdienstlichen Personen zogen ihm keine geringe Gefahr zu.

Als Vormund erstlich des Grafen Heinrichs des zweyten zu Ober-Greitz, zweytens des Grafen Heinrichs des 29sten zu Ebersdorf, und drittens des Grafen Heinrichs des eilften zu Ober-Greitz, Sohns des erstgenannten, hat er sich um die Lande dieser Herren grosse Verdienste erworben. Die dritte und letzte Vormundschaft, welche der vollkommen mit ihm übereinstimmende und aufs freundschaftlichste verbundene vortrefliche Herr Graf

Henkel von Donnersmark zu Pölzig zugleich mit ihm führete, war die längste, denn sie währete über 20 Jahre, bis 1743, da Herr Graf Heinrich der eilfte, jetziger Fürst Reuß, die Regierung seines Landes selbst antrat, und bald hernach sich mit seines gewesenen ersten Vormundes jüngsten Gräfin Tochter (S. 9) vermählete. Er war von seinem Herrn Schwiegervater als desselben eignes Kind erzogen, und dadurch zu seiner nachmaligen so guten Regierung vorbereitet worden. Die Herren Vormünder waren aufs weiseste dahin bedacht, die Herrschaft Obergreitz auf alle Weise in den besten Zustand zu setzen, und Graf Reuß der vier und zwanzigste übernahm, zu ungehinderter Erreichung des besten Endzwecks, 1732 eine eigne beschwerliche Reise nach Wien. Die Rechtsverwaltung ward auf einen guten Fuß gesetzet, Kirchen und Schulen wurden mit rechtschaffenen Lehrern versehen, in der Stadt Greitz ward eine Charité-Schule angeleget, und für die Wohnung und übrige Nothdurft der Land-Catecheten wurde nach Möglichkeit gesorget, welches Folgen der Kirchen- und Schul-Untersuchung waren, die der Herr Graf Reuß 1741 persönlich im ganzen Lande anstellete. In der Stadt Zeulenroda ward eine Zuchthausanstalt errichtet, anderer guten Einrichtungen nicht zu gedenken. Es fand auch Herr Graf Heinrich der eilfte beym Antrit der Regierung einen beträchtlichen Geldvorrath, den er zum Theil zur Erweiterung und Verschönerung des Obergreitzischen Bergschlosses, seines Wohnsitzes, anwendete.

Der Herr Graf ist auch zu unterschiedenen malen von dem Kaiser und den höchsten Reichsgerichten in fürstlicher und gräflicher Häuser Angelegenheiten, mit Aufträgen beladen worden, von welchen ich aber nichts genaueres angeben kann.

So thätig und nützlich brachte der Herr Graf seine Lebensjahre bis in das hohe Alter zu, und war dabey der ewig dauernden Glückseligkeit beständig so eingedenk, daß

er

er seine Lebenszeit auf Erden als eine Zubereitung zu derselben ansahe. Als ein himmlisch gesinnter Mann sprach er oft und viel, mit und zum Vergnügen, von dem Ausgang aus dem jetzigen Zustande, und von dem Uebergang in den künftigen. Die Art und Weise des letzten überließ er Gott ganz, und sagte, „es sey ihm gleichgültig, „ob Gott ihn durch einen unbequemen Postwagen, oder „durch eine Sänfte in den Himmel holen lassen wolle.„ In seinen lebhaftesten Jahren wünschete er, daß er auf dem Sterbebette viel zum Nutzen der Umstehenden sprechen könnte und mögte; nachher bemerkte er, daß sich hinter diesem Wunsch eitler Stolz verberge, und also stellete er es bloß und ganz in Gottes Willen, wie sein Zustand bey seinem Abschied von der Welt seyn solle.

Im Maymonat des 1748sten Jahres verspürete er die schon seit geraumer Zeit empfundene Abnahme seiner Leibeskräfte stärker als vorher, ward auch an einem starken Husten und Catharralfieber krank. An einem gewissen Tage gerieth er gegen Abend unvermuthet in einen tiefen Schlaf, der einige Stunden lang anhielt. Als er wieder aus demselben erwachte, sagte er zu seinem alten, frommen und treuen Kammerdiener, ich werde einmal unvermuthet verscheiden, wie ein Licht verlöschet. Er sprach hierauf noch unterschiedenes mit eben demselben, welches die Glückseligkeit der Christen betraf, die in gesunden Tagen zum Abschied von der Welt so bereit wären, daß er ihnen in jeder Stunde gelegen und willkommen sey. Er bediente sich dabey eines passenden Gleichnisses. Diesen ist so zu Muthe, sagte er, als einem solchen, der in einem königlichen Vorzimmer fast den ganzen Tag auf die begehrte und ihm versprochene Audienz sehnlich wartet, und bey jedesmaliger Eröfnung des königlichen Zimmers hineingerufen zu werden hoffet, auch endlich, da er sichs am wenigsten versiehet, wirklich und zu seiner größten Freude hinein zu gehen befehliget wird. Wer aber den Eingang in den Himmel erlanget, der bleibet bey seinem

Herrn

Herrn und Heiland ewiglich und in größter Glückseligkeit, und eines solchen Abschied zu bedauren und zu beweinen ist unrecht.

Im Junius schien es, als ob er von der Krankheit wieder hergestellet sey, und weil er zu der bevorstehenden Entbindung seiner jüngsten Frau Tochter eingeladen war, so reisete er am 26sten d. M. mit seiner Frau Gemalin nach Obergreitz. In der ersten Zeit befand er sich gut, brauchte die Molkencur, und ritte fast täglich aus. Seine Frau Tochter wurde von einer jungen Gräfin entbunden, er freuete sich darüber, und wohnete am 13ten Julius der Taufhandlung christlich bey. Am 17ten Jul. that er eine kleine Reise nach der Stadt Zeulenroda, und sein körperlicher Zustand schien nicht mehr bedenklich zu seyn. Allein am 20sten stellete sich der Husten wieder ein, und schon am Abend dieses Tages erfolgete eine so grosse Mattigkeit, daß er sich, ohne auch nur die gewöhnliche Suppe zu essen, zu Bette begeben mußte. Die darauf folgende Nacht, und die beyden nächsten Tage waren zwar leidlich, aber der Husten hielt doch stark an. Der Herr Graf konnte nicht viel reden, ließ sich aber destomehr Erbauliches vorlesen, und versicherte, daß alles Gute und Nützliche, welches ihm vorgelesen und gesaget werde, ihm zur Erquickung gereiche, und daß er in Ansehung desselben so sagen könne, wie jener, wecket mich, wenn ihr wollet, so dürstet mich. Am 23sten Jul. befand er sich so erträglich, daß er aus dem Bette aufstund, um sich barbiren und weiß anziehen zu lassen. Unter dem Barbiren trat seine Frau Gemahlinn in das Zimmer, welche er mit freundlichem und heiterm Gesicht empfing. Wie kann man, sagte sie, krank und zugleich so aufgeklärt seyn! Weißt du nicht, antwortete er, daß ich mir alles zur Freude mache? Als er angezogen war, legte er sich wieder zu Bette, und ließ sich durch einen Kammerbedienten zur Ermunterung etwas vorlesen, sagte auch zu demselben, „man muß sich „in seinem ganzen Leben zum Tode zubereiten, damit man „auf

„auf dem Sterbebette ganz fertig, und weiter nichts „übrig ist, als so ganz stille zu liegen.„ Es überfiel ihn wieder Mattigkeit, Phantasie und Ohnmacht, und ob er sich gleich davon erholte, so ward ihm doch das Reden sehr schwer. Seine jüngste Frau Tochter ließ ihn um Erlaubniß bitten, daß sie sich aus ihrer Wochenstube zu ihm hinauftragen lassen dürfte, er ließ ihr aber sagen, er wisse, daß sie für ihn bete, das übrige sey nur Anhänglichkeit und keine Realität; und da sie dennoch die Bitte wiederholen ließ, antwortete er weiter nichts, als diese abgebrochenen Worte, einander wiedersehen; es hat jedes seinen Periodum. Die Gräfin Lynar sprach von den Fürbitten, die für seine Erhaltung geschähen, er antwortete aber kurz, es ist mir alles indifferent; und als eine andere gottselige Dame sagte, es könne ihm wohl alles gleichgültig seyn, weil er mit Gott wohl daran sey, so antwortete er wieder kurz, das ist ausgemacht. Die Schwachheit wurde grösser, er nahm aber doch etwas Speise zu sich, wünschte den Seinigen eine gute Nacht, und verlangte, daß sie zu Bette gehen mögten, fing auch selbst an einzuschlafen. Die Nacht war unruhig, und seine Schwachheit nahm am 24sten Jul. gegen Morgen immer mehr zu. Er sahe daß seine Kammerbedienten weineten, und sagte zu ihnen, weinet nicht. Eine gegenwärtige gottselige Person erinnerte ihn, als er etwas trank, an die Erquickung in der künftigen vollkommenen Welt, und er setzte hinzu, man geniesset sie schon hier. Nach 7 Uhr kam seine Gemahlinn, und nahm den zärtlichsten Abschied von ihm, den er, weil ihm die Sprache immer schwächer wurde, nur durch das freundlichste Gesicht erwiederte. Sie fragte ihn, sie kennen mich doch noch? und er strengete sich an, und antwortete in französischer Sprache, das ist meine liebe Frau. Sie legte ihm noch diese Frage vor, was denken sie von der ewigen Seligkeit? und er erwiederte, ich halte sie für eine ausgemachte Sache. Nun verging ihm die Sprache, und er

ge-

gerieth in einen Schlaf, in welchem er Mittags um 12 Uhr völlig entschlief. Das Alter, welches er erreichte, betrug 67 Jahre weniger 12 Tage. In der Nacht vom 26sten auf den 27sten Julius wurde der verblichene Leichnam von dem obern Schloß zu Greitz in der Stille nach Markt Hohenleuben gebracht, und daselbst in das Begräbniß gesetzet, welches der Herr Graf neu erbauet hatte. Man darf das, was dieser Graf gewesen ist, gesaget und gethan hat, nur bloß erzählen, um ihm die Hochachtung aller Leser zu verschaffen. Mögte es nur unter den Personen seines Standes viele geben, die ihm ähnlich wären, oder doch zu werden suchten!

Anton von Geusau,

gräflich reußisch-plauischer Rath und Hofmeister zu Köstritz.

Ein-

Einleitung.

Gründliche und ausgebreitete Gelehrsamkeit, grosse Weltkenntniß, feine Lebensart, aufrichtige Liebe Gottes und des Heilandes der Welt, und ächte Menschenliebe, sind so selten in einer Person verbunden, daß derjenige, bey welchem sich alles dieses vereiniget findet, gewiß zu den merkwürdigsten Männern gehöret. Ein solcher war **Anton von Geusau**, dessen Familie eines der ältesten adelichen Geschlechter in Thüringen ist.

Herkunft des von Geusau.

Sein Vater, **Günther von Geusau**, fürstlich braunschweigischer Kammerjunker und Domherr des freyen weltlichen Reichsstifts Gandersheim, erzeugte ihn mit seiner Ehegattin **Johanna Ursula von Rehdinger**, die ihn am 28sten August 1695 zu Gandersheim gebar. Von seinem Vater ist mir nichts besonders bekannt, aber seine Mutter wird als eine Frau von vielem Verstand, angenehmen Wesen und ungefärbter Gottseligkeit beschrieben, die sich allgemeine Liebe und Hochachtung erworben.

Kindheit desselben.

Da der Vater starb, als dieses sein jüngstes Kind noch sehr jung war, und also desselben erste Erziehung auf seine Mutter ankam: so war es ein Glück für ihn, daß sie so vorzügliche Eigenschaften hatte. Sie ermunterte den lebhaften und aufgeweckten Knaben früh zu der Liebe Gottes, und da sie nach ihres Mannes Tod bey der Frau Aebtißin Henriette Christine, Herzogin zu Braunschweig-

Wolfenbüttel, ich weiß nicht, auf welche Weise? in Dienste getreten war, so brachte sie auch diesen Sohn, der noch ein Knabe war, als Page bey der Herzogin an, um ihn desto besser unter ihrer Aufsicht zu haben. Ungeachtet dieselbige sehr sorgfältig war, so konnte sie doch nicht verhüten, daß er nicht, da er kaum ein Jahr als Edelknabe gedienet hatte, nach starker Erhitzung, ohne ihr Vorwissen, etwas Kaltes trank, und sich dadurch eine langwierige und gefährliche Krankheit zuzog, die ihm nicht verstattete, den Dienst bey Hofe fortzusetzen.

Kommt in das Pädagogium zu Glaucha bey Halle.

Was aber damals ein Unglück für ihn zu seyn schien, das wurde durch Gottes väterliche und weise Leitung der Grund seines Glücks. Denn als er sich ziemlich wieder erholet hatte, zog seine Mutter, ob sie gleich nur wenig Vermögen hatte, mit ihren beyden jüngsten Kindern nach Halle, und gab diesen Sohn in das königl. Pädagogium, in welchem schon ein älterer Bruder von ihm vorhanden war. In dieser vorzüglich guten Schulanstalt erweckete der nützliche Unterricht seine grossen natürlichen Fähigkeiten, und da auch seine Lernbegierde ungemein groß und anhaltend war, so that er sich in kurzer Zeit unter seinen Mitschülern sehr hervor. Er brachte es in der lateinischen Sprache und in allen Schuldisciplinen so weit, daß er schon nach zurückgelegtem Knabenalter in die classem selectam versetzet wurde, in welcher er ein Jahr blieb.

Wird Student.

Er schrieb gutes prosaisches Latein, machte auch lateinische Gedichte, und war überhaupt so geschickt, daß er schon nach erreichtem sechszehntem Jahr aus dem Pädagogium mit Ruhm entlassen, für reif zu der Universität erkläret, und am dritten April 1712 als Student einge-

schrieben wurde. Sein vortreflicher Kopf fand nun in den Lehrstunden der berühmten Männer Thomasius, Ludewig, Gundling, Böhmer und anderer, solche Nahrung und Förderung, daß er nach einigen Jahren zu den gründlich gelehrten Studenten gehörete. Der rechtschaffene Professor August Herrmann Franke hatte das Verdienst um ihn, daß er ihn nicht nur in Bedürfnissen unterstützte, sondern auch durch Ermunterungen und Anleitungen seine gottselige Gesinnung unterhielt und förderte.

Wird Rath am reußischen Hof zu Köstritz.

Um die Zeit des Alters, da die meisten Jünglinge kaum tüchtig zu der höhern Schule sind, verließ dieser frühzeitige Kopf schon dieselbige, und es war gütige Schickung Gottes, daß ihn 1716 der in dem vorhergehenden Abschnitt beschriebne Herr Graf Heinrich der vier und zwanzigste Reuß in seine Dienste, als Rath, nahm. Zu Köstritz lernete er seine erlangten Kenntnissen anwenden; hier ward er ein Geschäftsmann unter der Anleitung eines der größten Geschäftsmänner; hier sahe er Muster der christlichen Gottseligkeit, der Menschenliebe, der gemeinnützigsten Thätigkeit und der besten Ordnung. Der Herr Graf gebrauchte ihn in eignen und fremden Angelegenheiten, und weil er seine grossen Fähigkeiten und Gaben erkannte, so hielt er es für pflichtmäßig, ihm zu der schönsten Ausbildung derselben behülflich zu seyn. Er vermittelte es also, daß der von Geusau 1719 mit dem Grafen Heinrich dem 29sten Reuß zu Ebersdorf die Reise nach Holland und Frankreich thun, und seine Länder und Menschenkenntniß vergrössern konnte. Einige Zeit nach seiner Zurückkunft setzte er ihn seinem Hofstaat als Hofmeister vor, übergab ihm auch seine Lehnssachen, und sendete ihn, bey vorkommenden Veranlassungen und Gelegenheiten, auch an gräfliche und fürstliche Höfe und an andere Oerter. Er richtete nicht nur alles, was ihm auf-

getragen war, mit Sorgfalt und Klugheit aus, sondern er erwarb sich auch durch Rechtschaffenheit, Verstand und angenehmes Wesen allenthalben Liebe, Hochachtung und Vertrauen.

Ist zu Jena und Halle Hofmeister der Grafen Reuß und zu Lynar, mit welchen er hernach reiset.

Herr Graf Reuß ließ seinen ältesten Sohn, den Grafen Heinrich den sechsten, und den Grafen Rochus Friederich zu Lynar, von 1726 bis 29 zu Jena, und hernach noch zwey Jahre zu Halle studiren. Es konnte ihnen kein besserer Hofmeister gegeben werden, als der Rath von Geusau, der sich auch aus Liebe zu dem köstritzischen Hause entschloß, beyder jungen Herren Lehrer und Führer zu werden, und sich also 1726 nach Jena begab; er besorgete aber auch viele Angelegenheiten des köstritzischen Hauses schriftlich, und wenn er dann und wann von Jena und Halle dahin kam, auch persönlich. Weil er nun schon gewohnet war, sich mit den beyden jungen Grafen zu beschäftigen, so begleitete er sie auch 1731 und 1732, als sie durch die Niederlande, Frankreich und England reiseten, und sie hatten Ursach sich dieses weisen und angenehmen Führers lebenslang zu freuen, waren ihm auch in Hochachtung und Dankbarkeit ganz ergeben. Das Tagebuch von dieser Reise ist nicht mehr vorhanden.

Reiset mit seinem Herrn nach Wien.

Gleich nach der Rückkunft ging er mit seinem Herrn, dem vier und zwanzigsten, nach Wien an den kaiserlichen Hof, und unterstützte denselben in den Angelegenheiten, welche die Vormundschaft über den Grafen Heinrich den eilften von Obergreitz betrafen, (S.26) durch klugen Rath und durch Ausarbeitung einiger gründlichen Schriften, die bey dem Reichshofrath übergeben wurden,

so

so daß der gewünschte Ausgang der Sache ihm guten Theils mit verdanket wurde.

Begleitet den Grafen Heinrich den eilften Reuß auf seiner grossen Reise.

Der eben erwehnte Herr Graf Reuß, Heinrich der eilfte, Pflegesohn des vier und zwanzigsten, hatte auf der Universität zu Göttingen studiret, und war nun so weit gekommen, daß er eine grosse Reise in fremde Länder mit Nutzen antreten konnte, welche durch einen Strich von Deutschland, durch Frankreich, Italien und Helvetien angestellet werden sollte. Auf derselben hatte er einen erfahrnen und weisen Führer nöthig, und der Rath und Hofmeister von Geusau ließ sich bewegen, abermals seine Amtsgeschäfte zu Köstritz auf ein Paar Jahre zu unterbrechen, und diesen hoffnungsvollen jungen Grafen in und durch die grosse Welt zu führen. Weil derselbige nach vollendeter Reise die Regierung der obergreitzischen Lande antreten sollte, so reisete er mit etwas grösserem als sonst gewöhnlichem Gefolge, indem er, ausser dem Herrn von Geusau, auch den Herrn von Gellhorn, der ein Zögling Heinrichs des vier und zwanzigsten war, (S. 22.) und Herrn Sturm, als Arzt, bey sich hatte. Von dem größten Theil dieser Reise ist das Tagebuch vorhanden, welches Herr von Geusau gehalten, und stückweise nach Köstritz geschicket hat, von da aus es auch einigen andern mit dem köstritzischen Hause verwandten und freundschaftlich verbundenen Personen mitgetheilet worden.

Von Frankreich und Italien habe ich viel Geographisches und Politisches aus demselben schon in die erste Ausgabe des zweyten Theils meiner Erdbeschreibung gebracht, und viele daraus gezogene Anecdoten von Gelehrten habe ich in dem siebenten Theil der Anecdoten zur Lebensgeschichte berühmter Gelehrten mitgetheilet, in welchem sie S. 1 bis 76 stehen. Was ich jetzt daraus

ziehen will, soll mehrentheils politisch seyn, fürstliche und königliche Höfe und Personen aus der grossen Welt, betreffen.

Reise bis Paris.

Es fängt mit **Bamberg** an, woselbst die Reisenden am 15ten September 1740 eintrafen. Am 17ten sprachen sie den **Fürsten Bischof von Bamberg und Würzburg**, Friederich Carl, gebornen Grafen von Schönborn, ehemaligen Reichs-Vicekanzler, der nicht damit zufrieden war, daß der Graf sich in Frankreich lange aufzuhalten gedachte. Er behauptete, drey Monate reichten zu, um alles zu lernen, was man in Frankreich lernen könne, und zweifelte, ob der Graf von daher gescheuter zurückkommen werde, als er schon sey. Er selbst sey drey Jahre in Paris gewesen, wisse aber jetzt nicht, wozu es ihm genutzet habe? Ein deutscher Reichsstand müsse in Wien viel länger als zu Paris verweilen, denn von jenem Ort hole er entweder sein Glück oder sein Unglück her. Ueber den damaligen Zustand des deutschen Reichs führete er eine bedenkliche Klage, und versicherte, daß wenn die Reisenden den geheimen Zusammenhang der Staatssachen recht wüßten, sie ihm noch mehr glauben würden. Die Unterredung fiel natürlicher Weise bald auf die Folgen des nächstens zu erwartenden Todes Kaisers Karl des sechsten, (welcher auch schon am 20sten Oct. d. J. erfolgte,) der das ganze bisherige politische System umstürzen werde; und als auch davon die Rede war, daß die grossen Herren nach und nach die kleinen Herren verschlingen würden, erkundigte sich der Fürst, ob das gräflich reußische Haus jetzt Anfechtung von dem Churhause Sachsen habe?

Zu **Würzburg** besahen sie auch den Staatswagen, den der vorhin genannte Fürst hatte zu Wien verfertigen lassen, um in demselben an hohen Festtagen nach der

Kir-

Kirche zu fahren. Er hatte eine ausserordentliche Grösse, so daß nicht nur ein eigener Schuppen für denselben hatte erbauet werden müssen, sondern es war auch unter den Kasten ein starkes hölzernes Gestelle, auf welchem er ruhete, damit er die Hangriemen nicht zu sehr belästigte. Auswärts bestund der ganze Kasten, so wie das Gestell und die Räder, aus der allerfeinsten und mühsamsten ganz vergoldeten Schnitzarbeit, sogar daß selbst der aus rothem Leder gemachte Himmel mit dergleichen Schnitzarbeit überzogen war. Inwendig war er von geblümtem und mit Gold ausgesticktem rothem Sammet, und die Fenster, deren eines die ganze Rückwand einnahm, waren von venetianischem Glase, auch mit Vorhängen von Goldstoffe versehen. Das sonderbarste war, die gänzliche Bedeckung der Achsen vermittelst vorgeschraubter und zierlich geschnitzter Capseln. Es schien, daß der Wagen nach einem römischen Geschmack gemacht war. Zu **Remlingen**, einem Städtchen, welches den Grafen von Castell und den Grafen und Fürsten von Wertheim in Gemeinschaft gehöret, erklärete es die Postmeisterin für eine Folge dieser Gemeinschaft, daß sie über eine Erbschaft schon seit vier und zwanzig Jahren Proceß führe. Die Reise ging über die kleinen Städte **Mildenberg** und **Erbach**, und über **Manheim** und **Kehl** nach **Straßburg**. Hier blieben sie vom 30sten Sept. bis zum 9ten October. Der Comte de Broglio, Marechal de France, Commendant de la Province d'Alsace & Chevalier de S. Esprit, war hier die erste Person. Dem Geschlecht nach war er ein Piemonteser, es bezeugte auch seine Gestalt und sein Wesen, daß er mehr Italiener als Franzose sey. Es wurde bey ihm ziemlich gut gespeiset, aber der Fußboden des Speisesaals war sehr staubig und kothig, und ein Aufsatz von leeren Deckelgläsern auf der Mitte der Tafel zierete dieselbige nicht. Von dem Marquis de Beauvaux, der als französischer ausserordentlicher Gesandte nach Berlin ging, und sich bey

dem Prof. Schöpflin als ein starker Kenner alter römischer Münzen zeigte, erzählte bey dem Marquis de Broglio ein französischer Officier, daß er, wann er sich viele Stunden auf der Jagd angegriffen habe, und alsdenn nach Hause komme, sogleich mehrere Stunden lang hinter einander ununterbrochen studire, der Marquis von Broglio aber urtheilete von ihm, er habe viel Ehrgeitz, und immer neue Entwürfe, wie der Graf von Belisle. Den fünften und sechsten October brachten sie zu **Lüneville** zu. Dem König Stanislaus wurden sie durch den Obermarschall von Meschek, und der Königin durch die Gräfin von Leiningen vorgestellet. Die Königin speisete wegen ihrer Kränklichkeit beständig allein, der König aber hatte diesmahl offene Tafel, zu welcher auch der Marschall von Broglio aus Straßburg kam. Herr Graf Reuß speisete mit dem König, seine Edelleute aber bey dem Obermarschall. Unmittelbar nach der Tafel rauchte der König Toback, und hierauf kamen alle in desselben Zimmer zusammen, da er denn bald mit diesem, bald mit jenem sprach. Sein Hofstaat war ziemlich zahlreich, und seine Leibgarde zu Pferde, welche in gelb mit Silber gekleidet war, fiel gut in die Augen. Die Einwohner von Lüneville waren weder mit der französischen Herrschaft, noch mit dem König Stanislaus zufrieden, weil sie mit dem lotharingischen Hof ihre Nahrung verloren hatten, und weil der Kanzler von Lothringen und französische Intendant de la Galliziere ein harter Mann war. Von dem König urtheilte man: il est roi pensionnaire, qui fait ni du bien, ni du mal. Der Graf bemerkte, daß der erwehnte Kanzler hinter dem Stuhl des Königs bey der Tafel aufwartete. Ueber Rheims kamen sie am 9ten October nach Paris.

Zu Paris im October 1740.

Am 20sten October gab dem Herrn Grafen desselben Oheim à la maniére de Bretagne, der Marquis von Mont-

Montbrün, den Gegenbesuch, erbot sich, ihn am Hofe und sonst allenthalben vorzustellen, und überließ es ihm, wenn er wolle, seine Gemalin auf ihrem Landhause zu Neuly zu besuchen. Von seiner Schwiegermutter sagte er, qu'elle donnoit beaucoup dans la devotion, und daß sie keine Kutsche und Pferde halte, sondern das Geld, welches sie ihr kosten würden, den Armen gebe, daß er auch das Haus seiner vor 7 Jahren gestorbenen Schwester, Mademoiselle de Villefranche, nicht bewohnen könne, weil in der Gegend desselben nicht so viele Kirchen wären, als in der Nachbarschaft seiner jetzigen Wohnung. Aus seiner Familie ist die Gemalin des Feldmarschalls Grafen Alexander von Dohna gewesen, der auch die Heirath zwischen der friesischen Tochter und dem Vater des Grafen von Montbrün zu Dresden gestiftet hat. Er lobete sehr den jungen Grafen Schönaich von Carolath, und versicherte, daß der ganze Hof ihn vermisse. Von dem Vater des Grafen Reuß sagte er, wie von seiner Schwiegermutter, qu'il avoit donné dans la devotion, et qu'il lui avoit ecrit de sermons au lieu de lettres; und dem Herrn Grafen schärfte er ein, daß es schlechterdings nothwendig sey, sich bey Leuten vom Stande gut zu zeigen. Die verwitwete Gräfin von Lützelburg ließ dem Herrn Grafen zu seiner Ankunft Glück wünschen, der bey ihr am 21sten October einen Besuch ablegte. Es war zwar schon 12 Uhr Mittags, sie war aber noch im Bette. Nach vollendeten gegenseitigen Complimenten betraf die Unterredung nichts als Kleider und Hunde, von welchen letzten, insonderheit von den grossen dänischen, sie sich als eine grosse Liebhaberin zeigte, auch den ganzen Lebenslauf, die Krankheit und den Tod ihrer ehemaligen dänischen Hunde umständlich erzählete, und den Grafen bat, ihr durch den dänischen Gesandten, Herrn von Wind, wieder einen zu verschaffen. Sie war eine Schwester des königl. Prätors zu Straßburg, Klinglin, sprach aber immer von Adel und Geburt auf

solche Weise, daß man hätte vermuthen sollen, sie stamme von einer uralten und ansehnlichen Familie her. Von den Mesdames de France erzählte sie, daß dieselben nur mit Herzogen und ähnlichen Herren tanzen dürften. Am 23sten schickte der Herr Graf einen Bedienten nach dem unweit Paris an der Seine und an dem Wald Bois de Boulogne genannt, liegendem Dorf Neuly, und ließ sich und seine Begleiter bey der Marquise von Montbrün auf den folgenden Tag zum Mittagessen anmelden. Sie wurden am 24sten sehr freundlich empfangen. Sie erkannten sogleich an dem Büchervorrath der Marquise, an ihren Reden und an ihrem ganzen Wesen, daß sie ein Frauenzimmer sey, welches der Eitelkeit entsaget, und sich dem Christenthum gewidmet habe; sie gab auch auf dem Spatziergange, welcher nach Tisch in dem angenehmen Walde angestellet wurde, und bis auf den Abend währete, dem Herrn Grafen Reuß, auf eine gutherzige und vertrauliche Art, mancherley gute Lehren. Die auch gegenwärtige Gräfin von Lützelburg war desto wilder, und sprach, in einem groben männlichen Ton, von nichts, als von der neuen Einrichtung, welche mit den Haaren und Kleidern des Grafen vorgenommen werden müsse. Ihr Mann war etwa dreyßig Jahre alt, sahe gut aus, und wußte wohl zu leben, disputirte aber zu viel und zu heftig mit seiner Mutter. Er führete beyläufig an, daß der französische Hof bey der Belagerung der Festung Philipsburg (1734) wegen seiner Armee in größter Angst gewesen sey, weil er erwartet habe, daß der Prinz Eugenius dieselbige in den Linien angreifen, einen Verlust von 10 bis 12000 Mann nicht achten, dadurch aber die ganze Arme entweder aufreiben, oder gefangen nehmen werde. Daß er es nicht gethan, habe grosse Verwunderung verursachet. Am 27sten October höreten sie, daß die Franzosen von dem deutschen Reichsfürsten von N. W. urtheileten, qu'il auroit pû faire tant de depenses avec plus d'honneur.

Er

Er war schon seit drey Vierteljahr in Paris mit zwanzig Pferden und vielen Leuten, sagte selbst, daß er dreytausend Louisd'or verspielet habe, und zog das Spiel Pharaon allen andern vor, weil man aufhören könnte, wenn man wollte, aber das Wollen sey eine Gnade Gottes, die er nicht empfangen habe. Kann man seine Leidenschaft unvernünftiger entschuldigen? Am 31sten October redete man in ganz Paris von dem Tode des Kaisers Karl des sechsten. Der Cardinal von Polignac sagte zu den Reisenden, er zweifle nicht, daß der König, sein Herr, alles, was er vermöge, thun werde, um Deutschland zu trösten.

Zu Paris im November 1740.

Am 1sten November stellete der Marquis de Montbrun die Reisenden dem Herzog von Bouillon, Oberkammerherrn des Königs, vor, bey welchem der Marquis von Beaufremont war. Beyde Herren umarmten den Grafen aufs freundlichste. Es wurde von nichts als von dem Untergang des östreichischen Mannsstammes gesprochen; aber erst am 2ten Nov. hörten sie von dem Banquier Bauer, daß der 20ste October der wahre Todestag des Kaisers gewesen sey, davon nun der kaiserl. Ambassadeur, Fürst von Lichtenstein, durch einen Courier Nachricht bekommen habe. Dieser Banquier wollte auch von guter Hand wissen, daß der Cardinal Fleury sich erkläret habe, der König werde des verstorbenen Kaisers pragmatische Sanction, seinem Versprechen gemäß, beschützen; er versicherte auch, der Fürst von Lichtenstein werde sich nun ohne Character zu Paris aufhalten, denn als röm. kaiserl. Ambassadeur habe er den Rang über alle Gesandte gehabt, aber als ungarischer und böhmischer Gesandte würde er destomehr an Rang verlieren, da man sich nicht erinnere, daß jemals dergleichen zu Paris gewesen sey. Am 4ten lernten sie den Parlaments-Advocaten

Mil-

Milsonneau kennen, von dem viel zu lernen war, weil er während der Minderjährigkeit des Königs, zehn Jahre lang, in den wichtigsten Staats- und Finanz-Angelegenheiten gearbeitet, auch in drey Zimmern eine in allen Wissenschaften auserlesene Bibliothek hatte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er der anonymische Verfasser des Lebens des Regenten Herzogs von Orleans, und gewiß, daß er ein Protestant, und zu Stettin in Pommern geboren sey. Die Verlassenschaft des zu Paris verstorbnen Grafen von Hoym ist ganz durch seine Hände gegangen. Der dresdener Hof hatte dem Grafen von Sachsen diese ganze Verlassenschaft als confiscirt geschenket, aber durch einen Vergleich behielt derselbige drey Viertel, und ein Viertel bekam der Graf von Matzdorf. Fünf und zwanzig tausend Livres rentes viageres, welche der Graf von Hoym auf dem Pariser Hotel de ville hatte, gingen durch seinen Tod verloren, aber von eben so viel rentes perpetuelles bekam die Gräfin von Hoym ihren jährlichen Antheil. Mittags stellte der Marquis de Montbrun die Reisenden der Prinzeßin von Grimberg vor, welche des damaligen Bischofs von Lüttich petite niece, und des vorigen Churfürstens von Bayern Maitresse war, der ihr das kleine Fürstenthum Grimberg unweit Brüssel gekauft hatte. Ihr Gemal hieß eigentlich Comte d' Albert, nahm aber 1730 ihren Namen an, besorgte zu Paris die Angelegenheiten des bayerschen Hofes, war 1740 schon ein alter mit dem Podagra behafteter Herr, lebte aber so ansehnlich, daß das grimbergische Haus für eines der besten zu Paris gehalten wurde. Am neunten waren sie, der am vorhergehenden Tage empfangenen schriftlichen Einladung gemäß, zu Neuly bey dem Marquis de Montbrun und desselben Gemalin, von welchen sie gutherzig und freundlich aufgenommen wurden. Der Marquis sagte zu seiner Gemalin, der Graf Reuß ist so devot als sie, und hat erst am vorigen Sonntag in des dänischen Gesandten Hauskapelle das Abendmal genossen,

sen, sie müssen dieses Schaf in den Schafstall zu bringen sich bemühen. Sie antwortete, das kann Gott allein thun, ich nicht. Auf dem Camin lag ein Buch, welches Gelegenheit gab, von Arnauld, Nicole und andern Schriftstellern dieser Parthey zu reden, welche bey der herrschenden katholischen Kirche nicht für rechtgläubig geachtet würden; aber bey mir, sagte die Marquise, sind sie es; ja, antwortete der Marquis, sie müssen wissen, daß meine Frau eine Jansenistin ist. Die Reisenden hatten bey dem ersten Besuch, den sie bey der Marquise abgeleget, kleine erbauliche Bücher, viele Stücke von einem, gesehen, und erkundigten sich, wozu sie bestimmet wären? Die Marquise antwortete, sie suche armen Leuten mit denselben zu dienen. Jetzt zog sie ihr Handbuch aus der Tasche, welches sie immer bey sich zu tragen pflegte, und es bestand aus einem Gebetbuch, dem neuen Testament, den Psalmen, und Kempis von der Nachfolge Christi, welche Bücher zusammen gedrucket waren. Sie glaubte, daß dieses Buch nach dem Geschmack der Reisenden seyn müsse, die einzige Materie von der Messe ausgenommen. Der oben erwehnte Marquis de Beaufremont fand sich auch ein, und sie erfuhren, daß dieser ernsthafte und mit vielen Vorzügen begabte Herr auch von der jansenistischen Parthey sey. Ueber Tafel gerieth der Marquis de Beaufremont mit der Marquise de Montbrun über die Frage in Streit, ob man mit gutem Gewissen Schauspiele besuchen könne? Jener behauptete solches, diese leugnete es, und jener wollte es kaum glauben, als Herr von Geusau ihm sagte, die Schauspieler beyderley Geschlechts wären nach den canonischen Rechten im Bann. Der Marquis glaubte, die Lehre von der zugerechneten Gerechtigkeit Christi bringe die Lutheraner zu der Meynung, daß man in den größten Lastern leben, und doch der Seligkeit nicht verlustig gehen könne. Herr von Geusau vertheidigte die lutherische Kirche, trug ihre wahre Lehre, und also auch den Zusammenhang der

Recht-

Rechtfertigung und Heiligung vor. Die Marquise gab ihm Beyfall, und erklärete den Widerspruch für einen Wortstreit, der Marquis aber blieb dabey, Luther habe die erwehnte Lehre vorgetragen, behauptete auch, es gebe unter den Lutheranern mancherley Secten, deren eine bessere, die andere aber schlimmere Gedanken von dieser Materie haben könne. Weil die Marquise auch von dem Ansehen des reußischen Hauses sprach, vermuthlich um mit dem Neveu bey dem andern Gast groß zu thun: so brachte der Marquis nach der Tafel auf eine schickliche Weise auch viel von seinem Hause vor, welches da hinaus lief, daß er von rechtswegen ein Prinz von Geblüt seyn müßte.

Am achten November höreten sie von der Pariser Lebensart, daß die meisten vornehmen Personen die Zeit, da man auf dem Lande zu seyn pfleget, so genau beobachteten, daß sie sich vor Martini in der Stadt entweder nicht einfänden, oder wenigstens nicht öffentlich sehen liessen, ja daß diejenigen, welche keine Landhäuser hätten, sondern in ihren Cabinetten wären, sich dennoch durch ihre Bediente den Anfragenden als abwesend angeben liessen, Monsieur ou Madame est encore à la campagne.

Am eilften Nov. fuhren sie gegen Mittag nach dem Marquis de Beaufremont und Fürsten von Lichtenstien zum Besuch, weil aber jener noch im Bette, und dieser nicht zu Hause war, so begaben sie sich zu dem Cardinal von Polignac, um bey demselben zu speisen, der sie, nachdem er sich angezogen hatte, sehr freundlich empfing. Nach einer kleinen Weile machte der Cardinal eine höfliche Entschuldigung, und ging in seine Hauskapelle zur Messe, ließ aber bey ihnen in seinem Cabinet den General der Peres de la mission, welcher sehr alte Mann noch munter und aufgeweckt war. Als der Cardinal zurück kam, sprach man sogleich von der östreichischen Erbfolge, und der Cardinal bewies umständlich aus den Rechten, daß wenn

der

der Churfürst von Bayern die pragmatische Sanction nicht noch vor des Kaisers Tode angenommen und unterzeichnet habe, (davon nichts Zuverläßiges bekannt sey,) ihm niemand das Recht absprechen könne, an einen Theil der Verlassenschaft des Kaisers Anspruch zu machen. Denn seine und seiner Gemalin Entsagung, welche sie vor ihrer Vermälung geleistet hätten, sey ungültig, weil sie den Kindern nachtheilig sey, und es heisse auch hier: il n'y a plus grand mineur au monde, qu'un enfant, qui n'est pas encore né. Es sey auch die größte Beeinträchtigung vorhanden, weil Bayern nicht das allergeringste, selbst nicht einmal die elenden hunderttausend Gulden, welche ihm zum Brautschatz versprochen worden, bekommen habe. Bey dieser Gelegenheit lobete er den damaligen Churfürsten, als einen Herrn, der die guten Eigenschaften seines Vaters, und keine von den schlimmen desselben besitze, welche letzten er von dem gar zu grossen Hang zum Vergnügen, Spiel ꝛc. erklärete, wegen dessen der alte Churfürst niemals Geld gehabt habe, wenn es ihm am nöthigsten gewesen. Von dem Verhalten des französischen Hofes bey dem damaligen Zustand Deutschlands sagte er, der König und der Cardinal sollten erkläret haben, daß sie sich weder in die Kaiserwahl, noch in die östreichische Erbschaftssache mischen wollten. Herr von Geusau erinnerte ihn an Frankreichs Garantie der pragmatischen Sanction; er meynete aber, diese könne durch Vermittelung geleistet werden, ohne daß es nöthig sey, wegen derselben zu den Waffen zu greifen, es wäre denn, daß einer Parthey gar zu grosses Unrecht geschähe. Am 12ten speiseten sie abermals bey dem Cardinal von Polignac zu Mittag, und als vor der Tafel in desselben Cabinet von des verstorbnen Kaisers Frömmigkeit geredet wurde, sagte der Cardinal zu dem Grafen ganz leise, er habe gegen dieselbige einige Zweifel, z. E. der Kaiser habe in seinem letzten Kriege mit Frankreich die Stände des deutschen Reichs wider ihren Willen mit in denselben

ge-

gezogen, hingegen ohne dieselben Friede gemacht, ja ihnen den Tractat erst nach zwey Jahren mitgetheilet. In allen diesen Stücken habe er wider seine Pflicht gehandelt, daher es noch zu untersuchen sey, ob er dennoch habe wirklich fromm seyn können? Aus dem Vergleich, welchen Bayern und Pfalz wegen des Vicariats mit einander geschlossen, wurde die Folgerung gezogen, daß diese beyde Häuser nebst Cöln sich genau vereiniget haben müßten, die bayerischen Ansprüche gegen Oestreich zu unterstützen. Ueber Tafel machte der Cardinal einige Anmerkungen über die Menschen, welche ihre Glückseligkeit in diesem Leben suchten, und dennoch sich dasselbe durch eigne Schuld so sehr sauer machten. Zum Beweise, daß das zukünftige Leben erst das rechte Leben sey, auf welches der Mensch alles zuschneiden müßte, machte er die Rechnung, daß man von dem ziemlich langen Leben eines Menschen kaum etliche Tage herausbringen würde, die den Namen eines Lebens verdienten, wenn man die Zeit der jugendlichen Ausschweifungen, des Schlafes, der Krankheiten, des Verdrusses u. s. w. von dem ganzen Lebenslauf abzöge. Man redete auch von dem Geschwätz, daß der König von Preussen sich um der kaiserlichen Krone willen zu der römisch-katholischen Religion bekennen würde, der Cardinal aber ließ es dahin gestellet seyn, und die ganze Gesellschaft war der Meynung, daß die preußischen Lande zu weit von Italien entfernet wären, auf welches Land doch ein römischer Kaiser seine Aufmerksamkeit richten müsse. Am 13ten Nov. stellete die Reisenden der Marquis de Montbrun dem Duc de Gesvres, Gouverneur von Paris, vor, dessen neue und schön eingerichtete Zimmer besehen wurden, in deren einem das Bette stand, in welchem König Ludewig der 14te gestorben, und das dem Herzog wegen seiner damaligen Hofbedienung zu Theil geworden war. Der Grund war roth, mit goldenen Blumen aufs reichste durchwirket, und die Decke von gleichem Stoff. Der Herzog lobete den hier gewesenen

Gra-

Grafen Schönaich von Carolath ungemein. (S. 41.) Er begleitete unsre Reisende bis an die Treppe, welchen an diesem Tage folgendes Distichon in die Hände kam!

Occubuit Carolus, gens, heu! Teutonica plange!
Ipsa memento tamen, non periisse Deum.

Am 14ten Nov. wurde bey dem Prinzen von Grimberg viel von der künftigen Kaiserwahl gesprochen. Er fragte die Reisenden, wer wohl in Deutschland für den nächsten Candidaten zu dem Kaiserthron gehalten werden könne? Sie antworteten, der Churfürst von Bayern. Das schien ihm zu gefallen; als aber von der östreichischen Erbfolge und pragmatischen Sanction die Rede war, war er auf eine ganz besondere Weise stille, welches ihnen verdächtig vorkam; doch äusserte er hernach, daß Frankreich sich in die häuslichen Angelegenheiten der Deutschen nicht mischen würde, es wäre denn, daß die Rechte der Stände gekränket würden, da es als Guerant des westphälischen Friedens sich werde der Sachen annehmen müssen. Am 15ten Nov. stattete der Duc de Gesvres seinen Gegenbesuch ab, und lehnte sich beym Hinauf- und Heruntersteigen der Treppe mit einer Hand auf seinen französischen Edelmann, und mit der andern auf einen Pagen. Die Begleitung verstattete er nicht weiter, als bis in das Vorzimmer. Am 16ten Nov. vermuthete der dänische Gesandte von Wind, daß die Kaiserwahl auf den Großherzog von Toscana fallen, und desselben Gemalin ihm Böheim abtreten würde, um auf solche Weise die Stimme im churfürstl. Collegium zu erhalten. Der Fürst von Lichtenstein, nun kaiserl. Ex-Ambassadeur, versicherte, daß der an sich selbst bedauernswürdige Todesfall seines Herrn sich doch darum zu einer glücklichen Zeit zugetragen habe, weil der Wiener Hof jetzt mit Frankreich gut stehe, und mündliche und schriftliche Versicherungen wegen der pragmatischen Sanction habe; er sey auch für seine Person vollkommen überzeugt, daß der König und der

Cardinal Fleury es darinn aufrichtig meyneten. Da nun Frankreich jetzt die Wage in Händen habe, und von der östreichischen Erbfolge natürlicher Weise auch das Uebrige abhange: (worunter er ohne Zweifel die Wahl des Groß-herzogs von Toscana verstand:) so sey menschlichen Ansehen nach keine Unruhe in Deutschland zu vermuthen. In Ansehung Italiens werde von Spanien nicht viel zu befürchten seyn, weil es weder Geld noch Volk, auch wegen des Krieges mit England genug zu thun habe, folglich das östreichische Italien vor der Hand wohl in Ruhe lassen werde. Der Herr von Waßnaer hatte noch keinen Befehl aus Wien bekommen, den Trauerfall dem französischen Hof förmlich anzuzeigen; unterdessen fand er sowohl als der Fürst von Lichtenstein es für schicklich, daß der Herr Graf Reuß mit seinem Gefolge sich in der schon angelegten Trauer am französischen Hofe vorstellen lasse. Der Fürst von Lichtenstein sprach kein anderes Wort als französisch, der von Waßnaer aber mischte oft deutsch ein. Dieser begleitete die Reisenden, ungeachtet sie es anhaltend verbaten, bis an die Treppe. Am 17ten Nov. empfingen sie Gegenbesuch von Mr. Sainctot, Introducteur des Ambassadeurs, einem muntern Mann von 65 Jahren, welcher sie auf den nächsten Dienstag nach Versailles bestellete, um dem Hof vorgestellet zu werden. Der Fürst von Lichtenstein hatte dieserwegen an ihn geschrieben; sie überreichten ihm auch ein Empfehlungsschreiben von dem Marquis de Montbrun; er erklärete aber alle Briefe für überflüßig und unnöthig. Sie gaben auch dem Sous-Introducteur des Ambassadeurs, Mr. de la Tournelle, Besuch, der mit Mr. Sainctot schon Abrede genommen hatte, und ein angenehmer und ungemein höflicher Mann war. Am 20sten Nov. fanden sie bey dem Duc de Gesvres, Madame la Marechalle d'Estrées, und Madame la Marechalle de Montmorency, nebst andern Fremden, unter welchen einer erzählte, er habe von dem Gouverneur von Nancy, Grafen von Segure,

gure, gehöret, der französische Gesandte zu Wien, Mr. Mirepoix, habe die Abschrift eines Tractats an seinen Hof geschicket, den der verstorbene Kaiser kurz vor seinem Ende mit Großbritannien und Rußland wider Frankreich geschlossen; daher mögte sich wohl des französischen Hofes Gesinnung in Ansehung der östreichischen Erbfolge verändern. Es wird sich hernach zeigen, daß dieses Geschwätz von dem Tractat ungegründet gewesen sey. Am 21sten speiseten sie zu Mittag bey eben diesem Herzog von Gesvres, dessen Tafel mit 16 Speisen in 2 Gängen, einem prächtigen Nachtisch, und allerley Weinen bestens versehen war. Der Herzog bat den auch gegenwärtigen Prêvot des Marchands, Mr. de Vastan, dem Herrn Grafen den neuen und grossen in Kupfer gestochenen Plan von Paris zu geben, der nicht verkaufet, sondern nur an Standespersonen verschenket wurde; der Herr Graf bekam ihn auch hernach auf Leinewand gezogen, nebst den Kupferstichen von den bey der letzten spanischen Vermälung hier vorgefallenen Feyerlichkeiten, welche in roth Saffian mit Gold gebunden waren. Am 22sten Nov. reiseten sie mit Anbruch des Tages nach Versailles, liessen sich daselbst um 10 Uhr in Portechaises aufs Schloß tragen, und begaben sich in den Saal der Ambassadeurs, in welchem ihnen königl. Chocolade, wider die kalte und rauhe Witterung, gereichet wurde. Es versammleten sich daselbst nach und nach verschiedene Gesandte, von welchen der königl. preußische, Mr. de Camach, die Abschiedsaudienz erhielt. Die beyden Introducteurs brachten den Herrn Grafen und seine Begleiter erst zu dem Staats-Secretär der auswärtigen Sachen, Mr. Amelot, und hernach zu dem Cardinal Fleury, welcher letzte den Herrn Grafen zum Mittagsessen einlud. Hiernächst begaben sie sich mit den Introducteurs au grand levé du roi, und als der Monarch sich ganz angezogen hatte, und aus dem Schlafzimmer in das Cabinet gehen wollte, stellete Mr. de Sainctot ihm den Grafen

vor, der König sprach aber kein Wort. Der Königin wurde er am Putztisch vorgestellet, und sie machte ihm eine sehr gnädige Mine, ohne etwas zu sagen, und ging nach vollendetem Anzug in die Messe. Der Dauphin wurde um der Vorstellung willen in sein Vorzimmer geführet, die Mesdames de France aber nahmen den Grafen in ihrem Audienzzimmer an; aber auch an diesen beyden Orten war alles stumm. Nun wurde Mr. de Camach, der in der königl. Kutsche bis in den innern Schloßplatz gefahren, und vor dem Saal der Ambassadeurs ausgestiegen war, in Proceßion also hinaufgeführet, daß erst seine in Trauer gekleidete Livré-Bediente, und hernach 2 Pagen gingen; denn folgete der Sous-Introducteur allein, hierauf kamen die Cavaliers des Gesandten, nebst dem Legations-Secretär, und zuletzt der Gesandte nebst dem Premier-Introducteur. Die Livré-Bediente blieben in dem Vorzimmer bis zu der Rückkunft stehen. Der König saß in seinem grossen Cabinet auf einem Lehnstuhl, und hatte zur rechten Hand einen langen mit grünem Sammet beschlagenen Schreibtisch, zur linken aber einen ganz niedrigen Camin-Schirm stehen, welche beyde Stücke gleichsam die Gränzscheidung für die Umstehenden machten. Nach der Audienz beym König wurde der Gesandte wieder hinunter in den Saal der Ambassadeurs, und alsdenn zur Audienz bey der Königin wieder hinaufgeführet. Dieses Hinunter- und Hinaufführen geschah auch bey dem Dauphin und den Mesdames de France. Bey jeder Audienz, nur nicht bey den Mesdames de France, war der Cardinal Fleury gegenwärtig. Die Anreden bestunden bloß in einem Compliment, man konnte aber nichts deutliches davon verstehen, und noch weniger von den Antworten, ausser daß die älteste von den Mesdames de France mit vieler Anmuth und Freymüthigkeit zu dem Gesandten sagte: Monsieur! je vous prie, d'assurer votre maitre de mon estime, au reste nous sommes faché de perdre Mr. de Camach si tot dans

ce païs ici. Der Dauphin saß auch so wie der König mit dem Huth auf dem Kopf, und es ward ihm sauer, während der kurzen Anrede seine Füsse und den Leib stille zu halten. Bey der Königin sowohl als bey den Mesdames de France sassen zu beyden Seiten der Länge hinunter viele Dames auf Tabourets, welche aber bey der Ankunft des Gesandten aufstunden. An den Augen und in der ganzen Stellung der Königin zeigte sich, während der Anrede des Gesandten, ungemeine Anmuth und Bescheidenheit. Der Gesandte küssete nach empfangener Antwort dem König und der Königin die Hand, aber nicht dem Dauphin und den Mesdames de France. Mr. de Camach hatte seinen linken Arm in einer Belagerung verloren, und anstatt desselben einen ausgestopften Ermel, der in die Seitenfalten des Rocks so eingenähet war, daß es schien, als ob er die Hand in die Tasche steckte, den Huth aber trug er unter dem rechten Arm. Er war sonst von gutem Ansehn, und vieler Gegenwart des Geistes; doch schien es, als ob diese ihn bey der Anrede an den König auf einige Augenblicke verließ, daher er sich zur Sammlung der Gedanken eines kleinen Hustens bediente. Zum Beschluß begab er sich, doch ohne Proceßion, mit den Introducteurs in die Zimmer des Cardinals, der ihm bis an die Thür seines Vorzimmers entgegen kam, auch daselbst auf der Stelle von ihm Abschied nahm, und sich sogleich mit seinen Gästen, welche vornemlich der holländische und maltesische Ambassadeur, der sardinische Minister, der päbstliche Nuntius, und Graf Reuß, waren, an die Tafel setzte. Die Begleiter des Grafen nahmen auf die sehr höfliche Einladung des Herrn von Camach an dem Gastmal Antheil, welches ihm der König gab, und welches auch der schwedische, dänische, ordentliche preußische, hessen-darmstädtsche und lüttichische Minister, die Cavaliers des preußischen Gesandten, nämlich Herr Graf von Fink, Herr von Blumenthal, Herr von Schmettau, und

der Legations-Secretair, ein Cavalier des portugiesischen Ambassadeur, die beyden Introducteurs, und der Sohn des Sous-Introducteur, mit genossen. Bey der Tafel des Cardinals ging es sehr mäßig zu, er war aber sehr gesprächig und munter, legte auch zuweilen selber vor; auf der zweyten Tafel aber war grosser Ueberfluß, und alles auf Silber angerichtet. In der Mitte stund ein stark verguldetes Plat de menage, um welches zu zweymalen 60 Schüsseln gesetzet, und nach dem zweyten Gang 22 Confectschalen mit untermischten vielen andern schönen Sachen aufgetischet wurden. Ausser allen französischen Weinen waren auch viele fremde vorhanden, doch wurden keine Gesundheiten getrunken, viel weniger kam ein grosses Glas zum Vorschein. Die Aufwartung verrichteten lauter königl. Hausofficiere, welche den Degen an der Seite und den Huth auf dem Kopf trugen. Abends um 5 Uhr war die Tafel geendiget. Am 23sten Nov. wurde der holländische Ambassadeur von Huy besuchet, welcher, bey Gelegenheit, des guten Vernehmens zwischen Frankreich und Oestreich, sagte, la France a été pourtant trouvé honette, auch dem zu Paris herumlaufenden Gerücht, (S. 51) von einem nach des Kaisers Tode entdeckten Bündniß mit Großbritannien und Rußland gegen Frankreich, widersprach. Daß die feyerliche Ankündigung des Trauerfalls sich so lange verziehe, erklärete er so, die Briefe wären nach Wien zurückgeschicket worden, weil einige Ausdrücke nach dem bisherigen kaiserlichen Fuß eingerichtet gewesen, welches man doch einer ungarischen und böheimischen Königin nicht zugestehen könne. Es unterhandle sich aber der Hof zu Versailles mit dem zu Wien wegen des Ceremoniels, auf eine vollkommen freundschaftliche Art, und der Vergleich werde leicht zu Stande kommen. Als von der oben erwehnten Sparsamkeit, welche sich auf der Tafel des Cardinals Fleury gezeiget hatte, die Rede war, erzählte er, daß der Cardinal zu ihm gesagt habe: sie werden meine Tafel

sehr.

sehr eingeschränkt finden, aber zur jetzigen Zeit muß man das Ueberflüßige weglassen, um den Armen zu Hülfe zu kommen. Bey der Tafel des dänischen Ministers, Herrn von Wind, ward unter andern von den Freymäurern gesprochen, unter welche der Gesandte sich hatte in England aufnehmen lassen. Er versicherte, daß das ganze Institut nichts enthalte, als was ehrlich und löblich wäre, denn sonst würde er sich nicht dazu begeben haben. Der hessen-darmstädtische Minister, Herr von Böhmer, machte die Anmerkung, daß die hiesigen Freymäurer für Schismatiker gehalten würden, daß das Institut hier nichts neues sey, und qu'on faisoit des sottises dans les maisons des ministres etrangeres. Man stimmete endlich darinn mit einander überein, daß ein vorsichtiger Mensch sich nicht leicht entschliessen würde, in eine Verbindung zu treten, ohne vorher nach seiner eignen Erkenntniß beurtheilen zu können, ob sie gut oder böse? und wenn sie überhaupt gut, ob sie auch für ihn schicklich und nützlich sey? Am 24sten Nov. wurde bey der Marquise de Montbrun, die nach Paris zurückgekommen war, von den Wundern des Mr. de Paris gesprochen, deren etliche der gegenwärtige Marquis de Beaufremont mit seinen eignen Augen gesehen zu haben versicherte, auch erzählte, daß er eben beym König gewesen, als Montgeron sein Buch von diesen Wundern *) dem König übergeben habe. Es sey solches gleich nach der Tafel geschehen, der König habe es auch angenommen, und als ein Liebhaber von Bildern die Kupferstiche angesehen, alsdenn aber das Buch sofort zu dem Cardinal Fleury geschicket. Hierauf habe sich sogleich ein Geschrey am ganzen Hofe erhoben, que c'etoit un imposteur, un malheureux etc., und

*) La verité des miracles operes par l'intercession de Mr. (Francois) de Paris, demontrée contre Mr. l'Archevêque de Sens, ouvrage dedié au Roi par Mr. Carré de Montgeron, Conseiller au Parlement. Ich habe die dritte Ausgabe in quart.

und man habe den nach seinem Hause zurückgekehrten Montgeron, der sich auf den Erfolg schon gefaßt gemacht, noch an desselben Tages Abend gefangen nehmen lassen. Die Marquise de Montbrun setzte hinzu, daß der Exemt ihn mitten im Gebet gefunden habe, und rühmte insonderheit die in dem Buch voranstehende Geschichte seiner Bekehrung. Es wurden noch andere Religionsgespräche geführet, wobey der Marquis de Beaufremont viele Wissenschaft und Belesenheit zeigte, wegen welcher ihn die Marquise de Montbrun lobete, aber zugleich erinnerte, daß er bey dem ersten Stück des Christenthums, nemlich bey der Erkenntniß, das andere Stück, nemlich die Ausübung, nicht vergessen mögte. Am 27sten Nov. erzählte der dänische Gesandte Herr von Wind über Tafel, daß der Unterscheid der Copey des Testaments Kaisers Ferdinand des ersten von dem wienerischen Original, welches in einer letzthin zu Wien gehaltenen öffentlichen Conferenz allen fremden Ministern vorgeleget worden, darinn bestehe, daß das Original Böhmen und Ungarn an Bayern vermache, im Fall keine eheliche Erben von dem Hause Oestreich mehr vorhanden wären, da hingegen in der bayerischen Copey an statt des Worts eheliche, das Wort männliche stehe. Da sich nun die bayerische Anforderung hauptsächlich auf dieses Testament gründe, so sey der bayerische Minister zu Wien über diesen Unterscheid sehr bestürzt gewesen, und man könne nicht anders vermuthen, als daß derjenige, welcher, wahrscheinlicher Weise schon vor vielen Jahren, dem bayerischen Hause diese Copey zugeschicket, dasselbige vorsetzlich hintergangen habe. Sollte aber auch dieses Testament so lauten, als man bayerischer Seits behaupte, so würde es doch nicht viel auf sich haben. Am 29sten Nov. wurde der Abend bey der Marquise de Montbrun christlich und vergnügt zugebracht; es war auch der fromme Marquis de Gardouge gegenwärtig, welcher im vorigen Jahr um der Erziehung seines vierzehnjährigen Sohnes

nes willen, aus Languedoc nach Paris gezogen war. Die Marquise zeigte eine neue französische nach dem Grundtext übersetzte Bibel, bestellte auch bey den Reisenden ein Dutzend Stücke vom neuen Testament, um sie den zu Neuly im Quartier liegenden Schweitzern auszutheilen, wobey zwar der Marquis die Bedenklichkeit zu haben schien, daß Luthers Uebersetzung nicht ganz ächt seyn mögte; als ihm aber Herr von Geusau über die bekannte Stelle aus dem Briefe an die Römer hinlängliche Erläuterung gegeben hatte, war er zufrieden. Sonst erzählte der Marquis, mit Beystimmung seiner Gemalin, daß hier eine Dame vom Stande wohne, die durch eine Reliquie vom Mr. de Paris von einem Krebsschaden, den sie lange an dem Backen gehabt, in drey Tagen völlig geheilet worden sey. Der König habe seinen Leibchirurgus zu ihr geschicket, welcher sie drey Stunden lang ausgefraget, besichtiget, und vollkommen gesund gefunden habe. Man lasse auch diese Dame, welche die Ursache ihrer Genesung öffentlich bekenne, in ungestörter Ruhe, da andere ähnliche Patienten entweder verjaget, oder sonst hart gehalten würden. Man sprach eben von der Vorsichtigkeit, welche man in der grossen Welt anwenden müsse, um nicht von dem Strom fortgerissen zu werden, als der Chevalier de Court, Obrister über ein Schweitzerregiment, sich einfand, und der Marquise de Montbrun erzählte, daß die Duchesse de Tremouille (welche, nach hiesiger Art zu reden, auch eine Devote war,) in diesen Tagen einen neuen Roman gelesen habe, der gewisse etwas unanständige Beschreibungen enthalte. Die Marquise wollte es nicht glauben, nahm sich aber vor, die Herzogin darüber zur Rede zu stellen. Der Obrist empfahl hierauf das Buch dem Herrn Grafen Reuß, weswegen ihn aber die Marquise sehr ernstlich bestrafte, und unter andern sagte, es mache der katholischen Kirche bey einem Protestanten schlechten Credit, daß ein Mitglied derselben sich nicht nur durch Lesung

solcher Bücher selbst versündige, sondern auch ein junges Gemüth verführen wolle. Die Marquise beschämte ihn auch durch das Beyspiel des Herrn Grafen Reuß, der erst 18 Jahre alt, aber viel anders und besser gesinnet sey. Der Obrist antwortete, Madame, was soll er denn lesen? Legenden von Heiligen? Sie erwiederte, er könne moralische, historische und andere gute Bücher lesen; der Obrist aber blieb dabey, man müsse alles lesen, um alles zu kennen, was der Zeitlauf mit sich bringe. Als der Obrist weggegangen war, erzählte der Marquis de Gardouge, daß vor wenigen Tagen Mr. de la Tournelle, der in königl. Hofdiensten gestanden habe, gestorben sey. Er habe sich vor ein Paar Jahren herzlich bekehret, und kurz vor seinem Abschied, zum Zeichen seiner wahren Busse, auf Asche legen lassen. In diesem Zustande habe er einsmals gesaget, er sähe drey Wege vor sich, und wisse nicht, welchen er gehen solle. Bald darauf habe er weiter gesprochen, ein kleines Kind führe ihn den rechten Weg, und nun sey er aus aller Verlegenheit heraus. Mit diesen Worten sey er verschieden. Zuletzt ward noch von den Predigern gesprochen, welche in der Adventszeit sich hören lassen würden, da denn der Marquis von einem derselben urtheilete, er predige sehr gut, wenn man gut predigen könne, ohne ein Wort von Gott zu sagen. Am 30sten Nov. Ein hiesiger Gelehrter erzählte, an allen Orten in Frankreich, wo die Hauptkirche der Maria gewidmet sey, (wie Notre Dame zu Paris,) pflege man während der Zeit, da Maria im Wochenbette gewesen, das ist, von Weihnachten bis Mariä Reinigung, nur des Freytags, und nicht des Sonnabends zu fasten: um aber den Fasttag am Sonnabend wieder einzubringen, so dürften diejenigen, welche die erwehnte Freyheit genössen, in der rechten Fastenzeit keine Eyer essen.

Zu

Zu Paris im December 1740.

Am ersten December erzählte der Marquis de Gardouge, daß der Abt Guet, welcher die bekannten Institutions d'un Prince geschrieben hat, im Umgang eben so lebhaft und lehrreich gewesen sey, als in seinen Schriften. Von Fenelon urtheilete er zwar billig, doch war er damit nicht zufrieden, daß er nicht nur den Jansenisten entgegen gewesen, sondern auch und vornemlich, daß er die quietistischen Lehren widerrufen, und doch, wie man gewiß wisse, auch nach seinem Tode seine Papiere es ausgewiesen, dieselben unveränderlich im Herzen behalten, und den Quietisten, so viel er gekonnt, sich günstig erwiesen habe. Eben dieser Marquis sagte, die Bastille sey mit vielen rechtschaffenen Leuten angefüllet, unter welchen er die Jansenisten verstand. Er nannte einen derselben, dem man seine Loslassung und Freyheit angekündiget, der sie aber deswegen verbeten habe, weil einer seiner Mitgefangenen durch ihn bekehret worden sey, der damals krank, und also seiner Pflege und Ermunterung bedürftig gewesen. Um desselben willen sey er also noch einige Monate freywillig in der Gefangenschaft geblieben. Am zweyten December war der Marquis de Gardouge Mitgast bey der Marquise de Montbrun. Ausser genealogischen und geographischen Materien sprach man wieder von den Wundern des Mr. de Paris, und der Marquis de Gardouge versicherte auf sein Gewissen die Wahrheit folgender Geschichte. Die Erde von dem Grabe, und das Wasser aus dem Brunnen des Paris habe eine Weibesperson von dreyßig und einigen Jahren, die ganz contract gewesen, völlig gesund gemacht. Als sie nun darauf in ein Hospital aufgenommen worden, und wegen ihrer faulen Zähne keine Rinde essen können, habe die Gegenparthey des Paris sich darüber aufgehalten, und immer zu ihr gesaget, wenn euch euer Heiliger andere Zähne machte, so würde er bey uns andern mehr Glauben

ben finden. Hierauf wären dieser Person neue Zähne gewachsen, und er, der Marquis, habe ihr selbst in den Mund gesehen, als sie im Durchbruch gewesen. Von dem Herzog von Orleans erzählte die Marquise, daß er jetzt griechisch und hebräisch lerne, um die Bibel in den Ursprachen lesen zu können. Auf seinen Leib wende er nichts, und habe fast kein tüchtiges Hemd, wenigstens habe er bey einer gewissen Feyerlichkeit eines von seinem Sohn, dem Herzog von Chartres, geliehen. Sein Bette sey ein durchneheter Strohsack, und seine Kutschen und Pferde habe er seinem Sohn geschenket, der desto grössere Figur mache. Am fünften December erzählte der hessen-darmstädtische Minister, daß den drey hessen-darmstädtischen Prinzen, während ihres Aufenthalts zu Paris, wohl leicht 30000 Thalern an Spielgeldern aufgehen würden, weil sie wegen der elsaßischen Güther sich auf alle Weise in den Hof schicken, also auch das an demselben gewöhnliche grosse Spiel mitmachen müßten. Zur Beurtheilung der Pariser Sitten und Policey dienet folgende Begebenheit dieser Zeit. Ein französischer Herr, Ritter des goldnen Vliesses, trieb während der Opera Unzucht mit einer Operistin, in dem Cabinet, in welchem sie sich umkleidete, und es traf sie jemand in der Handlung an, der es angab. Die Strafe bestand darinn, daß die Operistin verstossen, dem Herrn aber auferleget wurde, 6 Wochen lang keine Opera zu besuchen, doch sagte man, der Hof habe ihn von dieser Strafe losgesprochen. Am sechsten December machten die Reisenden dem König und der Königin ihre Aufwartung zu Versailles. Weil aber der König am vorhergehenden Tage, ungeachtet des anhaltenden starken Regens, einen Hirsch in die Seine gejaget, und in derselben erschossen hatte, also sehr ermüdet war, stund er erst gegen Mittag um halb 12 Uhr auf. Unterdessen unterhielt sich die Versammlung in dem Saal der Ambassadeurs mit Unterredungen über allerley Materien. Unter andern wurde

dem

dem holländischen Ambassadeur Schuld gegeben, daß er den nun verstorbnen Pfarrer des Orts, wo er ein Landhaus gemiethet, aus Liebe zu bekehren gesucht, dieser aber aus gleicher Liebe an seiner Bekehrung gearbeitet habe. Der Ambassadeur leugnete diese Absicht, und sagte, solche Bekehrungen sind Gottes Werk, so wie es Gottes Werk ist, daß so verschiedene Religionen in der Welt sind. Denn da alle Christen Vernunft und Bibel, und doch unterschiedene Meynungen haben, so muß man glauben, daß Gott aus ganz besondern Ursachen den Unterscheid der Einsichten auf der Welt dulde, und darinn muß man ihm keinen Eingrif thun. Unterdessen bleiben Liebe, Güte und Gerechtigkeit der Hauptgrund aller christlichen Religionen, und in sofern kann man einen Glaubensgenossen von einer andern Kirche vollkommen lieb haben, ob man gleich mit der Bekehrung eines solchen guten Freundes sich nicht abgiebet. Ueber diese vernünftige Rede wurde von den Anwesenden, nach eines jeden Einsicht, lange disputiret. Mr. Sainctot erzählte, daß die jüngste der Mesdames de France ungemein viel Fleisch essen könne. Sie habe einmal vier Hühnerflügel, ein andermal zwey Hühnerflügel und ein Rebhuhn, wiederum 3 Wasservögel, (eine Art von Enten,) verzehret. Sie ist diejenige, welche mit ihren vier Schwestern nicht in ein Kloster gehen wollen, auch den König durch ihre beweglichen Vorstellungen genöthiget hat, sie gleich der ältesten Schwester am Hofe zu behalten. Der würtembergische Minister von Fesch, welcher am Morgen dieses Tages diesen beyden Prinzeßinnen in ihrem Zimmer aufgewartet hatte, schätzte ihren Schmuck auf eine Million Livres, aber der Sous-Introducteur erhöhete diese Taxe auf zwey Millionen, und versicherte, daß ein Stein darunter sey, der allein 200000 Livres gekostet habe. Als endlich die eiserne Grille des innern Schloßhofes, welche sonst nur halb offen stehet, ganz geöfnet, und also das Zeichen gegeben wurde, daß der König aus dem Bette

auf=

aufgestanden sey, ging die ganze Versammlung in des Königs Vorzimmer, mußte aber auch daselbst noch eine halbe Stunde auf die Eröfnung des Schlafzimmers warten. Als diese endlich erfolgte, sahe man den König sich die Hände waschen, welches so geschahe: Der König saß, und ein Kammerdiener kniete vor ihm, und hielt das vergoldete Waschbecken auf des Königs Schooß fest, ein anderer Kammerdiener aber stund zur Seite, und goß ihm Wasser auf die Hände. Als das Waschen geschehen war, stund der König einen Augenblick auf, ließ sich seinen gelben Schlafrock mit silbernen Blumen ausziehen und um den Unterleib schlagen, und setzte sich wieder nieder, da ihm denn das weisse Hemd über den Kopf hinunter, das schwarze aber zu gleicher Zeit so geschickt heraufgezogen wurde, daß man von dem blossen Leibe wenig oder gar nichts sehen konnte. Nun verließ er Stuhl und Schlafrock, stellte sich vor den Camin, und nach angelegter übrigen Kleidung, welche diesmal wegen Trauer über der rußischen Kaiserin Tod violetfarbig war, ließ er sich mit dem Pudermantel bedecken, setzte sich an die Toillette, und ließ sein Haar frisiren. Die Toillette bestund in einem weiß bedecktem Tisch, der mitten in die Stube geschoben war, aus einem silbernen Spiegel auf demselben, der vor dem König stund, und zum Ueberfluß von einem Edelmann gehalten wurde, und aus einem kleinen silbernen und vergoldeten Pudermesser. Der König war diesmal sehr gesprächig, und redete theils mit dem holländischen Ambassadeur, theils mit dem päbstlichen Nuntius, welcher letzte ein lustiger Mann zu seyn schien, theils mit unterschiedenen französischen Herren, und endlich auch mit dem Cardinal Fleury, dem er doch keine besonders gnädige Mine zu machen schien. Bey dem gewöhnlichen Morgengebet, welches er neben seinem Bette kniend verrichtete, leisteten ihm nur die gewöhnlichen aufwartenden Aumoniers Gesellschaft, und es währete nicht über 6 Secunden. Als man wieder in des Königs Vorzim-

zimmer gekommen war, sahe man Mesdames de France in Sänften, unter Begleitung ihrer Hofmeisterin, der Herzogin von Tallard, und der übrigen Dames, nach der Kapelle vorbeytragen, da sie denn von beyden Seiten jedermann sehr leutselig grüsseten. Die Versammlung begab sich auch zu der Königin, die aber schon völlig schwarz angezogen war, und sich stehend theils mit dem rußischen Ambassadeur, Prinzen Cantemir, und mit dem holländischen von Huy, theils mit ihren Dames, und zuletzt sehr freundlich und lustig mit dem alten Cardinal Fleury unterredete. Die Dames, wenn die Königin mit ihnen redete, bezeigten sich sehr nachläßig, legten sich auch wohl mit den Armen auf den Caminschirm. Als die Königin in die Messe ging, folgeten ihr unsere Reisende, mit anderen Aufwartenden, bis in die grosse Gallerie, und spatzierten in derselben mit dem großbritannischen Minister Tompson, in Erwartung der Rückkunft der Königin, so lange auf und nieder, bis die Kälte sie nöthigte, sich wieder nach dem Saal der Ambassadeurs zu begeben. Hier wurde zum Zeitvertreib allerley, unter andern auch dieses erzählet, daß zu Paris ein Schneider sey, der mit seinen Rechnungsleuten, welchen es gefällig, der Kleidung wegen sich so vergliche: Er liefere ihnen alle Vierteljahr ein der Jahrszeit gemässes Kleid, nähme es am Ende desselben zurück, versähe es mit neuen Knöpfen, und veränderte es noch auf andre Weise, schicke es alsdenn in die Provinzen, insonderheit nach den Gränzen des Reichs, da es denn vom Landadel, Officiers und andern Leuten, für welche es sich schicke, als Pariser Kleidung gern gekaufet werde. Der, welcher den Contract mit dem Schneider mache, bezahle denselben je nachdem er kostbar gekleidet seyn wolle, und es habe ein gewisser Herzog seine jährlichen vier Kleider für 1800 Livres bedungen. Die hiesigen Fripiers machten auch jährliche Contracte, um denjenigen, welche von Zeit zu Zeit in andern und zugleich kostbaren Kleidern erscheinen wollten,

mit

mit gelehnten Kleidern zu dienen. Wenn man also zu Paris einen Menschen in einem kostbaren Kleide siehet, so muß man es dahin gestellet seyn lassen, ob es sein Eigenthum, oder nur gemiethet sey? Um halb 3 Uhr assen die Reisende zu Mittag bey dem premier Maitre d'hotel, Comte de Livry, welche Tafel der König bezahlet, weil sie für die fremden Minister und andere Standespersonen bestimmet ist. Es wurden zweymal sehr gut angerichtete 12 Schüsseln aufgetragen, und der Nachtisch war auch sehr gut; an dem silbernen Tafelgeschirr war aber dieses auszusetzen, daß dreyerley Teller vorkamen, ganz schlechte, auf dem Rande godronnirte, und vergoldete. Am siebenten December gab die Marquise de Montbrun über das oben (S. 57) erwehnte Romanlesen der frommen Herzogin von Tremouille, folgende Erläuterung. Ihr Gemal sey krank gewesen, und habe verlanget, daß ihm etwas vorgelesen werden mögte, und ihr das Buch mit dem Zusatz gegeben, es sey etwas neues, das ihm zugeschicket worden. Sie habe also ganz unschuldig zu lesen angefangen, als aber schlüpfrige Stellen vorgekommen, das Buch weggeworfen. Man kam auf die Schminke zu reden, und der auch gegenwärtige Marquis de Beaufremont führete es als den höchsten Grad der Verleugnung der Marquise de Montbrun an, daß sie dieselbige schon seit einigen Jahren abgeleget habe. Denn ob sie gleich nur diejenigen Gesichter noch schöner mache, welche von Natur schön gebildet und weiß wären, so mache sich doch ein jedes mehr oder weniger schönes Weibergesicht, durch Weglassung der Schminke recht vorsetzlich heßlich, weil es in Gesellschaft anderer gemalten Gesichter, einen wahrhaften Todtenkopf vorstelle. Die Marquise antwortete, es sey doch ehedessen, da sie sich geschminket habe, ihre Absicht gewesen, schöner und angenehmer zu scheinen, als sie sey, und das laufe auf Eitelkeit hinaus, die mit ihrem Gewissen nicht bestehen könne. Der Marquis mey-

meynete, daß man auf solche Weise auch den Puder verwerfen müsse: die Marquise aber rettete denselben durch den Unterscheid zwischen vanité und propreté, und bewies, daß wegen des Schweisses und Geruchs der Puder zur letzten Classe gehöre. Von seiner Gemalin, welche sich auf seinen Gütern aufhält, bekannte der Marquis, daß sie noch nicht eine Fromme wäre; und als die Marquise de Montbrun sagte, es sey die Pflicht des Mannes, als Haupts der ehelichen Gesellschaft, seine Gattin auf den rechten Weg zu führen, antwortete er, zu diesem Grad der Vollkommenheit bin ich noch nicht gelanget, ich will ihnen aber meine Frau zuführen, damit sie von ihrem Unterricht und Wandel Nutzen habe. Am achten December war bey der Tafel des Cardinal von Polignac die Rede von der Copey des Testaments Kaisers Ferdinands des ersten, welche man zu München habe; und der Cardinal sagte, Bayern berufe sich auf eine Copey, die Kaiser Ferdinand der zweyte nebst etlichen Notarien eigenhändig unterschrieben habe. Er ließ sich von den Reisenden die beyden Wörter ehelich und männlich, mit beygefügter französischer Erläuterung, auf ein Papier schreiben, welches auf seinen Schreibetisch geleget wurde. Herr von Geusau war von dem geheimen Rath Pistorius zu Erbach gebeten worden, für einen Secretär des fränkischen Kreises eigenhändige Handschriften der grössesten und angesehensten Männer damaliger Zeit zu sammlen. Dieser Secretär hatte zu solchem Zweck einzeine Quartblätter verfertigen lassen, die auf dem Schnitt vergoldet, und mit einem in Kupfer gestochenen Rahmen umgeben waren, auf welchem oben in einer Verzierung das Wort aeternitati stand. Herr von Geusau, der eine Anzahl solcher Blätter bekommen hatte, gedachte mit diesen Blättern bey dem Cardinal den Anfang zu machen, überreichte ihm eines nach der Tafel, und erklärete ihm zugleich die ganze Sache, mit dem Beyfügen, es sey damit hauptsächlich auf die Nachkommen angesehen, um denselben gleichsam in einem kurzen

Begriff das Grosse und Berühmteste dieses Jahrhunderts vorzulegen. Allein der Cardinal bedankte sich sehr höflich für die Ehre, welche man ihm dadurch erweisen wolle, daß man ihn unter die grossen Leute setze; er finde aber selbst nicht, daß er zu denselben gehöre, und also könne er seinen Namen auf das Blatt nicht schreiben. Es würde dasselbige ein eigenhändiges Bekenntniß seiner Eitelkeit seyn, er könne auch aus eben diesem Grunde von andern, die entweder schon auf diese Blätter geschrieben hätten, oder noch schreiben würden, kein ihnen vortheilhaftes Urtheil fällen. Herr von Geusau erwiederte zwar, daß wenn Se. Eminenz nicht groß durch Verdienst seyn wolle, sie es doch durch Geburt und kirchliche Würde wäre; er blieb aber bey seiner Weigerung, und sprach hierauf von der Eitelkeit des Cicero, den er sonst sehr hoch achte, und führte zum Beweise derselben viele Stellen aus seinen Briefen und Reden an, die er so historisch erläuterte, und so deutlich machte, daß ein Professor etwas mehreres und besseres nicht hätte leisten können. Zuletzt wurde diese Materie sogar mit einem Gespräch von der christlichen Demuth, und wie dieselbige einem Menschen schwerer als alles andere ankomme, beschlossen, wobey der Cardinal viele Sprüche anführete. Er entließ hierauf, weil er schlafen wollte, seine Gäste mit grosser Höflichkeit. Am dreyzehnten December wurde in der Gesellschaft bey dem Herzog von Gesvres von Religionsveränderungen gesprochen, und ein gewisser Obrister erklärte es für höchst unanständig und niederträchtig, die Religion, in welcher man erzogen sey, zu verändern, es müsse also ein Katholik, ein Lutheraner und ein Reformirter in seiner Religion leben und sterben, wenn er nicht unwürdig handeln wolle. Bey dieser Meynung blieb er, ungeachtet die Mutter des Herzogs ihm die Grundregel aller katholischen Christen zu Gemüthe führete: ausser der Kirche sey keine Seligkeit. Es kam ein Cavalier des spanischen Ambassadeurs, Prinzen von

Campo Florido, welcher wegen eines von seinem Prinzipal gemietheten Hauses etwas anzubringen hatte. Als derselbige weg war, sagte der Herzog, er mögte nicht gern ein Haus an die Ambassadrice vermiethen, weil sie Schafe und Schweine bey sich in der Stube habe. Am 14ten December erzählte die Marquise de Montbrun abermals ein Mirakel des Paris; es habe nemlich ein Mädchen durch ungeschicktes Aderlassen einen ganz unbrauchbaren Arm bekommen, er sey aber auf Fürbitte des Paris wieder völlig gesund und zur Arbeit tüchtig geworden. Sie hielt diese Begebenheit für desto wichtiger, weil durch dieselbe ein Deist, wo nicht gar Atheist, Namens Boindin, Bruder des gleichnamigen Mitglieds der hiesigen Akademie der schönen Wissenschaften, bekehret worden sey. Die Marquise versicherte, daß im vorigen harten Winter nur allein von den Pariser Schneidergesellen 1500 durch Frost und Mangel an Nahrungsmitteln umgekommen wären. Am 15ten December wurden in einer Gesellschaft bey dem Marquis de Gardouge (dessen sittsame Gemalin kein gemaltes Gesicht hatte,) über den Fall des Herzogs von Curland in Rußland gute Betrachtungen angestellet, die darauf hinausgingen, daß man nicht nach hohen Dingen trachten müsse. Als eine Probe von der besondern Güte des Königs ward erzählt, daß er ohnlängst durch einen heftigen Regen, der seine Kleidung ganz durchdrungen, gezwungen worden, von der Jagd zurückzukehren, und also einige Stunden früher als bestellet worden, nach Hause gekommen sey. Weil nun seine Kammerbedienten sich dessen nicht versehen, sondern geglaubet, den ganzen Tag zum willkührlichen Gebrauch zu haben, so habe der König keinen zu Hause gefunden, und weil die Garderoben verschlossen gewesen, weder trockene Wäsche, noch Kleider anziehen können. Er habe aber so lange ganz geduldig ausgehalten, bis die Bedienten herbeygeschaffet worden, und auch diesen kein hartes Wort gesaget. Der fromme Abbé

de Ferrüs, mit dem die Reisenden viel umgingen, hielt die unterm 14ten Dec. erwehnte Bekehrung des Boindin nicht für wahr, sondern vermuthete, daß er einigen Parlamentsherren von der Parthey des Paris dadurch habe gefallen wollen, damit sie sich ihm bey seinem Proceß mit seinem Bruder günstig beweisen mögten. Am 16ten December war ziemlich starke Gesellschaft bey dem holländischen Ambassadeur, in welcher viel von der Einrückung preußischer Truppen in Schlesien geredet wurde. Der Ambassadeur hielt nicht dafür, daß sie zu Gunsten der Königin Maria Theresia geschehe, meynete auch, Holland und England würden sich derselben widersetzen müssen, weil die besten Einkünfte dieses Landes ihnen von dem verstorbenen Kaiser versetzet wären. Er pries die französische Comödie als sehr nöthig und nützlich, insonderheit für diejenigen, welche richtig und nett aussprechen lernen wollten, aber seine eigene Aussprache des Französischen bestätigte diesen Nutzen nicht. Von dem vor nicht langer Zeit verstorbenen Duc de Mazarin erzählte der Ambassadeur, daß er 30000 Bouteillen von dem besten Champagner Wein in seinem Keller hinterlassen hätte, man habe aber doch gesaget, der Keller sey nicht so gut versehen, als ehemals; der Herzog sey ein entsetzlicher Säufer gewesen, habe auch dadurch in seinen letzten Jahren alle Achtung verloren. Abends war bey dem Marquis de Montbrun von dem katholischen Christenthum die Rede, und die Gemalin desselben bekannte ganz frey, daß ihr das Christenthum der Spanier, Italiener und Polacken nicht gefalle, weil es bloß in Anhörung der Messe, Beobachtung der Festtage und andern äussern Dingen bestehe, durch welche das Herz nicht gebessert werde. Den französischen Katholiken gab sie darinn einen grossen Vorzug, daß sie durch die bekannten rechtschaffenen Leute von Port-Royal auf das Wesentliche geleitet worden. Nun sey zwar durch die betrübte Constitutionssache dieser gute Samen unter den Geistlichen mehrentheils erstickt wor-

worden, aber unter den Layen sey noch viel davon übrig, ja diese wären durch den Streit veranlasset worden, selbst nachzuforschen, um sich von den zum Heil der Seele gehörigen Materien besser zu unterrichten. Sie wollte zwar den Protestanten die Ehre nicht absprechen, daß sie zu mehrerm Licht in der katholischen Kirche etwas beygetragen hätten, meynete aber doch, daß das vorhin erwehnte spanische und italienische Christenthum sie vornemlich von der Rückkehr zu der wahren Kirche abhalte. Am 17ten December vernahmen die Reisenden folgende Geschichte. Der Juwelirer Paul Duhalde, welcher hier 1725 gestorben, gerieth auf den seltsamen Einfall, um sich Gottes Segen zu seinem Juwelenhandel zu verschaffen, mit demselben auf fünf Jahre in Handelsgesellschaft unter folgenden Bedingungen zu treten. Er bestimme sein ganzes damaliges Vermögen von 15000 Livres zum Hauptstuhl dieser Handelsgesellschaft; nach Verlauf derselben wolle er eine richtige Bilanz ziehen, und für sich vorausnehmen, erstlich die erwehnten 15000 Livres, zweytens den Brautschatz seiner Frau, wenn er sich während dieser Zeit verheirathen sollte, und drittens alle Erbschaften, welche ihm innerhalb dieser Zeit zufallen mögten; alles übrige aber, als den eigentlichen Gewinn, wolle er mit Gott gleich theilen. Er trug diesen Vertrag nicht nur in sein Tagebuch ein, und fassete seine Handelsbücher demselben gemäß ab, sondern er bestätigte ihn auch in seinem Testament, als er kurz vor Ablauf der fünf Jahre starb, und ein Paar Jahre vorher geheirathet, und einen Sohn gezeuget hatte. Weil nun den Rechten nach in solchem Falle die Armen Gottes Stelle vertreten, so meldete sich auch zu der Verlassenschaft des Duhalde das hiesige grosse Hospital, Hotel de Dieu genannt, und verlangte die Hälfte des von dem Erblasser für Gott bestimmten Theils. Weil sich aber die Witwe und des Kindes Vormund weigerten, ihn auszuzahlen, kam es zu einem Proceß, welcher von dem Parlament so entschieden wur-

wurde. Was Duhalde gethan, könne zwar als eine wahre Handelsgesellschaft in Rechten nicht bestehen, wohl aber als eine pollicitatio, oder als ein Versprechen, das zum öffentlichen Besten geschehe, gültig seyn, allenfalls auch nach dem Testament die Sache als ein legatum angesehen werden. Diesem Spruch zufolge bekam das Hospital 8000 Livres. Am 19ten December speiseten die Reisenden zu Mittag bey dem Marquis de Montbrun, in Gesellschaft der Herzogin von Tremouille, einer Schwester des Herzogs von Bouillon, welche eben so wie die Marquise sich nicht schminkte. Sowohl während der Tafel als nach derselben, da sich auch der Marquis de Gardouge einfand, betrafen die Unterredungen keine gottselige Materien, sondern es schien, als ob man sie um des Wirths willen vermeide; doch nennete die Herzogin unterschiedene hiesige Prediger, welche sie gern hörete. Es ward erzählet, daß als der Cardinal Mazarin sein Testament dictiret habe, sein Intendant auf der zugezogenen Seite des Bettes zu demselben geschlichen sey, um zu horchen, ob er auch bedacht werde? Der Cardinal habe ihn zwar bemerket? aber sich doch gestellet als bemerke er ihn nicht, und als ob er sich auf die Summe besönne, einige mal die Worte wiederholet, je donne a mon Intendant — und endlich, nachdem er den eigennützigen Menschen lange aufgezogen, völlig gesagt, je donne a mon Intendant un bon jour. Die Bedienten des Herrn Grafen Reuß sahen in dem Hause des Marquis, daß viel Brodt theils nach Neuly gebracht, theils von Pariser Leuten abgeholet wurde, und höreten von des Marquis Bedienten, daß die Marquise wöchentlich 300 Pf. für solche Arme, die sich des Bettelns schämeten, backen, und die Hälfte zu Neuly, und die andere zu Paris austheilen lasse. Nach damaligem Preise des Brodts betrug es wöchentlich 76 Livres, oder 20 Rthlr. 5 Gr. 4 Pf. Man vernahm an diesem Tage als zuverläßig, daß der König den Grafen von Bellisle nach Frankfurt am Mayn zu der Kaiserwahl

schi=

schicken werde. Am 20sten December war Besuch bey dem Herzog von Gesvres, der, seinen Statthaltergeschäften unbeschadet, sich mit Knötgenmachen beschäftigte. Ein gegenwärtiger President au Parlament erzählete als etwas sehr Abgeschmacktes, daß der Bischof von Poitiers, als die heute zu Paris angekommene Prinzen von Hessen-Darmstadt auf ihrer Reise bey ihm gespeiset, sie gleich beym Empfang gefraget habe, ob sie Lutheraner wären? und als sie geantwortet, ja! sehr bedauret hätte, daß solche feine Prinzen sich ausser dem Schooß der Kirche befinden sollten, ja er habe ihrem Hofmeister es auf sein Gewissen gebunden, ihnen an einer bessern Erkenntniß nicht hinderlich zu seyn. Am 21sten December speiseten die Reisenden bey dem Cardinal von Polignac, der aus den Zeitungen angemerket hatte, daß das großbritannische Parlament in seine Adressen auf die letzte Anrede des Königs mit einfliessen lassen, es wolle dem König hinlängliche Mittel wider diejenigen verschaffen, welche der großbritannischen Macht Gränzen setzen wollten. Wobey der Cardinal die Anmerkung machte, es scheine, als ob die Engländer auch von Gott nicht mehr abhangen wollten, der ihnen durch die bisherigen Sturmwinde die meisten Schranken gesetzet habe, gegen Spanien alles nach Wunsch auszuführen. Er erinnerte sich dabey, daß als er ehedessen französischer Gesandte in Holland gewesen, und die Holländer über französische Truppen einige Vortheile erhalten hätten, unterschiedene ihm ins Gesicht gesagt, que c'etoit aux republiques, de mettre les rois a la raison; er habe ihnen aber vorgestellet, daß diejenigen, welche so stolz sprächen, eben die Leute wären, an welchen Gottes Vorsehung ihre allgemeine Oberherrschaft nachdrücklich auszuüben pflege; wie denn auch die Holländer kurz darauf solches empfunden hätten. Bey den Gesprächen von den Angelegenheiten des deutschen Reichs gab der Cardinal sowohl in Ansehung der Kaiserwahl, als der östreichischen Erbfolge seine Neigung für Bayern merklich zu erkennen. Daß

Maria Theresia ihren Gemal salva sanctione pragmatica sich zum Gehülfen in der Regierung ernannt habe, hielt er für eine clausula facto contraria, meynete auch, es sey zu viel gewaget, daß deswegen das Reich ihn erwählen sollte. Denn die Königin könne sterben, oder auch ihre Schwester sich vermälen, und einen Prinzen bekommen, und in beyden Fällen hätte ihr Gemal weiter nichts als Toscana; und wenn er durch mancherley mögliche Fälle auch dieses verlöre, so wäre er vollends ein Herr ohne Land, und würde also das Reich genöthiget seyn, seinen Kaiser zu unterhalten. Es wurde viel darüber disputiret, wie es werde mit der böhmischen Churstimme gehalten werden? und ob die böhmischen Stände berechtiget seyn würden, dieselbige durch Abgeordnete zu führen? Der Cardinal behauptete, daß es der Königin selbst bedenklich seyn müsse, dieses den böhmischen Ständen einzuräumen. Nach der Tafel ward in dem Cabinet des Cardinals von lauter gelehrten Materien gesprochen, da er denn insonderheit von der sinesischen und von der slawonischen Sprache, von der Ausbreitung der letzten, und also auch von den Wanderungen unterschiedener Völker, sehr gelehrt und umständlich redete. Abends erhielt der Graf Reuß Gegenbesuch von dem Grafen von Chabannes, Verwandten vom montbrünschen Hause, einem schon ziemlich bejahrten Herrn, mit dem grossen Ludewigs-Orden. Er hatte Nachricht, daß sich in Rußland eine starke Parthey für die Prinzeßin Elisabeth hervorthue, um dieselbige auf den Thron zu setzen. Am 22sten December besuchten die Reisenden den Herzog von Bouillon, der von seinen Gütern wiedergekommen war, und trafen eine ziemlich starke Gesellschaft bey ihm an. Er beschrieb die Wassergefahr, welche er auf seiner Reise ausgestanden hatte, führete auch an, daß nicht weit von seinen Gütern in wenigen Tagen nach einander vier Couriers ertrunken wären. Einer von den Anwesenden erzählte, daß der König von Preussen durch ein Manifest seine Ansprüche

an Schlesien bekannt gemacht, und dieselben auf gewisse Verträge, die seine Vorfahren geschlossen, gegründet habe. Als eine Probe, daß der Cardinal von Polignac ein galanter und geistreicher Mann sey, ward erzählet, daß er einesmals bey der Herzogin von Maine gewesen, und zum Spaß gefraget worden sey, ob man zwischen der Herzogin und einer Uhr eine Vergleichung anstellen könne? worauf er sogleich geantwortet, allerdings, die Uhr machet, daß wir die Zeit beobachten, aber die Herzogin machet, daß wir sie vergessen. Der Herzog wurde nur durch vieles Bitten in seinem ersten Vorzimmer von der weitern Begleitung des Grafen zurückgehalten. An diesem Tage kam der Prinz von Schwarzburg-Rudelstadt an. Am 24sten besahen die Reisenden die beträchtliche Bibliothek des Herrn Milsonneau, dessen einziger Sohn als Kammergerichtsrath zu Berlin stund, und also von des Vaters Vermögen nichts zu hoffen hatte. Er war reich an Anecdoten, davon folgende zwey zur Probe dienen. Ein Mann wollte seinen Neffen mit guter Manier vorrücken, daß er ihm einen silbernen Teller gestohlen, er ließ also folgende Stelle in sein Testament einfliessen: Ich vermache meinem Neveu 11 silberne Teller; er weiß wohl, warum ich nicht auch den zwölften vermache. Ein Officier that etwas Thörichtes, und wurde deswegen über sich selbst so ungehalten, daß er in Gegenwart eines guten Freundes sehr auf sich selbst loszog, und sich den größten Narren nannte. Der gute Freund gab ihm eine derbe Ohrfeige, und sagte dabey, sprechet künftig besser von meinen Freunden. Nun entstund die Frage, ob der Officier diese Ohrfeige für eine Beleidigung achten sollte? Die Pariser Rechtsgelehrten sagten nein! denn man müsse sie als eine Wirkung der grossen Freundschaft dessen, der sie gegeben habe, ansehen. Der Prinz von Schwarzburg-Rudelstadt und sein Hofmeister von Hertenberg, besuchten den Grafen Reuß. Er war sehr bescheiden, und in allen Stücken wohl erzogen. Er kam von dem

östreichischen Gesandten von Waßnaer, der ihm gesaget hatte, der König von Preussen sey nicht zum Besten der Erzherzogin Maria Theresia in Schlesien eingerücket, sondern wolle das Land für sich erobern. Gleich hernach hörete der Herr Graf eben dieses von dem Marquis de Montbrun, welcher das preußische Manifest gesehen hatte. Man erzählte, jedoch nicht für gewiß, daß der nach Frankfurt bestimmte Graf von Bellisle vor seiner Abreise werde zum Marschall von Frankreich erkläret werden. Seine anhaltende Reisen zwischen Paris und Versailles, wegen welcher man ihn nicht leicht zu sprechen bekommen konnte, fielen sehr in die Augen, und gaben zu der Vermuthung Anlaß, daß seine Anweisung für die Kaiserwahl dem französischen Ministerium grosse Beschäftigung verursache. Am 25sten Dec. konnte jedermann das preußische Manifest lesen, denn es stand in den Zeitungen. Weil die Seine sehr ausgetreten war, mußte die Herzogin von Tremouille mit ihren zwey Kindern aus ihrem mit Wasser angefülletem Hause ihre Zuflucht zu dem montbrünschen Hause nehmen. Bey dem Herzog von Gesvres war zahlreiche Gesellschaft, und in derselben auch Mr. de Turgot, ehemals Prevôt de Marchands, nun aber President au grand Conseil, ein Mann, aus dessen Gesicht und Wesen Klugheit und Ehrwürdigkeit hervorleuchteten. Der Herzog machte wieder Knötgen. Er theilete das bayerische Manifest mit, welches die Ansprüche an die östreichische Erbschaft enthielt. Am 27sten Dec. speiseten die Reisenden bey dem President au Parlement, Mr. de Rieux, welcher ein Sohn des ausnehmend reichen Samuel Bernard, und Schwiegervater des französischen Ambassadeur zu zu Wien, Marquis de Mirepoix, war. Die kostbar vergoldete Boiserie, die bis an die Decke hinanlaufende marmorne, und mit vergoldeten Zierraten von Metall versehene Camine, die sammetnen mit Gold gestickten Tapeten, die kostbaren Gemälde, die auf allen Tischen und Caminen stehende Vasen von dem schwersten japanischen

Krack-

Krack-Porcellan, kurz, alles, was man sahe, zeigte an, daß hier ein reicher Mann wohne. Es wurden dreymal Speisen in schwerem, ganz neuem und ausserordentlich kostbarem Silbergeschirr aufgetragen. So waren z. E. auf den Deckeln der Terrinen ganze Haufen von Fischen, Krebsen, u. s. w. in natürlicher Grösse wohl ausgearbeitet angebracht. Das Confect, welches den vierten Gang ausmachte, bedeckte die ganze Tafel, und einheimische und fremde Weine waren reichlich vorhanden. Ein Gast, der zu späte kam, entschuldigte sich damit, daß er einem ohnweit Paris liegendem Dorf, welches schon seit 6 Tagen unter Wasser stehe, dessen Einwohner verhungerten, und alle Augenblick den Tod erwarten müßten, habe Hülfe verschaffen wollen, deswegen in der Stadt herumgefahren, aber von einem zu dem andern gewiesen worden sey, und noch keine gewisse Resolution habe. Diese Erzählung machte mit der Tafel des Präsidenten einen sonderbaren Contrast. Der Präsident war sehr höflich, aber gar nicht gesprächig, ausgenommen wenn von den Kostbarkeiten seines Hauses die Rede war. Man hätte ihn eher für einen reichen Kaufmann, als für einen Präsidenten ansehen sollen. Am 28sten December bekam Graf Reuß Besuch von dem Prinzen von Schwarzburg-Rudelstadt und desselben Hofmeister von Hertenberg, und hörete, daß zwar dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt die Vorstellung im Cabinet des Königs bewilliget, den beyden jüngern aber abgeschlagen, und ihnen das Schlafzimmer des Königs, in welchem Graf Reuß vorgestellet worden, zu dieser Ceremonie angewiesen worden sey; daher vermuthet werde, daß auch der Prinz von Schwarzburg-Rudelstadt sich mit dem letzten Ceremoniel werde begnügen lassen müssen, zumal da der Introducteur Mr. de Verneville, welcher am Neujahrstage seinen halbjährigen Dienst antrete, in dieser Materie sehr eigen sey. Man hörete auch, daß der Fürst von Lichtenstein zu dem französischen Hofe kein rechtes Vertrau-

trauen mehr habe, weil er bey dem preußischen Angrif Schlesiens ganz gleichgültig bleibe, ungeachtet der letzte zwischen Frankreich und dem verstorbenen Kaiser geschlossene Frieden ein ganz anderes Betragen erfordere. Nachmittags führete der Prinz von Schwarzburg-Rudelstadt den Grafen Reuß und desselben Begleiter zu den hessen-darmstädtischen Prinzen, welche mit ihm in einem Hause wohneten. Ihr Gefolge bestund in dem geheimen Rath Planta, einem Schweizer von Geburt, der sehr groß und stark war, zwey Cavaliers, einem Hofrath, welcher die Rechnung führete, einem Arzt, einem Prediger, und den Domestiken. Hierauf fuhren sie zu dem Herzog von Gesvres, bey welchem sie des Herzogs Tante, den Grafen von Treme mit seiner Gemalin, einer gebornen Montmorency, und andere Standespersonen antrafen. Der Herzog theilete ihnen Anmerkungen des Churfürsten von Bayern mit, in welchen die Materie von männlichen und ehelichen Erben aus dem Testament Ferdinands des ersten abgehandelt wurde, gab ihnen auch diese Schrift mit nach Hause, damit sie dieselbige abschreiben könnten. Es ward auch von dem grünen Gewölbe zu Dresden, von goldenen Tabattieren und andern dergleichen wichtigen Materien viel gesprochen, und endlich fiel die Materie auf jansenistische Bücher, von welchen die Gräfin von Treme viel zu halten schien, und insonderheit die moralischen Schriften des Nicole nicht verachten lassen wollte; worauf der Präsident von Guebrian sagte, daß er dergleichen Schriften auch hätte, sie aber nebst dem neuen Testament des P. Quesnel unter die verbotenen Bücher gesetzet habe. Am 29sten December empfing Graf Reuß einen Gegenbesuch von den hessen-darmstädtischen Prinzen. Der älteste zeigte grosse Neigung zu Kriegessachen. Der geheime Rath von Planta erzählte die ganze Unterhandlung, welche er mit dem Cardinal Fleury wegen Vorstellung der Prinzen gehabt, und die vorhin schon vorgekommen ist. Er habe zwar angefüh-

ret

ret, daß der Fürst von Nassau und der Prinz George von Hessen-Cassel, welche vor einiger Zeit zu Paris gewesen, im Cabinet vorgestellet worden, der Cardinal habe aber geantwortet, der erste sey ein regierender Herr, und der zweyte des Königs von Schweden Bruder. Von Planta habe erwiedert, der Fürst von Nassau sey kein alter Fürst, und auf das Regieren und Nichtregieren sey hier um desto weniger zu sehen, da sonst ein jeder Reichsgraf, der in seinem Lande alle Rechte eines Fürsten habe, auch die Vorstellung im Cabinet mit Recht verlangen könne. Dem Prinzen George könne die königl. Würde seines Herrn Bruders um desto weniger einen Vorzug geben, da sie bey dem Hause nicht erblich sey. Es hätten aber diese Gründe dem Cardinal nicht schmecken wollen, daher habe er sich von demselben ausgebeten, daß die beyden jüngsten Prinzen als Grafen von Nidda vorgestellet werden mögten. Am 30sten December vermuthete der hessen-darmstädtische Minister von Böhmer, daß zwar der französische Hof die bayerischen Ansprüche nicht in ihrem ganzen Umfang unterstützen, dem Churfürsten aber doch zu etwas behülflich seyn werde.

Zu Paris im Jänner 1741.

Früh um 5 Uhr fuhren die Reisenden nach Versailles, weil sie aber wegen des ausgetretenen Wassers den bergichten Weg über Meudon nehmen mußten, es stark gefroren hatte, und die Pferde nicht geschärfet waren: so hatten sie gute Gelegenheit, das Jahr mit Uebung in der Geduld anzufangen. Sie nahmen Bauer-Vorspann, kamen nach 9 Uhr bey Hofe an, und traten gewöhnlichermassen bey dem Saal der Ambassadeurs ab. Hier fanden sie schon den freundlichen holländischen Ambassadeur, und andere Gesandte, und brachten und nahmen den Glückwunsch zum neuen Jahr an. Mr. de la Tournelle stellte sie dem zweyten Premier-Introducteur Mr.

Mr. de Verneville, vor der zugleich königl. Cabinetssecretär ist. Er bot ihnen gleich einen Platz in der königl. Kapelle an, damit sie die Ceremonie der grossen Messe ansehen könnten, bey welcher sich der König mit allen Rittern des heiligen Geistordens einfinde; sagte aber auch, daß sie bey der Erhebung der Hostie würden niederfallen müssen, weil vermöge königlichen Befehls keiner davon ausgenommen werden könne. Sie bedankten sich also aufs höflichste, nahmen aber des Herrn von Verneville Einladung an die Tafel des Grafen von Livry an, deren schon oben (S. 64) Erwehnung geschehen ist. Der holländische Ambassadeur gab ihrem Betragen völligen Beyfall. Bey dem Levé du roi fiel nichts Ausserordentliches vor, ausser daß viele Ritter vom heiligen Geistorden in ihrer Ordenskleidung zugegen waren, daß der Cardinal Fleury seine völlige Cardinalskleidung anhatte, und daß der Prinz von Clermont, der ein Prinz vom Geblüt ist, dem König das Hemd, der Herzog von Bouillon aber, als Oberkammerherr, die Serviette zum Abtrocknen der Hände, vorhielt. In der grossen Gallerie sahen sie die ganz mit Juwelen bedeckte Königin mit ihren Dames, und hierauf den König mit 34 Ordensrittern Paar bey Paar, alsdenn den Dauphin mit seinem Gefolge, nach der Kapelle gehen. Die Reisenden unterhielten sich, so lange der Hof in derselben war, in des Königs Vorzimmer mit dem Marquis von Montbrün, Grafen von Chabannes, Grafen von Lützelburg, Herrn von Bastan, Grafen von Treme und andern Anwesenden, wurden auch von dem Marquis von Montbrün dem Prinzen von Soubise, und als der König aus der Kapelle zurückgekommen war, dem Grafen von Bellisle vorgestellet. Der letzte entschuldigte sich sehr höflich und freundlich, daß er dem Grafen Reuß keine Dienste und Gefälligkeiten erzeigen könne, weil seine bevorstehende Reise nach Deutschland ihm überhäufte Geschäfte zuziehe. Selbst während dieser Unterredung wurden ihm allerhand Schriften eingehändiget. Er war ein lan-

langer und hagerer Mann, ohne air de qualité, hatte aber, nach dem einhelligen Zeugniß, grosse Verdienste. An diesem Tage ward dem König von allen Arten seiner Hof- Civil- und Militairdiener Glück gewünschet. Um die Essenszeit begaben sie sich wieder in den Saal der Ambassadeurs, machten mit dem pfälzischen Gesandten Herrn von Gräfenbrock nähere Bekanntschaft, und hatten mit dem maltesischen Ambassadeur von seinem Orden eine lange Unterredung, bis sie Herr von Verneville zu der oben erwehnten Tafel führete, bey welcher aber diesmal, ausser dem pfälzischen Minister, kein anderer gegenwärtig, jedoch die Tafel aufs reichlichste besetzet war. Man führete an, daß der Graf von Bellisle gegen 30 französische junge Herren in seinem Gefolge mitnehmen, und daß die Livrée in 110 Personen bestehen werde. Am zweyten Jänner waren die Reisenden erst in der Gesellschaft der oben genannten deutschen Prinzen, und Nachmittags bey dem Herzog von Gesvres zum Neujahrswunsch. Dieser war noch mit der Ausfertigung seiner Neujahrsbriefe beschäftiget, und erzählte, daß er seit gestern wegen der häufigen Glückwünsche wenig Ruhe gehabt; unter andern wären von allen Klöstern zu Paris Mönche erschienen. Unter den Anwesenden war ihnen Herr von Türgot der liebste. Beyläufig kam vor, daß ihm bey dem sonst beschwerlichen Amt eines Prevôt des marchands dieses das Angenehmste gewesen, daß er nicht über Menschenblut richten dürfen; und da ward auch angeführet, daß zu Paris vor wenigen Jahren ein Mensch gerädert worden, der innerhalb zwey Monaten zwanzig und einige Menschen umgebracht habe, bloß um seinem Triebe ein Genüge zu thun, und sich allenfalls ein gewisses Ansehn zu verschaffen. Am dritten Jänner hatte die Gräfin von Lützelburg bey den Haaren und bey der Kleidung des Herrn Grafen nichts mehr zu erinnern, hingegen lobete sie es sehr, daß er nicht spiele, und erzählte, daß der zu Paris wohnende Graf von Rothenburg innerhalb vier

Jah-

Jahren 1,300000 Livres verspielet, und sich dadurch zum armen Mann gemacht habe. Sie wunderte sich, daß der Graf Reuß die Kaiserwahl zu Frankfurt am Mayn nicht mit ansehen wolle, bey welcher es doch so prächtige Einzüge geben werde, insonderheit den Einzug des Grafen von Bellisle; Herr von Geusau aber erklärte ihr den Hauptzweck, um dessen willen eine junge Standesperson reisen müsse. Am 4ten Jänner meynte Mr. de la Tournelle, den sie besuchten, daß sie in der königl. Kapelle zu Versailles bey der Erhebung der Hostie wohl hätten niederknien können, weil der Unterscheid der christlichen Religionen bloß auf den Unterscheid der Meynungen von den Geheimnissen ankomme, von welchen ein jeder innerlich glauben könne, was er wolle. Bey der Marquise de Montbrun trafen sie die Frau von Orval an, welche auch zu den Pariser devoten Damen gehörete, eine Witwe, die nicht geschminket war. Dieser erzählte die Marquise, (welche es vermuthlich von ihrem Gemahl gehöret hatte,) daß sie zu Versailles in der königl. Kapelle nicht hätten niederknien wollen, und lobte zwar, daß sie ihrer Erkenntniß treu geblieben wären, wünschte aber sehr mitleidig, daß sie eine bessere erhalten mögten. Abends um 9 Uhr legten noch der Herzog von Bouillon und der Marquis von Montbrün bey dem Grafen Besuch ab. Am fünften Jänner fanden sie bey dem Herzog von Gesvres grosse Gesellschaft. Er sprach von seinem Begräbniß, welches er sich habe bey den Cölestinern einrichten lassen, versicherte aber, daß er diesen Ort nicht erwählet haben würde, wenn er gewußt hätte, daß die Gewölbe dieser Kirche dem Wasser ausgesetzet wären, welches sich bey der letzten Ueberschwemmung gezeiget habe. Die Gräfin von Treme antwortete, quand on est mort, en ne s'en soucier pas. Bey der Herzogin von Tremouille fanden sie derselben Bruder, den Herzog von Bouillon, und dieses Sohn, den Prinzen von Türenne, welcher ziemlich deutsch sprach, imgleichen den

Mar-

Marquis de Montbrun. Der letzte erbot sich, sie bey der verwitweten Herzogin von Orleans einzuführen, welche eine Tochter Ludewigs des vierzehnten von der Montespan war, und Altesse royale genannt wurde, und dafür zu sorgen, daß ihnen erlaubet würde, an dem bey der Herzogin gewöhnlichen Spiel nicht Antheil zu nehmen. Er fuhr auch gleich am späten Abend mit ihnen nach dem Palais royal, woselbst sie aber in dem Vorzimmer vernahmen, daß die Herzogin unpäßlich sey, und man ihr eine Ader geöffnet habe. Sie machten also nur mit der Gräfin Clermont Bekanntschaft. Am sechsten Jänner brachten sie die Prinzen von Schwarzburg-Rudelstadt zu dem Herzog von Gesvres, bey welchem Standespersonen beyderley Geschlechts waren. Er sprach mit ihnen von den in Frankreich üblichen sehr frühzeitigen Heirathen, und erzählte, daß die meisten Standespersonen männlichen Geschlechts im vierzehnten, und die weiblichen in noch jüngern Jahren zusammengegeben würden, also in Jahren, in welchen sie noch keinen reifen Verstand hätten, ihren Sachen vorzustehen, auch gar keinen guten Rath annehmen wollten, hingegen sich meistentheils in die abscheulichsten Ausschweifungen stürzeten. Er führete sogar sein eigenes Beyspiel an, und bedauerte, daß es ihm so ergangen, es kann aber die histoire anecdote, welche er von diesem Ergehen anführete, hier nicht wiederholet werden. Den Ueberrest des Abends brachten sie bey dem Herrn von Verneville zu, welcher Ursachen angab, warum er den Prinzen von Schwarzburg-Rudelstadt nicht gleich dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt im Cabinet vorstellen könne. Nämlich, das Haus Schwarzburg habe noch kein votum virile auf dem Reichstage: der Neveu des Fürsten von Lichtenstein, welches Haus doch ein votum virile habe, sey auch nicht im Cabinet vorgestellet worden; und den beyden jüngern Prinzen von Hessen-Darmstadt würde es gar zu nahe gehen, wenn man ihnen den Prinzen von Schwarzburg vorzöge. Als sie anführeten, daß

er doch ein souverainer Prinz sey, antwortete er, das entscheide nichts, denn er sey nicht mehr souverain als der Graf Reuß. Als sie am siebenten Jänner bey dem Marquis de Montbrun zu Mittag speiseten, war ausser andern auch ein Pere de l'oratoire, Namens Gavron, zugegen, der von vornehmer Herkunft war. Zu demselben sagte der Marquis sogleich, als die Reisenden in das Zimmer traten, voila trois brebis egarées; worauf er antwortete, peutêtre qu'il a moyen de les faire entrer dans l'eglise. Er fragte sie, ob sie den Grafen von Zinzendorf kenneten, der vor 20 Jahren zu Paris gewesen sey, und mit dem Cardinal Noailles in Verbindung gestanden hätte? Als ihm Herr von Geusau einen kurzen und allgemeinen Begriff von des Grafen Anstalten gegeben hatte, sagte er, er ist also das Haupt einer Gemeine, die aber nicht gut seyn kann, weil sie von den Hußiten abstammet. Es gereichte der Marquise zum besondern Vergnügen, daß dieser Pater Gavron sich Mühe gab, sie zu der katholischen Kirche zu bekehren. Herr von Geusau gab ihm die nöthigen Erläuterungen, und benahm ihm insonderheit den Irrthum, daß ein Lutheraner, nach den Grundsätzen der augsburgischen Confeßion, der Authorität der lutherischen Kirche eben so unterworfen sey, als ein Katholik der Authorität der katholischen Kirche; behauptete auch, daß die augsburgische Confeßion bloß die heilige Schrift für die einzige und hinlängliche Glaubensregel erkenne und erkläre. Der Pater versicherte, daß in den Häusern seines Ordens die Lehren des Quesnel noch feste Wurzeln hätten, und erklärete die lettre pastorale des Bischofs von Laon für eine Schrift, wegen welcher nicht nur die französische Nation, sondern auch das ganze menschliche Geschlecht sich schämen müsse. Beyläufig führete er an, daß ein gewisser Lutheraner zu ihm gesaget habe, wir sagen zu dem Pabst, ihr seyd ein elender Mann; ihr Jansenisten saget, heiligster Vater, wir sind eure gehorsamste Diener, und in dem Augenblicke stosset ihr ihn mit Füs-

sen

sen auf den Bauch. Der auch gegenwärtige polnische Oberkammerherr, Graf Obiansky, nennete gelegentlich sein Vaterland le païs de confusion, und erzählete ganz artig, wie der polnische Edelmann mit seiner jungen Herrschaft hinter dem Pfluge hergehe, und wenn etwa ein vorbey reisender polnischer Herr nach dem rechten Wege frage, geschwind seinen an die Seite gelegten Säbel anstecke, und alsdenn erst antworte. Am achten Jänner lasen die Reisenden die gedruckte Parlamentsverordnung, welche den Armen aus den Provinzen, die sich zu Paris aufhielten, bey Staupbesen- und Prangerstrafe, und überhaupt in harten Ausdrücken, gebot, die Stadt zu verlassen, aber auch allen welt- und geistlichen Communitäten, die Hospitäler allein ausgenommen, anbefahl, von dem dritten Theil ihrer Einkünfte fünf Procent zum Besten der Armen zu erlegen, und den Pfarrern zur Pflicht machte, von den hülfsbedürftigen Armen ihrer Kirchspiele richtige Verzeichnisse zu halten, auch der Obrigkeit jedes Ortes anzuzeigen, was einem jeden Armen gegeben werden solle. Ueber die drey hiesigen königl. Statüen, Heinrichs des vierten auf der neuen Brücke, Ludewigs des dreyzehnten auf dem Königsplatz, und Ludewigs des vierzehnten a la place de victoire, waren folgende Anmerkungen gemacht worden, die den Gemüthscharacter dieser drey Könige ausdrücken, und zugleich auf die Bewohner der Gegenden ihrer Statüen zielen sollten:

Henri IV entre les catins,

Louis XIII entre les gens de condition,

Louis XIV entre les financiers.

Am neunten Jänner fuhren sie zu dem Marquis de Montbrun, der sie auf diesen Tag bestellet hatte, um sie der verwitweten Herzogin von Orleans vorzustellen. Man disputirte erst stark über das Spiel Cavagnol, welches

bey dieser Prinzeßin gewöhnlich sey, und dem sich schlechterdings keiner, der sie besuche, entziehen könne. Selbst die Marquise sagte, daß, so wehe es ihr auch thue, auch nur einen Louisd'or den Armen zu entziehen, so finde sie es doch unmöglich, des Spiels ganz überhoben zu seyn, insonderheit bey Ihro königlichen Hoheit, der sie, wegen der Verbindung ihres Herrn mit dem Hause Orleans, die Cour machen müßte; es könne sich auch der höchste Verlust an einem Abend nicht über 5 bis 6 Louisd'or erstrecken. Als aber die Reisenden erkläreten, daß sie schlechterdings sich weder bey der Herzogin noch sonst jemand in ein Spiel einlassen würden, so erfand der Marquis diesen Ausweg, daß er allenfalls vorwenden wolle, sie würden sich an diesem Abend noch an andern Orten vorstellen lassen. Er tröstete auch sie und sich selbst damit, daß die Prinzeßin ihr Spiel den Fremden das erstemal nicht anzubieten pflege: wie es aber bey den künftigen Besuchen gehen würde, dafür müsse er sie selbst sorgen lassen. Also fuhren sie um 7 Uhr nach dem königlichen Pallast, begaben sich erst in die Zimmern der Herzogin von Lorge, ersten Dame Ihro königl. Hoheit, welcher der Marquis die Reisenden vorstellete. Hierauf ging man sogleich, mit dem auch gegenwärtigen ersten Präsidenten des Parlaments, nach den Zimmern der königl. Hoheit. In dem innersten Vorzimmer mußten sie ein wenig verweilen. Hier war schon die grosse Cavagnol-Tafel für 20 bis 30 Personen völlig zubereitet. Vor jedem Platz stund ein kleines Körbchen mit fünf elfenbeinernen Marken; und neben einem jeden lag ein sehr langer und ein kürzerer hölzerner Löffel, vermittelst welcher man, je nachdem die Personen entfernter oder näher sassen, das Spielgeld entweder annahm oder überreichte. Von dem Spiel selbst sagte man ihnen, es sey eine erst vor kurzem am königl. Hof erfundene, und anstatt des sonst gebräuchlich gewesenen Landsknechts eingeführte Lotterie, oder ein Glückstopf. Die Königin spielte es so, daß mancher

cher 50 bis 100 Louisd'or verlieren könne. Die Reisenden hatten diese fürchterliche Unglückstafel kaum nothdürftig betrachtet, als sie in das Zimmer der Herzogin von Orleans gerufen wurden. Sie saß auf einem Fauteuil vil seitwärts der Thür, durch welche sie hineintraten, dem Camin gegen über, und hatte vor sich auf einem Tisch ihr Seide-Spinnrad stehen, welches mit Gold und Silber sehr sauber ausgeleget war. Als sie ihr, zwischen ihr und dem Camin, vor das Gesicht getreten waren, stand sie gleich auf, redete sie sehr gnädig an, und fragte, wie lange sie schon zu Paris gewesen wären? Hierauf setzte sie sich wieder nieder, und redete mit ihnen von dem Unterscheid des französischen und deutschen Aderlassens, mit den ihr zur Seite sitzenden Damen aber von allerhand ihre Gesundheit betreffenden Materien. Als die Marquise du Pons mit der Duchesse d'Humiéres in das Zimmer trat, und Herr Graf Reuß der ersten eine bekannte und freundliche Mine machte, fragten Ihro königl. Hoheit, woher sie schon mit einander bekannt wären? und als sie hörete, daß die Bekanntschaft aus dem montbrünschen Hause herrühre, erkundigte sie sich bey dem Marquis de Montbrun nach der Gesundheit seiner Gemalin, der sie sehr geneigt zu seyn schien. Die Herzogin sahe ihrem Vater, dem König Ludewig XIV, vollkommen ähnlich, hatte auch, ob sie gleich schon 70 und einige Jahre alt war, noch einen schönen Teint, und war nicht mager. Als die Reisenden etwa 1 Stunde in dem Zimmer gewesen, und während der Zeit sich immer mehr Damen eingefunden hatten, gingen sie, der von dem Marquis de Montbrun mit der Herzogin von Lorge genommenen Abrede gemäß, ohne Abschied stille weg. Am zehnten Jänner lernten sie den Brigadier Appelgrün kennen, welcher, ungeachtet er seit vielen Jahren in französischen Diensten gewesen, dennoch ein Mitglied der evangelisch-lutherischen Kirche geblieben, und in den vornehmsten Häusern sehr wohl ange-

gesehen war. Sie begaben sich mit dem Prinzen von Schwarzburg zu dem Herzog von Gesvres, der sie insgesammt auf den zwölften zum Mittagsmal einlud. Als sie sich an diesem Tage bey demselben einstelleten, hatte er sich eben mit dem Prinzen von Geblüt, Grafen von Clermont, in einem entlegenen Zimmer eingeschlossen, stellte sie aber, da er denselben beym Abschied durch die ordentlichen Wohnzimmer begleitete, ihm vor. Er war stark vom Leibe, und sahe sehr roth aus, führete auch die gewöhnliche Pariser Lebensordnung in Ansehung des Abendessens und des Spiels, daher er auch des Herzogs Einladung zum Mittagsessen abschlug. An der Tafel speiseten viele vornehme Damen und Herren, und sie war auch viel prächtiger als die oben (S. 51) beschriebene, und dennoch beklagte der Herzog, daß Paris nicht hinlänglich sey, dasjenige zu liefern, was man nöthig habe, um guten Freunden anständig zu essen zu geben. Man sey z. E. genöthiget, die Pasteten von Amiens, und die Schöpsenbraten von Beauvais herbringen zu lassen. Die Gespräche bey der Tafel bestanden in beständigen Fragen und Antworten, ungefähr auf diese Weise: wollen sie bedienet seyn? wollen sie von diesem etwas? es ist nicht übel. Vielleicht haben sie niemals so gute Ragouts gegessen, u. s. w. Nach der Tafel vergnügeten sich die Dames entweder mit Spielen oder mit Knötgenmachen, die Reisenden aber mit einer und der andern Unterredung, theils mit einem Abbé, der zwar der Constitution zugethan war, aber die gewaltsamen Mittel, durch welche man die Leute zu derselben Annahme nöthigte, nicht lobete; theils mit dem päbstlichen Nuntius Crescenci, welcher nebst dem Venediger Ambassadeur und dem Herzog von Humieres sich gegen Abend zum Besuch einfand, und gegen die französische Lebensart in Ansehung des Abendessens und Spiels ernstlich eiferte, auch den Grafen Reuß sehr lobete, daß er sich dieser Lebensart nicht unterwerfe. Er bedauerte auch

die

die Erziehung der französischen jungen Herren, welche von nichts als vom Spiel und Frauenzimmer zu reden wüßten, wenn man sie aber auf etwas Ernsthaftes bringe, stummer als die Fische wären. Sie danketen ihm, daß er sie in ihrem bisherigen Betragen stärke, und er versicherte, daß wenn sie nach Italien reisen wollten, man sie ohne den geringsten Zwang, in Ansehung des Spiels, in alle grosse Häuser mit Freuden aufnehmen werde. Der Nuntius war 44 Jahre alt, sahe wohl, auch mehr deutsch als französisch und italienisch aus, sprach aber das Französische nicht recht gut. Von hier fuhren sie noch nach dem montbrünschen Hause, und wurden von der Marquise mit der Bekehrungsgeschichte eines französischen Uhrmachers unterhalten, welcher, wie sie sagte, durch besondere göttliche Schickung in Neuly krank, und als ein verlassener Fremder von ihr besuchet worden, da sie denn nicht nur für seine Gesundheit, sondern auch für seine Seele gesorget, und ihm einen rechtschaffenen Geistlichen zugewiesen, der ihn in allen Stücken von der katholischen Religion überzeuget bloß den Artikel von der Brodtverwandlung (sie sagte, de la presence reelle,) ausgenommen. Der Mensch sey gesund worden, und nun in einem solchen Zustande, daß man hoffe, ihn nicht nur als einen äusserlichen, sondern auch als einen wirklichen katholischen Christen in kurzer Zeit aufstellen zu können. Am späten Abend wollten sie noch einen Besuch bey dem Herzog von Tremouille ablegen, fanden ihn aber nicht zu Hause. Am 13ten Jänner besuchten sie den päbstlichen Nuntius, der sie sehr höflich und freundlich empfing, und den Bischof von Bethlehem, der bey ihm war, das gute Betragen des Grafen, in Ansehung des Spiels und Abendessens, rühmete. Die übrige Unterredung betraf die Reichs- und östreichische Erbschaftssachen. Der Nuntius hielt beyde Materien für räthselhaft, und so beschaffen, daß man sie der göttlichen Regierung überlassen müsse. Sie besuchten auch die Prinzen von Hessen-Darmstadt, und

der Erbprinz versicherte, er habe den festen Entschluß gefasset, wenn er zur Regierung kommen würde, die Ausgabe schlechterdings nach der Einnahme einzurichten, und weder das Beyspiel anderer Fürsten, noch sonst etwas zur Richtschnur zu nehmen. Es schien auch, daß er eben deswegen mit der Pariser Einrichtung nicht zufrieden sey. Er rühmte, daß ihm vorgestern, da er dem Hofe vorgestellet worden, alles wiederfahren sey, was er habe verlangen können. Sie hatten zwar den Rest des Tages dem Herzog von Bouillon und dem Marquis von Gardouge bestimmt: als sie aber beyde nicht zu Hause fanden, begaben sie sich zu der Gräfin von Lützelburg, die sich nun endlich zu den Grundsätzen, welche sie für ihre Pariser Lebensart festgesetzet hatten, bequemte, und dieselben in allen Stücken lobete. Sie erzählete beyläufig folgende Geschichte, die sich hier vor ein Paar Jahren zugetragen hatte. Ein hier angesessener Juwelierer aus Strasburg, Namens Erbs, verkaufte einem gewissen Edelmann einen Ring. Einige Zeit hernach ging er in den Tuilleries, und begegnete diesem Edelmann, der zu der Dame, welche er führete, sagte: sehen sie! da kommet der Mann, von dem wir reden. Hierauf redete er den Juwelierer an, und erzählete ihm, daß der Ring, den er von ihm gekaufet habe, dieser Dame so wohl gefalle, daß sie auch einen solchen, vornemlich aber Ohrengehänge und ein Kreutz von ihm kaufen wolle. Der Juwelierer antwortete, er sey allezeit zu ihrem Dienst bereit. Einige Tage hernach schickte ihm der Edelmann seine Kutsche, und ließ ihn ersuchen, in derselben mit seinen Waaren nach dem Dorf Jaillot zu kommen, woselbst die Dame sich ihrer Gesundheit wegen in einem Landhause aufhalte. Er fuhr dahin, die Dame suchte Juwelen aus, und legte sie an, behielt auch den Juwelierer nebst dem erwehnten Edelmann, und noch 3 oder 4 anderen ihrer Bekannten zu Tische. Unter dem Essen fragte sie die Gäste von

Zeit

Zeit zu Zeit, ob die Juwelen ihren Beyfall hätten? und versicherte dem Juwelierer, daß sie nach der Tafel des Handels wegen sich mit ihm vergleichen werde. Nach dem Essen nöthigte man den Juwelierer zum Spiel, er wollte es zwar durchaus nicht annehmen, man gab ihm aber doch seine Karten, und nöthigte ihn, sie umzuwenden. Kaum hatte er dieses gethan, als die ganze Gesellschaft ausrief, er habe verloren, und müsse 3500 Livres bezahlen. Der gute Mann erschrack, sahe die Gefahr, in welche er gerathen war, und konnte durch keine Thür entwischen, denn sie waren alle verschlossen. Er bezahlte sogleich tausend Livres an Louisd'or, die er bey sich hatte, und mußte wegen der übrigen 2500 Livres die Juwelen in den Händen des Edelmanns lassen, der ihn hatte abholen lassen, und der ihm einen Ort zu Paris nannte, wo er sie am folgenden Tage gegen das schuldige Geld könne abholen lassen. Der Juwelierer lösete zwar seine Juwelen, weil sie mehr werth waren, auf die bestimmte Weise ein, verklagte aber den Edelmann und die Dame. Weil aber diese in genauer Verbindung mit dem Siegelbewahrer Herrn von Chauvelin stand, und viele Exempts bestochen waren, so konnte er es nicht dazu bringen, daß die erwehnten Leute wären in Arrest genommen worden. Sein Recht leuchtete aber jedem ein, er wendete sich auch an Personen von Ansehn, und so bekam er sein Geld unter der Hand wieder, jedoch mußte er versprechen, daß er die Klage nicht fortsetzen wolle. Alles dieses hatte der Juwelierer der Gräfin selbst erzählet, und sich dabey an die Lebensgefahr, in welcher er auf dem Dorfe gewesen, mit gerührtem Gemüth erinnert. Am 16ten Jänner war die Marquise von Montbrün, bey der sie speiseten, sehr damit zufrieden, daß der Graf sich erklärte, kein Liebhaber von der Jagd zu seyn, denn sie sahe die Jagd als eine Uebung an, welche die Menschen wild mache. Am folgenden Tage assen sie zu Mittag in Gesellschaft des Grafen von Sachsen,

des polnischen Grafen Poniatowski und desselben Sohns, (nahen Verwandten der Königin,) einigen deutschen Ministern, und andern vornehmen Personen, bey dem Prinzen von Grimberg und desselben Gemalin, von welchen sie mehr auf deutsche als französische Art, sehr schmackhaft und ansehnlich bewirthet wurden. Man sagte, daß der Graf Poniatowski in geheimen Angelegenheiten des sächsischen Hofes hier sey, welches dadurch wahrscheinlich wurde, weil der sächsische geheime Kriegesrath Fritsch zu gleicher Zeit mit ihm angekommen war. Nach der Tafel setzte man sich wieder zum Spiele, welches aber einige, insonderheit Herr Graf Reuß und seine Begleiter, ihren festgesetzten Grundsätzen gemäß, von sich ablehnten, worüber ihnen aber der Prinz von Grimberg und der churpfälzische Gesandte gleichsam gewissenshalber eine Strafpredigt hielten. Die Prinzeßin von Grimberg führete sie in ihr Cabinet, und zeigte ihnen das schöne sächsische Porcellan, welches ihr die Churfürstin von Bayern zum Neujahrsgeschenk geschicket hatte, wobey der Graf von Sachsen den auch gegenwärtigen sächsischen Minister von Bree ersuchte, den König von Polen zu bitten, daß er ihm jährlich einen guten Vorrath von sächsischem Porcellan schicken mögte, weil jedermann dergleichen von ihm gleichsam als mit Recht begehre, weil er Graf von Sachsen heisse. Am 18ten Jänner. Der Cardinal von Polignac, nach dessen Zustand sie sich während seiner Krankheit, der hiesigen Gewohnheit gemäß, täglich hatten erkundigen lassen, konnte nun wieder Fremde sprechen, sie fuhren also Mittags nach seinem Hause, und wurden von einigen seiner Edelleute auf der Treppe recht frölig empfangen. Der Cardinal war in Conferenz mit dem modenesischen Minister, sie warteten also in einem Nebenzimmer das Ende derselben ab, und wurden unterdessen von dem Seeofficier Grafen von Polignac unterhalten, der etwas von seinen Seereisen erzählete. Er lobete die Deutschen

we-

wegen ihrer Reisen, und schalt die Franzosen für bêtes, daß sie ihre jungen Leute immer im Nest, und folglich in Unwissenheit vieler nützlichen Dinge bleiben liessen, meynete auch, das Reisen werde kaum so viel kosten, als was eine junge Standesperson hier in ihrem Vaterlande in Kleidern, Pferden und Wagen, und im Spiel verschwende. Er war auch auf das Spiel, insonderheit auf das sogenannte Cavagnol, übel zu sprechen, doch glaubte er, das jeu de commerce sey unentbehrlich. Als die oben erwehnte Conferenz geendiget war, gingen sie zu dem Cardinal in sein Cabinet, der ihren Glückwunsch zu seiner Genesung aufs höflichste beantwortete, auch zu verstehen gab, daß weil er sich noch nicht ankleide, ihn nur besonders gute Freunde zu sprechen bekommen könnten, andere aber sich gedulden müßten. In der That war auch sein Anzug darnach eingerichtet, denn er trug ausser zwey über einander gezogenen Schlafröcken, einen bis an die Knie reichenden und mit Gold eingefaßten rothen Reisemantel, und seine Füsse waren mit einem rothen Roquelaure zugedecket, über der Perücke aber eine Mütze von weissem Castorfilz mit Gold gesticket. In dieser Kleidung setzte er sich auch an die Tafel, an welcher ausser den Reisenden der Comte und der Vicomte de Polignac, beyde mit ihren Gemalinnen, der modenesische Minister, und einer von des Cardinal Haus-Abbés speiseten. Man kam auf die Untrüglichkeit des Pabstes zu sprechen, über welche der Cardinal sich also erklärete: pour les dogmes, on sçait ce que c'est: mais pour les choses de fait, et pour tout temporel, il se peut fort bien tromper, daher könne man sich auch ihm und seinen Bedienten in den letzten Sachen widersetzen. Dieses zu erläutern, führete er folgende Begebenheiten an. Das Hospital zu Malta, in welchem die kranken Ritter verpfleget würden, sey von einem französischen Herrn gestiftet, und deswegen von der Gerichtsbarkeit des dortigen Inquisitors jederzeit befreyet gewesen, weil man in Frankreich keine Inquisition

habe. Nichts desto weniger habe sich der Inquisitor Serbelloni, den er sehr wohl gekannt, einsmals einfallen lassen, in diesem Hospital Visitation anzustellen; da ihn denn der Grand-Hospitalier, der allezeit von der französischen Nation sey, über seiner Verrichtung angetroffen, und ihn in das nahe beym Hause befindliche Meer werfen zu lassen gedrohet habe, wenn er sich nicht im Augenblicke wegbegebe, welches er auch sofort gethan, der König aber habe dieses Verhalten des Grand-Hospitalier vollkommen genehmiget. Die zweyte Geschichte war diese. Auf einer kleinen zwischen Malta und Africa belegenen Insel habe seit sehr langen Jahren beständig ein Einsiedler von der französischen Nation gewohnet, der sowohl den Muhammedanern als Christen, wenn sie an dieser kleinen Insel gelandet, sich freundlich und behülflich erwiesen, und dabey sehr fromm gelebet habe, daher die Glaubensgenossen von beyden Religionen ihn von Zeit zu Zeit beschenket hätten, und dadurch ziemlich vermögend gemachet, so daß er auch sein Ländgen recht artig angebauet habe. Es habe aber ein gottloser Franzose desselben Habseligkeit an sich zu bringen gesucht, und ihn deswegen jämmerlich ermordet, auch allen Vorrath geraubet, und sey hierauf zu Algier ein Muhammedaner geworden, der sich auf Seeräuberey geleget. Glücklicher Weise sey dieser Bösewicht dem Chevalier von Bouillon in die Hände gefallen, und zu Malta aufgebracht, auch sogleich in Ketten und Banden geleget worden, um nach Marseille geführet, und daselbst bestrafet zu werden. Er habe aber Gelegenheit gefunden, an den Serbelloni ungefähr auf folgende Weise zu schreiben: er sey ein Seeräuber von Algier, und gefangen geworden, nun aber entschlossen, die christliche katholische Religion anzunehmen, ersuche also den Inquisitor um seinen Schutz. Dieser habe hierauf die Auslieferung des Menschen hartnäckig verlanget, und weil der Großmeister des Johanniter-Ordens in dieser einen französischen Missethäter betref-

treffenden Sache nicht habe entscheiden wollen, den Chevalier de Bouillon mit dem Bann bedrohet. Nun sey die Sache nach Rom zu der Zeit gekommen, als er, der Cardinal, daselbst gewesen, und dergestalt durchgefochten worden, daß der Inquisitor dem Chevalier de Bouillon habe Abbitte thun, der Mörder aber zur wohlverdienten Bestrafung nach Frankreich geführet werden müssen. Des Inquisitors Hauptgrund sey gewesen, der Seeräuber habe ein Christ werden wollen, und es sey nichts daran gelegen, ob er vorher schon ein Christ gewesen, und dieses und jenes gethan habe. Man habe aber mit besserm Grunde darauf geantwortet, ein geborner französischer Unterthan könne dadurch, daß er ein Muhammedaner werde, seinem König das Recht nicht nehmen, ihn wegen seines an einem andern französischen Unterthan begangenen Verbrechens zu bestrafen, wenn er ihm wieder in die Hände falle. Und was die christliche Religion betreffe, so könne er sich zu derselben in Frankreich eben so gut, als unter der Aufsicht des Inquisitors auf Malta, bekennen. Der Cardinal führete auch das Verhalten Königs Ludewigs des Heiligen als einen Beweis an, daß ein Herr gut katholisch und dennoch im Stande seyn könne, seine weltlichen Rechte gegen den Pabst zu vertheidigen und zu behaupten. Der Cardinal gab ein gutes Beyspiel der Gelassenheit, als einer seiner Bedienten ihm ein Gefäß mit Kohlen zur Wärmung der Füsse unter die Tafel setzen sollte, es aber umschüttete, dadurch wegen der Strohmatte, die unter der Tafel ausgebreitet war, ein so böser Geruch verursachet wurde, daß die ganze Gesellschaft aufstehen, der Tisch fortgerücket, und das Feuer der Matte ausgelöschet werden mußte; denn es entfuhr ihm dabey kein ungeduldiges Wort. Nach der Tafel ging man in sein Cabinet, und als die Unterredung auf die Zeitläufte fiel, führete er die Geschichte des Ursprungs und Fortgangs der zwischen Oestreich und Frankreich seit

seit langer Zeit fortdaurenden Disharmonie, mit grosser Belesenheit aus, und brachte aus dem Commines folgende besondere Umstände an. Der Herzog von Burgund, Karl der Kühne, und Ludwig der eilfte, König von Frankreich, hätten als Prinzen, da der letzte seine Zuflucht zu dem burgundischen Hof genommen, in einem Bette beysammen geschlafen, sich aber alle Nacht so gestossen und gezauset, daß der alte Herzog von Burgund, Philip der Gute, einen jeden habe allein schlafen lassen müssen. Von diesen nächtlichen Zänkereyen und gegenseitigen Beleidigungen sey größtentheils die persönliche Feindschaft hergekommen, die sie nachgehends gegen einander ausgeübet hätten, als sie beyde zur Regierung gekommen wären. Karl der Kühne habe solche Feindschaft auf seine Tochter Maria fortgepflanzet, und diese habe sie durch ihre Heirath mit Maximilian in das Haus Oestreich gebracht. Als von Generalen des Königs von Preussen geredet wurde, erinnerte sich der Cardinal, die dessauischen Prinzen auf dem Congreß zu Utrecht gesehen zu haben, erzählete auch von dem alten Fürsten zu Dessau, daß derselbige einsmals während des spanischen Succeßionskrieges die übrigen alliirten Generale in einer Abtey in Flandern bewirthet, und daß man beym Gesundheittrinken, weil keine Kanonen zur Hand gewesen, mit Pistolen geschossen habe. Nun habe der Fürst seine Pistole gerade in die Höhe gehalten, und weil der obere Boden gewölbet gewesen, so sey die Kugel zurück und auf seine Hand gefahren, und habe ihm viel Schmerzen verursachet. Von den General Türenne führete er diese Anecdote an. Wenn eine Kriegesunternehmung vor gewesen sey, so habe er zu seinen Soldaten immer gesaget, meine Kinder, ich empfehle euch nur den gesunden Menschenverstand, und dieses habe er gelegentlich so erkläret. Der gesunde Menschenverstand bringe es mit sich, daß derjenige, der vor seinem

Fein=

Feinde fliehe, sich weit grösserer Gefahr aussetze, als derjenige, welcher festen Fuß halte; denn der letzte sey immer noch im Stande sich zu wehren, und den Feind in einiger Furcht zu erhalten; welcher doppelte Vortheil aber durch die Flucht schlechterdings aufgehoben werde. Am Ende der ganzen politischen Unterredung sagte der Cardinal, Frankreich werde, als Beschützer des westphälischen Friedens, auch bey dieser Gelegenheit die Freyheit der deutschen Stände zu erhalten suchen. Beym Abschied küssete er den jungen Grafen Reuß, und als dieser ihm hinwieder die Hand küssete, sagte er, sie sind sehr gut, bat auch, daß die Reisenden fleißig wieder zu ihm kommen mögten. Den Beschluß des Tages machten sie bey dem Herzog von Gesvres, bey welchem sie auch die Grafen von Chabanes und von Polignac, den Herrn von Türgot, und 3 Damen antrafen. Der Herzog bekam ein Antwortsschreiben von Versailles, aus welchem er diese Worte vorlas: le roi trouve, que vous parlez fort bien, mais que vous ecrivez tres mal, welchen Fehler er seiner Geschwindigkeit und Ungeduld zuschrieb. Er erzählte auch eine weitläuftige Geschichte von Madame Marmontel, welche sehr schön, klug und reich gewesen, auch einen Mann gehabt, der ihr an Meublen, Kutsche und Pferden, Kleidung, Schmuck, u. s. w. alles angeschafft, was er nur vermuthet, daß es ihr angenehm seyn mögte, die aber beständig höchst mißvergnügt, auch mit sich selbst uneinig gewesen. Hätten andere ihr schön gethan, so habe sie sich eingebildet, sie hielten sich über sie auf; wenn sie ein neues Kleid angezogen, so habe sie gefürchtet, jedermann sehe auf sie, und habe was dabey zu erinnern, u. s. w. Einige hätten dieses einer zerrütteten Einbildungskraft zugeschrieben, andere aber einer Aengstlichkeit des Gewissens, weil sie zu den Dames devotes gehöret habe. Sie ist aber in diesem Zustande gestorben, als sie im 24sten Lebensjahr war. Im Vorübergehen besahen die Reisenden die

neuen Fenster, welche sich der Herzog angeschaffet hatte, deren jedes aus 4 Glastafeln bestund, von welchen eine (so stehet in der Handschrift,) 600 Livres kostete; sie sahen auch einen geschnitzten und vergoldeten Fuß zu einem marmornen Tische, welcher zweytausend Livres kostete. Am 19ten Jänner besuchten sie den Grafen von Sachsen, der sehr bescheiden und vernünftig sprach, auch bis dahin bey der evangelischen Religion geblieben war. Er schilderte die französische Nation als höchst unzuverläßig, und behauptete, daß insonderheit die Intendanten eine ungemein grosse natürliche Fähigkeit hätten, ihre Herrschaft in Unordnung und Schulden zu bringen, und nachmals von der Verwirrung Nutzen zu ziehen. Zum Beyspiel führete er den Grafen von Bellisle an, der von einen solchen Intendanten erschrecklich betrogen worden sey, ungeachtet er sey ein clair voyant & fin comme un diable. Es habe nemlich dieser Bediente seinem Sohn eine Bedienung gekaufet, und seine Tochter mit 50000 Ecus ausgestattet. Als ihn nun der Graf deswegen zur Rede gestellt, und die Quelle seines Vermögens zu wissen verlanget habe, so sey endlich herausgekommen, daß er insonderheit bey dem letzten Feldzuge in Deutschland alle Geschenke, die seinem Herrn von Freunden und Feinden für die Küche gemachet worden, als gekauft in Rechnung gebracht habe. Er führete auch an, daß er während seines zwanzigjährigen Aufenthalts in Frankreich nur einen einzigen treuen Haushofmeister gehabt habe, dessen Rechnungen und Verzeichnisse, er noch als das Corpus juris seiner Haushaltung gebrauche, um darnach zu untersuchen, ob seine jetzigen Haushofmeister ihn im Einkaufe der Waaren und Lebensmittel betrögen, oder nicht? Am zwanzigsten Jänner besuchten sie die noch kranke Marquise de Montbrun, welche zu dem Herrn Grafen sagte: ich rechne viel auf ihren guten Character, und hoffe, sie werden noch ein katho-

tholischer Christ werden. Am ein und zwanzigsten statteten sie dem Herzog von Bouillon ihren Glückwunsch zu der Vermälung seiner Prinzeßin Tochter mit dem Prinzen von Monaco ab. Er war unpäßlich, und lag auf dem Bette, vor demselben aber saß die Prinzeßin Braut mit ihrer Hofmeisterin. Der Herzog beantwortete den Glückwunsch überaus freundlich. Der Prinz von Monaco war sehr reich, und von guter Aufführung: die Prinzessin aber, welche sich in einem Kloster aufhielt, sahe wohl aus, schien auch tugendhaft erzogen zu seyn. Sie weigerte sich lange und heftig, ihre Wangen von ihrem Vater roth bemalen zu lassen, unterwarf sich ihm aber endlich darinn, wie sie sagte, aus Gehorsam. Von der Comödie und Opera war sie keine Liebhaberin, und versicherte, daß sie niemals eine ansehen wolle; ihr Herr Vater aber sagte, meine liebe Tochter, du wirst von dieser Gesinnung schon abgebracht werden. Der Marquis de Gardouge, den sie noch besuchten, pries ihnen die Schriften des Bischofs von Montpellier an, und redete den Appellanten das Wort; denn, sagte er, sie müssen eben deswegen für wahre Glieder der katholischen Kirche angesehen werden, weil sie von der eigenmächtigen Constitution des Pabstes an die Kirche appelliret haben. Der Herzog von Gesvres, bey dem sie den Beschluß der Visiten dieses Tages machten, erzählete in des Grafen von Vienne und anderer Personen Gegenwart, umständlich, wie ausschweifend und liederlich der letztverstorbene Herzog von Bourbon, und er selbst, in desselben Gesellschaft, gelebet habe, sagte auch, daß der Herzog von Bourbon sich dadurch die tödtliche Krankheit, an welcher er gestorben sey, zugezogen habe. Er selbst sey zwar nach einer dreyjährigen medicinischen Busse beym Leben, aber doch immer kränklich geblieben. Er ermahnete den Herrn Grafen Reuß, in seiner bisherigen tugendhaften und regelmäßigen Lebensart zu beharren, und sich nichts von derselben abwendig machen zu lassen. Am 23sten erfuhren

ren sie, daß vorgestern ein preußischer Courier bey dem Grafen von Bellisle angekommen sey, und daß er sich sofort nach Versailles begeben habe. Man erzählte ihnen auch, daß der König dem Grafen von Bellisle befohlen habe, sein ganzes zahlreiches Gefolge zu Frankfurt in seinem Hause zu speisen, damit nicht dadurch, daß sie die Speisequartiere besuchten, Unordnung und Mißvergnügen bey den Deutschen entstünde. Er werde also zwanzig Köche mitnehmen. Am 24sten Jänner fanden sie bey der Gräfin von Lützelburg derselben Bruder, der Präsident von Colmar, und ein gelehrter Mann war. Er war einer von den französischen Commissarien, welchen aufgetragen war, die Gränzscheidung zwischen Lothringen und dem Reich, insonderheit die Umtauschung gewisser in Lothringen belegenen, und vornemlich dem Churfürsten von Trier zugehörigen Oerter und Districte, gegen andere, welche der König von Frankreich auf deutschem Boden hat, zu Stande zu bringen. Nach seiner eigenen Erzählung ist diese Commißion, um welcher willen er sich mit den kaiserlichen Commissarien 3 Monate zu Lüneville aufgehalten hat, durch den Tod des Kaisers völlig abgebrochen. Beyläufig ließ er mit einfliessen, daß nach der Erwerbung von Lothringen der König ein Heer von 80000 Mann bis Maynz marschiren lassen könne, ohne daß es jemand zu hindern vermögte, und dennoch alle seine Gränzfestungen und Magazine versorget behalten. Von der Kaiserwahl wollte er behaupten, daß sie über sechs Wochen nicht dauern, und daß Deutschland alsdenn einen unstreitigen Kaiser haben würde: doch wollte er seine Vermuthung, wer Kaiser werden würde? nicht sagen. Sie besuchten auch die Marquise de Montbrun, bey welcher auch Mr. de la Faye und desselben Gemalin war. Die letzte schien sehr sittsam zu seyn. Ihr Vater, der Marquis de St. Auban, ist bis an sein Ende ein Protestant geblieben, sie aber ist, jedoch vielleicht nur äusserlich, katholisch. Am 25sten Jänner fanden sie den Prinzen

zen von Schwarzburg sehr zufrieden wegen seiner Vorstellung am Hofe zu Versailles, die gestern geschehen war, weil der König sowohl als die Königin mit ihm gesprochen. Desselben Begleiter, Herr von Hertenberg, brachte vom Hofe folgende Geschichte mit. Das Pariser Parlament habe neulich der Chambre des comptes anbefohlen, für die Armen etwas von den königlichen Geldern herzugeben. Ob nun gleich die letzte die Aufhebung solchen Befehls bey dem Cardinal ausgewirket, so habe doch das Parlament es dahin gebracht, daß diese Aufhebung wieder aufgehoben, und der Befehl des Parlaments bey seiner Kraft erhalten worden. Als nun auf diese Widersetzlichkeit der Rechnungskammer jemand sehr beissende Verse gemacht, welche man hier Calotins nennet, und sie dem Cardinal zu lesen gegeben worden: habe dieser gefunden, daß sie gut ausgedacht gewesen, sich aber gewundert, daß man ihn in denselben nicht persönlich angezapfet habe. Die Anwesenden hätten geantwortet, der Cardinal verhalte sich so, daß niemand zur Satire über ihn Veranlassung finden könne. Allein am Abend dieses Tages habe der Cardinal auf seinem Camin einen Zettel gefunden, auf welchem geschrieben gestanden, point de tête, point de calote. Dieses zu verstehen, muß man wissen, daß schon vor geraumer Zeit das hiesige Ministerium unter dem Namen Regiment de la calote, von satirischen Versemachern bey aller Gelegenheit durchgezogen, diese Benennung aber vermuthlich daher genommen worden, weil der erste Minister vom geistlichen Stande gewesen. Also wollte der Urheber dieser Stachelworte sagen, der Cardinal habe dadurch, daß er der Rechnungskammer erst recht, und gleich darauf wieder unrecht gegeben, es so gar dumm gemacht, daß er nicht einmal eine Satire verdiene. Sie gaben auch Mr. und Mad. de la Faye einen Besuch, und besahen seine zahlreiche Bibliothek, welche auch mit den Werken deutscher Publicisten versehen war. Er war zwar Capitain von ei-

ner Dragoner Compagnie, las und studirte aber noch immer fleißig. Deutschland hatte er wohl durchreiset, auch die letzten Feldzüge in Ungarn als Generaladjutant des Palfy mit gethan. Am 26sten Jänner sagte die *Marquise de Montbrun*, welche von ihrer Krankheit noch nicht völlig wieder hergestellet war, mit der aber unsere Reisende diesmal ganz allein redeten, mit vieler Zärtlichkeit zu ihnen: es gehet mir unbeschreiblich nahe, daß sie nicht in den Himmel kommen werden, denn als eine gute Katholikin muß ich ihnen doch die Seligkeit absprechen. **Herr von Geusau:** Das Verdienst Jesu Christi wird uns selig machen, und wir glauben nicht, daß sie auf eine andere Weise werden selig werden wollen. **Die M.** O nein! man muß aber zu der Heerde Christi gehören, wenn man an seinem Verdienst Theil haben will. **H. v. G.** Allerdings, Madame! man muß ein Schaf Jesu seyn, das ist, sich durch das Wort und die Gnade Gottes leiten lassen, und in die Fußstapfen des Heilandes treten, um zu zeigen, daß der Glaube, dessen man sich rühmet, nichts eingebildetes, sondern wahr und lebendig sey. **Die M.** Wie kann man ein Schaf seyn, ohne in dem Schafstall, ich will sagen, in der wahren Kirche zu seyn, welche die einzige Braut Jesu ist? **H. v. G.** Wenn man nicht anders als durch Jesum auf die angeführte Weise, welche wir die Ordnung des Heils nennen, selig werden will, so ist man ein Mitglied der wahren Kirche. **Die M.** Die wahre Kirche ist nicht ohne Haupt, und dergleichen haben sie nicht, also ist ihre Kirche nicht die wahre. **H. v. G.** Madame! erlauben sie uns, ihnen zu sagen, daß unser Haupt Jesus Christus selbst sey, der uns selbst versichert hat, daß er bis an das Ende der Welt bey uns seyn wolle. **Die M.** Ich rede von einem sichtbaren Haupt, welches Jesus Christus selbst verordnet hat, in der Person des heiligen Petrus, des ersten unter den Aposteln. Dieses Recht ist auf desselben Nachfolger, die Päbste, gekommen, um die Einigkeit der Kirche zu

erhalten, von welcher die Protestanten sich bloß wegen einiger eingeschlichenen grossen Mißbräuche getrennet haben. Diese gaben aber keine hinlängliche Ursache zur Zerreissung des Bandes der Einigkeit ab. Vielleicht hätten die Jansenisten *mehr* Grund zur Trennung, aber Gott wolle sie dafür bewahren. Sie wissen wohl, daß man die Person des Pabstes von dem Pabstthum, und dieses wieder von von dem Mißbrauch, der von demselben gemacht worden ist, unterscheiden müsse. **H. v. G.** Der Materien sind *viele*, Madame! erlauben sie, daß wir von einer jeden insonderheit reden. Sie sagen der heilige Petrus sey der erste Apostel, das Haupt der Kirche, und dazu habe ihn der Herr Jesus verordnet. **Die M.** Allerdings, denn Jesus saget deutlich, du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen rc. **H. v. G.** Gesetzt, der Herr verstünde unter dem Felsen, den Petrus, so finden wir doch in diesen Worten dasjenige nicht, was sie darinn zu finden meynen. Denn 1) Paulus würde es nicht gewaget haben, sich dem Petrus so lebhaft zu widersetzen, als er gethan hat, wenn Petrus der erste und das Haupt der Apostel und der Kirche gewesen wäre. 2) Gesetzt, die Päbste wären Nachfolger des heiligen Petrus, warum hatten sie denn in den ersten Jahrhunderten nicht mehr Gewalt, als andere Bischöfe dieser Zeit, als die Patriarchen zu Alexandrien und Antiochien? Die Geschichte saget deutlich, daß nicht der Herr Jesus, sondern ein griechischer Kaiser den römischen Bischof für den ersten christlichen Bischof erkläret habe. **Die M.** Ich bin nicht so gelehrt, daß ich dasjenige beantworten könnte, was sie von den ersten Jahrhunderten aus der Geschichte anführen: aber Paulus Verhalten benimmt dem Primat des Petrus nichts; jener that diesen Gegenvorstellungen, wie die Jansenisten dem Pabst, ohne deswegen die rechtmäßige Gewalt desselben anzugreifen. **H. v. G.** Ja! wenn Petrus sich seines Ansehens so bedient hätte, daß er entweder die Streitfrage sogleich entschieden, oder den

Paulus wenigstens verpflichtet hätte, seine Entscheidung zu erwarten, und bis dahin seine Meynung nicht öffentlich vorzutragen: er hat aber keines von beyden gethan. **Die M.** Wenn der Primat des heiligen Petrus in den Worten des Herrn nicht gegründet ist, so sagen sie mir doch den Inhalt derselben? **H. v. G.** Sie sagen nach unserer Meynung weiter nichts, als was sich zu Pfingsten zutrug, da Petrus, nach Erlangung des heiligen Geistes, durch seine erste Rede 3000 Seelen gewann. Sehen sie hier die Erstlinge der Kirche, welche durch die *Predigt* des heiligen Petrus errichtet wurde? **Die M.** Recht gut! der heilige Petrus hat die Kirche gegründet: aber der Herr saget auch, die Pforten der Hölle würden nichts gegen dieselbige ausrichten. Also dauert diese Kirche unter dem heiligen Petrus eben so fort, als sie durch ihn gestiftet worden. **H. v. G.** Die wahre Kirche bestehet und wird bestehen bis an der Welt Ende, daraus *folget* aber nicht, daß sie unter der Regierung des heiligen Petrus bestehen werde. Sie ist nicht auf seine Person, sondern auf seine Lehre gebauet. Die andern Apostel lehreten eben dieselben Wahrheiten, und es ist unter *ihm* und denselben weiter kein Unterscheid, als daß er *nach* der Himmelfahrt des Herrn der erste gewesen, welcher auf einmal viele zum Glauben gebracht hat; in der folgenden Zeit aber haben die andern Apostel eben so viel ausgerichtet. Und wie kann man glauben, daß der Herr dem Petrus einen persönlichen Vorzug hätte beylegen wollen, da er zu seinen Jüngern gesagt hat, sie hätten keinen andern Meister als ihn, und da er sich den Eckstein nennet? Man erkennet daraus, daß er allein das Haupt der Kirche seyn, und keinen andern Grund derselben haben will, als die Lehre, welche er selbst geprediget hat, und die seine Apostel nach ihm verkündiget haben. Und weil unsere Kirche sich allein zu diesem Haupt, und zu dieser Lehre, welche in der Bibel stehet, hält, ohne ein anderes Ansehn zuzulassen: so halten wir dafür, daß sie die wahre

sey.

sey. **Die M.** Da sie von der Lehre sprechen, so sagen sie mir doch, warum sie kein Fegefeuer und keine Brodtverwandlung glauben? **H. v. G.** Weil weder von jenem noch von dieser etwas in der Bibel stehet. **Die M.** Sie finden ja das Fegefeuer in den Büchern der Maccabäer, und in der Kirchengeschichte in der Offenbarung, die im 4ten Jahrhundert einem Einsiedler wiederfahren ist. **H. v. G.** Die Bücher der Maccabäer können keine Lehrsätze beweisen, denn sie haben kein canonisches Ansehen; und die Geschichte, welche sie erzählet haben, halten wir nicht für glaubwürdig. **Die M.** Sind denn die Worte des Herrn, das ist mein Leib, nicht klar genug, und ungeachtet derselben glauben sie die Brodtverwandelung nicht? **H. v. G.** Wir glauben das, was der Herr saget, nemlich daß er uns im Abendmahl seinen Leib und sein Blut gebe: aber er saget nicht, daß die Substanz des Brodts und des Weins aufhöre, diejenige zu seyn, welche sie ist; er kann dieses auch nicht gesaget haben, denn unsere uns von Gott gegebene Sinne, empfinden beym Genuß des Abendmahls, daß wir Brodt und Wein geniessen. Unmöglich kann etwas zu gleicher Zeit seyn, und nicht seyn. **Die M.** Ach! mit den Geheimnissen hat es eine ganz andere Bewandniß. Findet sich nicht in der Lehre von der Dreyeinigkeit derselbige Widerspruch, und dennoch ist sie das verehrungswürdigste Geheimniß unserer Religion? **H. v. G.** Es wäre ein Widerspruch derselben, wenn man sagte, es ist 1 Gott, und es sind zugleich 3 Götter. Die wahre Lehre aber ist, daß nur 1 Gott, aber in demselben eine gewisse geheimnißvolle Dreyheit sey. Diese Sätze können bey einander bestehen. Was aber sich selbst widerspricht, und dadurch aufhebet, das kann kein Gegenstand unsers Glaubens seyn. **Die M.** Sehet die Vernünftler! Sie würden alle diese Verlegenheit in der Einheit unserer Kirche nicht haben. **H. v. G.** Madame! ihre Verlegenheit scheint uns viel grösser zu seyn, als die unsrige. Welche Einigkeit ist denn in der römischen

schen Kirche, seitdem der Pabst die Constitution bekannt gemacht hat, und alle ihre Bischöfe die Jansenisten verdammen, und behaupten, daß sie ausserhalb der katholischen Kirche wären? Vergeblich würde seyn, zu sagen, daß sie sich doch nicht von der Einigkeit der Kirche trenneten, denn wenn die Kirche sie nicht aufnimmt, so sind sie von derselben geschieden, und haben kein Recht sich Mitglieder derselben zu nennen. Das ist der Fall der Protestanten. Luther hat sich nicht von ihrer Kirche abgesondert, sondern man hat ihn aus derselben verstossen. Die M. Kommen sie doch wieder. Hat man sie ausgestossen, so wird man sie in dieser Stunde mit offenen Armen wieder aufnehmen. H. v. G. Aber unter sehr harten Bedingungen. Wir sollen uns einer Gewalt unterwerfen, über deren Gränzen man selbst bey ihnen streitet; wir sollen das unschätzbare Vorrecht fahren lassen, Gott selbst in der heiligen Schrift mit uns reden zu hören, und sogleich seine Worte durch die Gnade des heil. Geistes auf unsere Herzen zueignen zu können, ohne uns erst mit dem Pabst, den Kirchenversammlungen, den Vätern, und allen übrigen abzugeben. Das Wasser der Quelle ist allezeit klärer, als dasjenige, welches in tausend Bächen und Kanälen davon abläuft. Die M. Ausser der Kirche ist keine Seligkeit. H. v. G. Jeder glaubet, daß seine Kirche die wahre sey, also verdammen wir einander. Sie setzen voraus, Madame! daß wir auf dem Irrwege sind, wir aber glauben, daß wir alles, was wir vermogt, gethan haben, um davon abzukommen. Wir wollen mit ihnen annehmen, daß es uns nicht gelungen wäre, wird Christus uns deswegen verdammen? er, der seinen Jüngern so viel Irrthümer zu gute gehalten hat? Kann er einen Menschen verdammen, der nur durch sein unendliches Verdienst selig werden will, welches er sich in der Ordnung des Heils zueignet? Sie, Madame! wollen nicht anderst als auf diese Weise selig werden, daher können wir sie nicht vom Himmel ausschliessen,

un-

ungeachtet der Irrthümer, welche ihre Kirche hat, die sie zwar nicht erkennen, die wir aber aufs deutlichste einsehen. Seyn sie also eben so gerecht gegen uns, und glauben sie, daß es eine sehr angenehme Ueberraschung für sie seyn werde, uns mit vielen andern Ketzern im Himmel zu finden. Die weitere Ausführung der Materie, und die Zurückleitung der Unterredung in den Zusammenhang wurde gehindert, als ein Herr, der den grossen Ludewigs-Orden trug, und Mr. de la Faye, sich bey der Marquise einfanden. Denn nun ging ein Streit über die Rechtsbeständigkeit der bayerschen Ansprüche der östreichischen Erbfolge an. Der Beschluß dieses Abends wurde bey dem Herzog von Gesvres gemacht, bey welchem ausser desselben alten Tante, die Gräfin von Treme, die Prinzeßin von Tingry, der Chevalier von Montmorency, und andere Standespersonen, waren. Es ward von zwey Hauptmaterien gesprochen, erstlich von den kostbaren Edelsteinen, welche die Prinzeßin trug, und erst in der Woche aus der Hand des Künstlers gekommen waren. Der Herzog besahe sie aufs genaueste, und bewunderte sie sehr. Zweytens, von dem Tanz. Der Herzog erzählte weitläuftig, wie es mit demselben unter Ludewigs des 14ten Regierung bey Hofe und unter den Standespersonen gehalten worden sey; urtheilete aber, daß nach der Mode der neuen Zeit, Cavaliers und Dames, die über 24 Jahre alt wären, nicht wohl tanzen könnten, ohne sich lächerlich zu machen. Er zielete ohne Zweifel darauf, daß König Ludewig der 15te schon seit dem 15ten Jahr seines Alters nicht mehr tanzete. Er setzte hinzu, daß man wohl bey sehr geschickten Tänzern zuweilen eine Ausnahme mache, auf die man sich aber nicht berufen müsse. Es kam auch vor, daß vor 20 und mehr Jahren zu Paris die allgemeine Mode gewesen sey, grosse Leichenbegängnisse anzusehen, und zu dem Ende mit den Kutschen in den Strassen stille zu halten, durch welche die Proceßion gegangen wäre. Weil die meisten Kutschen mit Fackeln versehen gewesen,

so habe es einen herrlichen Anblick verschaffet, aber auch zu vielen nächtlichen Ausschweifungen Gelegenheit gegeben. Am 27sten Jänner trafen sie die Herzogin von Tremouille, welche sie hatten besuchen wollen, nebst dem Grafen von Chabot, bey der Marquise von Montbrün an, und trugen das Ihrige bey zu den Berathschlagungen über die Ausstattung der Prinzeßin von Bouillon, welche der Prinz von Monaco heirathete, insonderheit wie eine reiche und vollständige Toilette von meißner Porcellan eingerichtet werden könne? Bey dieser Gelegenheit beschrieb man ihnen die Hochzeiten der hiesigen Standespersonen auf folgende Weise. Chaque fille dans ce païs, ici doit être nipée. Zu den nipes gehöret alles, was man in Deutschland Ausstattung an Kleidern, Wäsche und Geräthschaften zu nennen pfleget. Die nothwendigsten Kleider sind, eines zur Verlobung, eines zur Hochzeit, und ein Deshabillé. Das erste pfleget gemeiniglich einen dunklen oder gar schwarzen Grund mit goldenen Blumen zu haben, das andere ist Silberstück mit weissem Grund, und das dritte von willkührlichen Farben. Die feyerliche Verlobung geschiehet mehrentheils erst einen Tag oder zwey Tage vor der Hochzeit. Wenn die letzte gehalten wird, versammlen sich die Eingeladenen des Abends zu einem Gastmal. Nach Mitternacht begiebet sich die ganze Gesellschaft zur Messe und Trauung in die Kirche, und wenn sie aus derselben in das Hochzeithaus zurückgekommen ist, bringet sie die neuen Eheleute zu Bette. Am folgenden Tage erscheinen die Hochzeitgäste um 12 oder 1 Uhr bey der Toilette der jungen Ehefrau, und am Abend ist zum Beschluß der Feyerlichkeiten wieder ein Gastmal. Musik und Tanz sind nur bey Bürgern und Bauern gewöhnlich. Die Herzogin von Tremouille erzählte, daß gestern bey dem hiesigen Erzbischof darüber grosser Rath gepflogen worden sey, ob man bey jetziger Theurung in der bevorstehenden Fastenzeit das gras erlauben solle, da das maigre viel schwerer zu haben, und also theurer sey? Ob man sich

nun

nun gleich nicht darüber vereinigen können, so meynete doch die Marquise de Montbrun, daß es allenfalls eben so verdienstlich seyn würde, das gras zu essen, als das maigre, weil nemlich jenes den Magen mehr beschwere, als dieses. Bey Mr. und Mad. de la Faye, bey welcher auch der Bruder der letzten, Marquis de Saint Auban, war, hatten sie noch eine ganz nützliche Unterredung von Reichs- und andern historischen Sachen, und wurden auf den nächsten Montag zum Mittagsessen eingeladen. Am 28sten Jänner besuchte sie Mr. de la Faye, beschrieb seine Reise in Deutschland, Holland, England und Ungarn, sagte auch, daß jetzt die Standespersonen in Frankreich bey ihren Heirathen mehr auf grosses Vermögen, als auf Geburt sähen, und bestätigte solches durch unterschiedene Beyspiele. Am 29sten Jänner wohneten sie, so wie es gewöhnlichermassen alle Sonntage geschahe, dem Gottesdienst in des dänischen Gesandten Herrn von Wind Hause bey, speiseten auch nach demselben bey ihm. Als über Tafel von der Nothwendigkeit der Gegenwart des Geistes gesprochen wurde, erzählte der Gesandte, daß der vorige König von Dänemark (Friedrich IV.) einsmals mit einem holsteinischen Landedelmann von desselben Viehzucht gesprochen, und ihn gefraget habe, wie viel seine Kühe ihm einbrächten? Dieser Edelmann habe seinen meisten Nutzen vom Ochsenhandel gezogen, aber geglaubet, es sey unanständig, das Wort Ochse in der Unterredung mit dem König zu gebrauchen, habe also in der Verwirrung geantwortet: Ihro Majestät, ich habe auf meinen Vorwerken mehrentheils gekrönte Häupter. Gleich darauf sey ihm eingefallen, daß der Ausdruck, den er gebraucht habe, dem König weit anstößiger gewesen seyn müsse, und habe sich also geschwind davon gemacht, sey auch nicht zu bewegen gewesen, jemals wieder zum König zu kommen. Herr von Zech führete ein ähnliches Beyspiel der Unbesonnenheit an, nemlich der letzt verstorbene Herzog von Gotha habe zu einem fremden aber deutschen

Edel-

Edelmann, der seinen Hof besuchte, gesaget, sie werden wohl die gewöhnlichen grossen Reisen schon gethan haben, und sich nun in Deutschland selbst noch umsehen wollen? worauf der Edelmann geantwortet, ja ich habe die grossen Höfe in Deutschland schon besehen, und nun nehme ich auch die kleinen in Augenschein. Am 30sten Jänner speiseten sie bey Mr. de la Faye, brachten die meiste Zeit in desselben Bibliothek zu, die mit auserlesenen Büchern von allen Wissenschaften versehen, aber in Ansehung der schönen Wissenschaften und der Geschichte am zahlreichsten war. Um seine Stärke in der deutschen Sprache zu zeigen, übersetzte er sogleich eine Stelle aus dem europäischen Herold in die deutsche Sprache. Nach dem Essen fand sich Mr. de Montauban, Kammerherr des Herzogs von Orleans, ein, welcher mit dem montbrünschen Hause nahe verwandt war. Dieser erklärte den oben (S. 99) angeführten Ausdruck, Regiment de la Calote, so. Unter dem König Johannes habe man angefangen, wahnwitzige Leute durch Aufsetzung einer bleyernen Calote zu heilen. Von der Zeit an sey der satirische Ausdruck, Regiment de la Colote aufgekommen, um eben dasselbige auszudrücken, was man im Deutschen durch das Narrenschiff, und durch den Karren voller Narren, angedeutet habe. Bey dem Herzog von Gesvres war zahlreiche Gesellschaft, aber nur eine Dame, nemlich die Gräfin von Treme, deren sechsjährigem Sohn ein Tanzmeister in Gegenwart der ganzen Gesellschaft Unterricht gab, welcher diesmal das Gehen, das Abnehmen und Aufsetzen des Huths, und die Verbeugung, betraf. Am 31sten Jänner erfuhren sie von der Marquise de Montbrun, daß in dasiger Provinz eine Frau ihrem Mann durch ein Testament nichts vermachen könne, sondern daß er sich mit demjenigen begnügen lassen müsse, was ihm in der Ehestiftung ausgesetzet worden, übrigens aber nach dem Tode seiner Frau die strengste Rechnung von ihrem Vermögen ablegen. Sie beschrieb auch die Pracht des Fürsten von Lichtenstein bey seinem

Ein-

Einzug, bey welchen seine Gemahlin mit einem grossen Busch von den kostbarsten Steinen gepranget habe, der viel Geldwerth gewesen.

Zu Paris im Februar 1741.

Am ersten Februar speiseten sie, auf die gestern geschehene Einladung, bey dem Grafen von Sachsen, der nicht glaubte, daß der König von Preussen Schlesien behaupten werde, hingegen prophezenete, daß innerhalb sechs Monaten ein allgemeiner Krieg seyn werde. Neulich habe ihn der König zu Versailles gefraget, ob der König von Polen, sein Bruder, werde Kaiser werden? er habe darauf geantwortet, ich weiß es nicht, wenn aber Ew. Majestät darüber eine Wette anstellen wollen, so werde ich dieselbige sehr gern zur Hälfte mit ihnen eingehen. Die ganze Gesellschaft habe diese Antwort als sehr geistreich gelobet, sie sey aber in der That ganz natürlich und ungekünstelt gewesen. Er zeigte einen Brustharnisch von seiner Erfindung, der zwar keinen Büchsen- und Flintenschüssen, wohl aber Pistolenschüssen widerstehen konnte. Er war von rosenfarbigtem Gros de Tour, welcher 15mal über einander geleget, und wie eine Schnürbrust durchnähet war. Der Graf von Sachsen versicherte, daß vermöge der Versuche, welche er angestellet habe, der Gros de Tour keine andre als Rosenfarbe haben müsse, wenn er zu dem verlangten Zweck brauchbar seyn soll. Er zeigte auch die vielen wohl aufgeputzten kleinen Cabinette und verborgenen Treppen, welche er hinter seinem grossen Wohnzimmer angeleget hatte, deren Gebrauch wohl nicht der beste seyn, wenigstens ehedessen gewesen seyn mogte. Das Gastmal war sehr schön, und das Silber mit dem sächsischen Rautenkranz bezeichnet, es kam auch beym Nachtisch viel meißner Porcellan zum Vorschein, mit welchem ihn der jetzige König von Polen beschenket hatte. Gegen Abend fuhren

sie

sie mit den Prinzen von Darmstadt und Schwarzburg nach Versailles. Sie kamen erst zwischen 7 und 8 Uhr daselbst an, und am Hofe war nichts zu thun, weil die Königin an diesem Tage zum Abendmal gegangen war. Am zweyten liessen sie sich früh Morgens um 9 Uhr in Portechaisen nach Hofe tragen, und traten in dem Vorzimmer des Cardinals Fleury ab, woselbst sie den Herzog von Fleury, den Grafen von Clermont-Tonnere, und andere Standespersonen antrafen. Sie ersuchten den alten Kammerdiener des Cardinals, (der jährlich 50000 Livres Einkünfte hatte,) wenn es sich schicken wolle, dem Cardinal zu sagen, daß der Prinz von Schwarzburg und der Graf Reuß da wären. Bald hernach wurden sie in das Cabinet des Cardinals gerufen, in welchem er an seinem Schreibetisch saß, und unterschiedene Personen vom Finanz-Departement bey sich hatte, welchen allezeit der Donnerstag gewidmet war. Er stand auf, empfing sie aufs freundschaftlichste, erkundigte sich nach ihrem Befinden, und wie lange sie noch zu Paris zu bleiben gedächten? entschuldigte sich, daß dieser Tag ein Geschäftstag sey, und begleitete sie bis an die Cabinetsthür. Gleich nach ihnen erschienen auch die Prinzen von Hessen-Darmstadt, und wurden auch auf eine Minute zu dem Cardinal geführet. Nun brachte sie Herr von Verneville insgesammt au levé du roi, wobey diesmal sehr viele zugegen waren, weil der König dem Marquis von Mirepoix den heiligen Geistorden feyerlich umhing. Der König war ziemlich aufgeräumet, und sprach mehr als sonst gewöhnlich war, unter andern auch mit dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt. Als der König mit den Rittern in sein Cabinet gegangen war, begaben sich die deutschen Herren nach der grossen Gallerie, um zu sehen, wie die Ordensritter nach der Kapelle gingen. In diese konnten sie nicht kommen, weil sie nicht mit niederfallen wollten, und Mr. de Verneville sich auf den ausdrücklichen Befehl des Königs berief. Allein der Brigadier Appelgrün,

welcher mit dem commandirenden Schweitzerofficier wohl bekannt war, vermittelte es, daß die Prinzen, der Graf, und ihre Begleiter, nach der Messe, wenn die Ordensceremonie anginge, eingelassen werden sollten. Erst ging die Königin mit ihren Damen vorbey, und redete ein Paar gnädige Worte mit dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt. Hierauf nahm die Proceßion der Ordensritter ihren Anfang, welche von der vormals erwehnten (S. 78) sich nur darinn unterschied, daß der Herzog von Orleans zugegen, und daß der Marquis von Mirepoix zwischen seinen beyden Gevattern, dem Mr. de Gobrian und dem Grafen von S. Florentin, in dem Novitiathabit zu sehen war. Dieser war ganz auf spanische Weise gemacht, und das kurze Mäntelchen von schwarzem Sammet, alles übrige aber von weissem Atlas, und mit silbernen Spitzen besetzet. Die Scheide seines silbernen Degens war bis an das Ortband auch mit weissem Atlas überzogen. Die Schuhe waren weiß, jedoch mit schwarzen Flecken und rothen Absätzen, auch an statt der Schnallen, mit weissen Bandrosen zugebunden. Den Huth, mit einem grossen weissen und schwarzen Federbusch, trug er in der Hand. Sein wohlgewachsener Körper, und sein guter Gang, fielen jedermann in die Augen. Die Proceßion ging die Treppe ohnweit der Schloßkapelle hinunter, und unter dem Schwibbogen weg in die Kapelle. Als die Messe vollendet war, bekamen die deutschen Herren auf der königl. Emporkirche in der Kapelle, hinter den Hofdamen, einen Platz. Den König holete ein Ordenscommandeur von seinem Platz ab, der unten in der Kirche war; er setzte sich auf einen Thron, der an einer Seite des Altars aufgerichtet war, und vor demselben kniete der Candidat des Ordens, den seine beyden Gevattern in dem Novitiathabit dahin geführet hatten. Vor dem König lagen die Ordens-Statute aufgeschlagen, und auf diese legte der Candidat den Eid ab. Nun ward ihm über den Novitiathabit das grosse

Ordenskleid angelegt, welches in einem weissen seidenen Talar, und einem langen schwarzen Mantel von Sammet mit einer runden Schleppe, bestehet. Beyde Stücke sind mit Gold gesticket, und unter den Stickereyen thut sich insonderheit das grosse H hervor, welches den Namen des Stifters anzeiget. Diese Ceremonien waren die vornehmsten. Der neue Ritter ging mit den alten zurück nach des Königs Cabinet. Die deutschen Herren besuchten hierauf den Herrn von Amelot, welcher von seinem Schreibtisch aufstund, und sie mit Gesprächen von der Luft, Witterung, und andern gleichgültigen Dingen unterhielt. Er war ein kleiner unansehnlicher Mann, und machte, bevor er anfing zu reden, mit den Augen mancherley Grimaçen, wie die stotternden Leute zu thun pflegen: es kam aber, nach den Cardinal, in Staatssachen alles auf ihn an. Nun sahen sie den Dauphin speisen. Neben demselben saß auf einem Tabouret sein Hofmeister, der Herzog von Chatillon, welcher ihm vorlegte, aber nicht mitspeisete; es ward auch nichts gesprochen, sondern der Dauphin machte nur den Erbprinzen von Hessen-Darmstadt eine Verbeugung. Auf die Tafel setzte man jedesmal nur eine Speise, und zwar bloß auf einem Teller. Von hier gingen sie nach dem Zimmer der Mesdames de France. Die älteste fragte den Erbprinzen, wie ihm ihr Kleid gefiele? Es war von grünem Sammet, und sehr reich mit Gold gesticket, auch überflüßig mit Diamanten besetzet. Sie wurde von der Herzogin von Tallard zu der Königin Tafel geführet, dahin ihr die deutschen Herren folgeten. Diesmal war der König der Gast bey der Königin; diese küssete ihre Tochter überaus freundlich und lebhaft; der König aber klopfte mit seinen beyden Händen auf ihre Backen, und that sehr freundlich gegen sie. Die Tafel war ein länglicht Viereck; auf einer Seite sassen der König und die Königin auf Lehnstühlen, jener zur rechten, diese zur linken; und auf der schmalen Seite zur rechten Hand des Königs, die erwehnte

wehnte Madame de France auf einem Tabouret, zwischen ihr und dem König aber, jedoch etwas von der Tafel entfernet, auch auf einem Tabouret die Herzogin von Tallard. Neben der Königin, aber ziemlich weit von der Tafel, saß auf einem Tabouret, auch eine Herzogin. Der erste Gang der Speisen bestand aus zwey Terrinen mit Suppen, der andere aus 8 Schüsseln mit gekochten Speisen, der dritte aus 7 Schüsseln mit Gebratenem und Sallat. Die Schüsseln waren von gemeinem Silber, die Teller und Messer aber vergoldet. Der König legte sich und seiner Tochter, die Königin aber sich selbst vor. Die Bedienung geschahe durch 3 Officiers du Roi, welche vor der Tafel dem König und der Königin gegenüber standen, und bey jedem Essen einen reinen Teller, nebst dergleichen Messer und Gabel überreichten, auch alles Getränke credenzten, doch wurde das Getränk nur dem König und der Königin auf Credenztellern, der Madame de France aber nur auf einem gemeinen Teller dargereicht. Gesundheiten wurden nicht getrunken, doch brachte die Königin der Madame de France eine nur gleichsam incognito mit einer freundlichen Mine zu. Um die Tafel stunden sehr viele Personen her. Der König unterredete sich meistens mit der Herzogin von Tallard. Den Nachtisch warteten die deutschen Herren nicht ab, sondern begaben sich nach ihrem Quartier, um selbst zu essen. Gegen Abend gaben sie Madame d'Amelot einen Besuch, welche bey Hofe wohnet, und die sie über dem Spiel antrafen. Sie redete mit ihnen von allerhand gleichgültigen Dingen, und begleitete sie bis an die Thür. Bis 6 Uhr waren sie bey der Herzogin von Chatillon, welche mit dem mittelsten Prinzen von Hessen-Darmstadt und anderen spielete. Um die genannte Stunde ging die ganze Gesellschaft in die Zimmer der Königin, woselbst auch der Dauphin mit seinem Hofmeister, Herzog von Chatillon, war. Die Königin ging ungemein freundlich und zärtlich mit ihm um, und er wußte dieses auf alle

Weise zu erwiedern. Unter andern legte sie ihm die Hand auf die Schulter, und er seinen Backen auf ihre Hand. Der Herzog von Bouillon stellte seinen künftigen Schwiegersohn, den Prinzen von Monaco, der Königin vor, welche sich gegen beyde sehr freundlich bewies, der Herzog aber umarmte den Grafen Reuß im Vorbeygehen aufs höflichste. Als der Dauphin sich beurlaubete, begleiteten die deutschen Herren denselben in sein Zimmer, in welchem sich auch seine Schwestern, noch andere Damen, der Herzog von Chartres, der Prinz von Monaco und andere einfanden. Drey Violinen, jedoch ohne Baß, machten eine Musik, und der Dauphin tanzete mit einer Schwester nach der andern eine Menuet. Der Herzog von Chartres folgete mit der jüngsten, und der Erbprinz von Hessen-Darmstadt mit der ältesten Prinzeßin nach. Wenn man saget, daß alle Mesdames de France nur mit Prinzen vom Geblüt, und solchen, die denselben gleich geachtet würden, tanzen dürften, so ist dieses nur von den Menuets zu verstehen, hingegen zu den Contredances können auch andere Standespersonen gelangen; wie auch diesmal geschahe. Um 9 Uhr ging der Dauphin zur Tafel, und zwar vor seiner Schwester zur Thür hinaus. Auf seiner Tafel erschienen nur eine Suppe, zwey Teller mit Braten, und ein kleiner Nachtisch, er aß auch weiter nichts als etwas Suppe, und Gelé auf Brodt geschmieret. Von hier gingen die deutschen Herren wieder nach dem Zimmer der Königin, und sahen sie au Cavagniol spielen, an welchem Spiel die beyden jüngsten Prinzen von Hessen-Darmstadt Antheil nahmen, und funfzig Louisd'or verloren. An statt der ehemals (S. 84) erwehnten Löffel, wurden hier zur Herbeyziehung des Geldes gewisse Maschinen gebraucht, welche saubere hölzerne Stiele hatten, vorn aber mit Silber beschlagen waren, und einer Ofenkrücke ähnlich sahen. Nach vollendetem Spiel besuchte der König die Königin, und beyde thaten gegen einander sehr freundlich und vertraut. Weil nun des Königs Abend-

essen

essen gebracht wurde, wobey kein Fremder gegenwärtig zu seyn pfleget, so gingen die deutschen Herren nach ihrer Wohnung, und traten aus derselben die Rückreise nach Paris an. Am dritten fanden sie bey dem Grafen von Teßin eine ziemliche Anzahl schwedischer Herren, unter andern einen Grafen von Fersen. Graf Teßin, seine Gemalin, und Mademoiselle de Spaar, waren sehr höflich und freundlich, in dem Hause war alles auf den Pariser grossen Fuß eingerichtet, auch das Frauenzimmer be*malet*. Die Unterredung betraf, nach hiesiger allgemeinen Weise, die sogenannten Pariser Divertissemens. Bey dem Herzog von Gesvres waren desselben Bruder, der Bischof von Beauvais, noch ein Bischof in partibus und viele andere Herren. Mit einem anwesenden gelehrten Abbé war etwas Nützliches zu sprechen. Er urtheilete von den Schriften des Jesuiten Maimbourg, daß er ein grosser Lügner sey. Der Marquis von Montbrün, welcher sie noch am späten Abend besuchte, bekräftigte die Wahrheit des auf dem Camin des Cardinals gefundenen Zettels (S. 99). Die Reisenden bekamen auch an diesem Tage eine andere scharfe Satire in die Hände, die an den Cardinal, wegen der französischen jetzigen Herren, die den Grafen von Bellisle nach Frankfurt auf die Kaiserwahl begleiteten, gerichtet war. Am vierten, des Mittags, speiseten sie bey dem Cardinal von Polignac, und mußten, weil er mit einigen Geistlichen in Conferenz war, mit dem Essen auf ihn warten. Sein Anzug war wieder so, wie er bey einer andern Gelegenheit war beschrieben worden (S. 91), und er entschuldigte sich dadurch aufs freundlichste, daß es ihm an Zeit gefehlet habe, sich anzukleiden. Er hatte den Kopf voll von seinen Geschäften, und war also über Tafel mehrentheils still, nach derselben aber gingen in seinem Cabinet die politischen Gespräche desto besser von Statten. Er gab sich rechte Mühe, durch einzelne Fälle zu beweisen, daß das Haus Oestreich allezeit die deutsche Freyheit zu unterdrücken gesuchet habe,

und daß die meisten Churfürsten wahrscheinlicher Weise den Herzog von Lothringen bey der Wahl übergehen würden, weil sie vermuthen müßten, daß er von den östreichischen Ministern gleiche Rathschläge bekommen, also nach gleichen Grundsätzen das Reich verwalten würde. Er bezeigte darüber grosse Verwunderung, daß Kaiser Karl der sechste, bey Errichtung der pragmatischen Sanction, alle seine Erbländer in einen Sack geworfen, und nicht bedacht habe, daß sie aus vielen einzelnen ganz unterschiedenen, und mancherley Anforderungen unterworfenen Stücken, zusammengesetzet wären. Er hätte mit einem jeden Prätendenten sich vorher aus einander setzen, und abfinden müssen. Er habe aber nur Chursachsen, und auch nur dadurch, daß er diesem Hause zu der polnischen Krone mit behülflich gewesen, befriediget, so daß man mit Recht sagen könne, es sey bey dieser Gelegenheit die polnische Nation ein sacrificium sanctionis pragmaticae geworden. Spanien und Bayern habe man die Hände durch nichts gebunden, da man doch leicht hätte gedenken können, daß insonderheit die Königin von Spanien den Verlust ihrer altväterlichen Lande in Italien nimmermehr verdauen würde. Bey der Marquise von Montbrün lernten sie den Chevalier d'Orleans, Großprior des Johanniter Ritterordens in Frankreich, kennen. Er war ein natürlicher Sohn des ehemaligen Regenten, und schien ganz bescheiden und ernsthaft zu seyn. Es wurde viel von dem Johanniter Ritterorden gesprochen, und der Großprior erzählete, daß er die durch den vor einigen Tagen erfolgten Tod des hiesigen maltesischen Ambassadeur erledigt gewordene Commenthurey, welche jährlich 20,000 Livres einbringe, schon wieder vergeben habe. Als er sowohl wie der Marquis von Beaufremont Abschied genommen hatte, überlegte der Marquis von Gardouge mit Madame de Montbrun, wie man einem jansenistischen Bücherträger, welcher von dem Policeylieutenant ertappet, und in ein abscheuliches Gefängniß gewor-

worfen worden, wieder aus demselben heraus helfen könne? erzählte auch, daß dieser Mensch bisher alles leide, und ferner lieber alles leiden, als die guten Leute, von welchen er die Bücher bekommen, und diejenigen, welchen er sie gebracht, verrathen wolle. Als von der gewöhnlichen Lebensart geredet wurde, legte der Marquis von Montbrün seiner Gemalin folgende Fragen vor: meine liebe Frau, du findest doch, daß der Graf Reuß viel weiser ist, als ich? nicht wahr? Sie, ja! Er, wie vielmal ist er weiser, als ich? nicht wahr, zehnmal? Sie gestund es mit einem freundlichen Kopfnicken zu. Am Abend dieses Tages sollten der Prinz von Monaco und seine Braut, die Prinzeßin von Bouillon, einander zum erstenmal in ihrem Leben sehen und sprechen. Als sie am sechsten die unpäßliche Marquise de Montbrun besucheten, welche auf dem Bette lag, und neben deren Kopfküssen ein Crucifix und unterschiedene Reliquien hingen, glaubte der deutsche Baron von G. welcher auch zum Besuch da war, der Marquise die Cour zu machen, wenn er sagte, daß Hochmuth und Geitz die Bewegungsgründe Luthers zur Kirchenreformation gewesen wären. Herr Graf Reuß widersprach ihm, und sagte, Mißbräuche des römischen Hofs wären wohl die nächste Veranlassung zu derselben gewesen, welchem die Marquise beytrat, jedoch hinzusetzte, daß Luther, als ein entsprungener Mönch, kein solches Werkzeug gewesen, dem man viel Gutes zutrauen könne. Am siebenten bezeigte sich der Brigadier Appelgrün sehr eifrig für die lutherische Kirche und Lehre, und sagte, es sey sehr unanständig, daß lutherische ja gar reformirte Officiere bey der französischen Armee sich äusserlich katholisch anstelleten, um entweder einen Ludewigsorden, oder andere Vortheile, die doch nicht allezeit erfolgeten, zu erlangen. Er war schon seit 55 Jahren in Kriegesdiensten, aber noch so munter und bey Kräften, daß man ihm sein hohes Alter nicht ansahe. Er erzählte, daß noch 3 oder 4 französische auf deutschem Fuß stehen-

de Regimenter lutherische Prediger, auch sowohl wann sie in Besatzung lägen, als wenn sie im Felde wären, ihren ungestörten Gottesdienst hätten, und eben so wie die katholischen en Parade in die Kirche geführet würden. Des appelgrünischen Regiments Predigers bedienet sich auch der Graf von Sachsen, so oft er zum Abendmal gehet. Bey der Marquise von Montbrün war auch der Graf von Chabot, und es wurde viel von der unordentlichen Anhänglichkeit vieler Menschen an Katzen, Hunde und Pferde gesprochen, und manches Beyspiel davon angeführet, wie denn die Marquise selbst gestand, daß sie alle Hunde und Katzen abgeschaffet habe, um sich von denselben loszureissen. Am achten waren bey eben dieser Marquise, ausser den Reisenden, die Herzogin de la Tremouille, ihr Bruder der Herzog von Bouillon, desselben Tochter, die Braut des Prinzen von Monaco mit ihrer Hofmeisterin, der Marquis von Beaufremont, und noch ein Paar andere Standespersonen. Die Braut zeigte eine ihr von ihrem künftigen Schwiegervater geschenkte Repetir-Uhr, deren Gehäuse, Kette, Haken und Schlüssel auf das allerreichste mit Brillanten von ziemlicher Grösse besetzet waren. Weil des Marquis von Beaufremont Brüder insgesammt Chevaliers de Malte waren, so wurde von der Lebensart auf Malta viel gesprochen. Man sagte, sie sey in Vergleichung mit der parisischen sehr traurig, weil die Ritter den kranken Mitbrüdern aufwarten müßten, doch sey es für die unbemittelten Ritter sehr erwünscht, daß sie in dem Wirthshause ihrer Nation allemal freye Tafel hätten, und auf Silber bedienet würden. Endlich fiel die Unteredung auf die Inquisition, welche alle Anwesende als etwas Unmenschliches verabscheueten. Als Herr Graf Reuß eine Anmerkung über die Ungerechtigkeit des Gewissenszwanges machte, sagte die Duchesse de la Tremouille, ja! Gott ist es allein, der die Herzen bekehret, und es ist nicht vernünftig, das Gewissen zwingen

zu

zu wollen. Bey dieser Gelegenheit erzählte der Marquis von Montbrün, daß, als er in seinen jungen lustigen Jahren einsmals zu Avignon einen kleinen Rausch gehabt, ihm auf der Strasse ein Mönch begegnet sey, den er beym Kopf gekriegt, und ihn sehr lebhaft geküsset und geschüttelt, auch eine in der Gegend aufgesteckte Fahne heruntergerissen habe. Hierauf habe er beym Abendessen gehöret, daß die umgerissene Fahne von der Inquisition zu einer bevorstehenden Execution aufgerichtet, der Mönch aber der Groß-Inquisitor, auch der päbstliche Legat wegen seiner erwehnten Handlungen sehr ungehalten auf ihn sey. Er habe sich also am folgenden Tage, nach dem Gutfinden seiner Freunde, aus dem Staube gemacht. Am neunten führte der Cardinal von Polignac gewöhnlichermassen bey und nach der Tafel viele politische und moralische Gespräche, und machte unter andern die Anmerkung, daß oftmals die grossen Fürsten sich einbildeten, die menschlichen Tugenden wären nicht für sie bestimmet. Als er die Ausdrücke gebrauchte: c'est au vrai machiavellisme, machte ihm Herr von Geusau die bekannte Einwendung, daß Machiavelli seinem Prinzen keinesweges Regeln gegeben, sondern ihm nur zu seiner Beschämung angezeiget habe, wie es die grossen Herrrn in der Ausübung wiklich zu machen pflegten. Es behauptete aber der Cardinal mit grossem Ernst das Gegentheil, welches er unter andern dadurch bewies, weil Machiavelli ausdrücklich sage, die Regeln des Evangeliums wären zur glücklichen Regierung eines schon erworbenen Landes, welches man in Ruhe besitze, die allerbesten, aber zur rechtmäßigen Erwerbung und Behauptung eines Staats taugten sie nichts. Er beschloß die Materie mit diesen Worten: was Bayle hat in Ansehung der Lehrsätze der Religion thun wollen, das hat Machiavelli in der Moral der Fürsten gethan. Bey der Materie von der östreichischen Erbfolge wollte er behaupten, daß das Haus Oestreich von väterlicher Seite nicht einmal von den Grafen von Habsburg, sondern von

der schweitzerischen adlichen Familie von Thierstein herkomme, von welcher einer eine habsburgische Tochter geheirathet, und dadurch die habsburgischen Güter erworben habe. Rudolph den ersten nannte er einen Avanturier, der aber doch grosse Eigenschaften gehabt habe, und der deutschen Krone werth gewesen sey. Beym Abschied ermahnte er die deutschen Herren, wünschen und beten zu helfen, daß die deutsche Nation wieder mit einem guten Kaiser versorget werden mögte. Am zehnten des Abends entstund bey der Marquise von Montbrün zwischen derselben und dem Herrn de la Faye ein Dispüt über die Schminke, welche der letzte vertheidigte, und die erste verwarf. Es kam dabey viel besonders von den Meynungen der hiesigen Geistlichen vor, und als de la Faye die Parthey der Molinisten gegen die Jansenisten nahm, geriethen beyde so in Hitze, daß die Marquise, welche davon Schaden an ihrer schwachen Gesundheit befürchtete, dem de la Faye Stillschweigen auferlegte. Als dieser weg war, hatten unsere Reisende noch eine nützliche und angenehme Unterredung mit der Marquise über die sinnliche und eitele, und über die wahre Freude. Hier beschrieb sie ihre Erziehung bis in das 16te Jahr, welche bloß auf Tanz, Gesang und Clavierspiel gegangen sey, und sie verdankte es Gott, daß sie nachher durch Bücher und gute Leute zu einer richtigen und gründlichen Erkenntniß dessen, was zur wahren und ewigen Glückseligkeit gehöret, gekommen sey. Von dem Grafen von Rothenburg ward erzählet, daß, als er Paris verlassen, nachdem er sich durch das Kartenspiel ruinirt hatte, die Marschallin d'Etrées beym Abschiede zu ihm gesaget habe: der König von Preussen wird ihnen niemals so viel wieder geben, als der König David sie hat verlieren lassen. Um dieses bon mot zu verstehen, muß man wissen, daß damals einer der vornehmsten hiesigen Kartenmacher ein Bild vor seinem Laden hangen hatte, welches den König David vorstellen sollte. Am dreyzehnten höreten sie bey

dem Herzog von Gesvres, daß 7 neue Marschälle von Frankreich ernannt wären, von welchen der Graf von Bellisle der letzte war. Weil nun hier gewöhnlich ist, daß die Bekannten der neuen Marschälle, nicht nur diesen selbst, sondern auch ihren Anverwandten Glück wünschen, so schickten sich auch unsere Reisende dazu an. Ein gegenwärtiger französischer Officier bezeugte sich über diese Beförderung sehr mißvergnügt, und behauptete, daß durch dieselbige ältern und verdientern Generalen grosser Tort geschehen sey, machte auch die allgemeine Anmerkung, das Mittel sich in die Höhe zu schwingen sey nicht das Verdienst, sondern das Nicht-Verdienst. Es kam aber die Prinzeßin von Isenghien, deren Gemahl der vierte neue Marschall war, zu dem Herzog, und da ward ihr aus allen Ecken zugerufen, Madame la Maréchalle, und zu dem neuen Titul ihres Gemals Glück gewünschet. Die Gräfin von Lützelburg, welche sich auch einfand, zeigte ihnen ihres Sohnes Heirath mit Mademoiselle de Borio, vorläufig an. Als sie am vierzehnten gegen Abend zu dem Marquis de Montbrun kamen, war er ganz ungeduldig, daß seine Gemahlin so lange in der Kirche blieb; doch sagte er, sie bittet Gott um Vergebung der Thorheiten, welche man hier im Carneval begangen hat; womit er wohl, wie die geheime Geschichte sagte, auf sich selbst zielen mogte. Die Marquise kam endlich, weil sie zu Fuß gegangen war, sehr ermüdet nach Hause. Von dem Hause Orleans erfuhren sie folgende Nachrichten. Weil König Ludewig der vierzehnte seine natürlichen Kinder dem königl. Stamm gleich machen wollen, so hat er insonderheit die orleansche Heirath mit der montespanschen Tochter, der jetzigen Altesse royale, dazu bequem gefunden, und um dieselbige zu verschaffen, die Gelegenheit ergriffen, als der Herzog von Orleans, nachmaliger Regent, beschuldiget worden, daß er allerhand listige Ränke angewendet habe, um den König von Spanien, damaligen Herzog von Anjou, um die Thronfolge in Spanien zu brin-

gen. Denn da der Herzog von Orleans dieserwegen (ob es gegründet gewesen, oder nicht, muß man dahin gestellet seyn lassen), mit einem Proceß bedrohet, und behauptet worden, daß er eine Art des Verbrechens der beleidigten Majestät begangen habe: so hat er sichs aus Furcht gefallen lassen, die ihm angetragene Heirath einzugehen, ungeachtet seine Frau Mutter dieselbige durchaus nicht bewilligen wollen; und demjenigen, der ihr die erste Nachricht, daß sie geschlossen worden sey, gebracht, eine derbe Maulschelle gegeben. Die Altesse royale hat als petite fille de France sc grossen Rang, daß sie mit der königl. Herrschaft speiset, und in derselben Gegenwart nicht auf einem Tabouret, sondern auf einem Stuhl mit einer Rücklehne, jedoch nicht auf einem Lehnstuhle sitzet; hingegen wenn ihre eigene Schwester, die älteste verwitwete Herzogin von Bourbon, zu ihr kommt, so sitzet sie selbst auf einem Lehnstuhl, die Schwester aber muß mit einem Stuhl mit einer Rücklehne zufrieden seyn. Die Mesdames de France behalten ihren Rang, wenn sie gleich Prinzen vom Geblüt heirathen, wie denn, wenn die Heirath der Madame Henriette mit dem Herzog von Chartres noch zu Stande kommt, die Prinzeßin allezeit über ihn gehet, und er in ihrer Gegenwart sich nur aufs Tabouret setzen darf. Am funfzehnten besuchten sie den päbstlichen Nuntius, sageten ihm, daß sie nach Italien zu reisen beschlossen hätten, baten sich auch zu diesem Zweck seinen Schutz und Beystand aus. Er bezeigte sich darüber sehr vergnügt, versicherte auch, daß sie in Italien ihre Rechnung finden würden, weil man daselbst nicht nach dem französischen Fuß lebe, und sich einbilde, daß es der Fremden Pflicht sey, den Bekannten nachzulaufen, und sich Gesetze vorschreiben zu lassen; sondern man halte es für eine Ehre, wenn Fremde das Land besucheten, und mache sich ein Vergnügen daraus, sie mit aller Höflichkeit aufzunehmen, und ihnen zu weiterer Bekanntschaft behülflich zu seyn, ohne sie mit dem Spiel und andern vermeynten Belustigungen zu peinigen. Er bot

ihnen

ihnen eine Empfehlung an seinen zu Rom verheiratheten und wohnhaften Bruder an, und glaubte übrigens, daß wenn in Italien Krieg entstehen sollte, er sich mit einem Feldzug endigen, und mit Pässen gar wohl fortzukommen seyn würde. Der ungarische und böhmische Gesandte von Waßnaer, den sie besuchten, schien nicht gewiß zu seyn, ob Frankreich den spanischen nach Italien bestimmten Truppen den Durchmarsch verstatten werde, oder nicht? hielt es aber für unzweifelhaft, daß England die Fortbringung dieser Truppen zu Wasser, so viel möglich sey, hindern werde. Als der holländische Ambassadeur dazu kam, den Inhalt der Unterredung vernahm, und ihm zu verstehen gegeben wurde, daß das Haus Oestreich bey seinen jetzigen Umständen grosse Rechnung auf die Republik der vereinigten Ninderlande mache: antwortete er, die Republik wird allezeit die gute und gerechte Sache unterstützen. Er sagte auch sehr freundlich zu dem Grafen Reuß, ich werde auf zwey Monate nach Holland reisen, und nächster Tage zu ihnen kommen, um ihre Befehle für dieses Land abzuholen. Am sechzehnten, als sie die berühmte Gallerie in dem prächtigen Pallast von Luxemburg besahen, machte Herr von Geusau folgende lehrreiche Anmerkungen. Die Königin Maria von Medicis, welche diesen Pallast innerhalb sechs Jahren neu erbauet, und zu ihrem Witwensitz bestimmet hatte, starb nicht in demselben, sondern zu Cöln in grosser Dürftigkeit. Eben diese Königin ließ an die Kirche zu St. Denis eine Begräbniß-Kapelle für die französischen Könige aus dem Hause Valois anbauen, und um ein Werk, das seines gleichen nirgends hätte, zu Stande zu bringen, dazu den kostbarsten Marmor aus Italien holen. Durch ihren und ihrer Söhne Tod aber gerieth dieses grosse Vorhaben ins Stecken, und der Marmor ward, ungeachtet alles Widerspruchs der Mönche von St. Denis, 1621 zu dem Pallast von Luxemburg angewendet, das angefangene Prachtgebäu-

bäude zu St. Denis aber wüste und leer gelassen. Am 17ten fanden sie bey dem Herzog von Gesvres desselben Bruder, den Grafen von Treme, der mit grossem Ernst behauptete, daß der Großherzog von Toscana nicht Kaiser werden würde, und sagte ganz frey, die jetzigen Umstände wären für Frankreich zu vortheilhaft, als daß es zugeben und befördern sollte, daß durch Erwählung des Großherzogs zum Kaiser die östreichischen Staaten beysammen erhalten würden. Die Gelegenheit, das Haus Oestreich auf immer unvermögend zu machen, dem Hause Bourbon die Wage zu halten, komme so bald nicht wieder, und müsse also genutzet werden. Bayern und Sachsen wären die einzigen Competenten zu der Kaiserkrone, und einer von beyden werde sie auch davontragen. Am späten Abend besuchten sie noch Mr. de la Tournelle, woselbst die meisten Anwesenden spieleten, sie aber wurden beständig mit Gesprächen unterhalten. Es wurde ihnen aber sehr verdacht, daß sie in dem jetzigen Carneval den Ball de l'Opera nicht besuchet hätten, und sie mußten sich dagegen weitläuftig vertheidigen. Von einem gewissen deutschen Cavalier ward erzählet, daß er vor einigen Tagen bey der Madame la Duchesse an einem Abend 1600 Louisd'or verspielet habe. Am achtzehnten, als sie die Abtey St. Genevieve besahen, erblickten sie auch die Wohnung des Herzogs von Orleans in derselben, welche in der Mitte zwischen den Gebäuden der grossen Abtey und Kirche, und der kleinern auch zu der Abtey gehörigen Stephanskirche war; so daß er vermittelst der veranstalteten Verbindung sowohl in die eine als andere Kirche kommen konnte. Sie hatte, weil sie zwischen den Kirchmauern lag, wenig frische Luft. Wenn er sich in derselben (wie an dem Tage) befand, so hatte er nur einen Kammerdiener und einen Laquais bey sich, und ein Bruder aus der Abtey brachte ihm aus der Küche der Abtey sein Essen. Ehedessen speisete er mit in dem Refectorio, vor einigen Jahren aber beliebte er die ange-

führte

führte Einrichtung, um die Mönche durch seine Gegenwart nicht einzuschränken. So oft horae in der Kirche gesungen wurden, war er gegenwärtig, aber doch mehrentheils in seinem Fensterstübchen, welches er sich hatte in der Höhe neben dem Altar einrichten, und zu dem Ende die Mauer durchbrechen lassen. Am zwanzigsten führete sie gegen Abend der dänische Minister, Herr von Wind, zu dem sicilianischen Ambassadeur, Herzog von Castropignano, welcher sie sehr höflich aufnahm, und ihnen eine Anweisung an seine Schwiegermutter zu Napoli versprach, durch welche sie in wenigen Tagen mit dem ganzen Hof und allen dortigen Standespersonen in Bekanntschaft kommen, und hoffentlich in Ansehung des Umgangs alles besser als in Frankreich finden würden. Er wollte nichts von einem in Italien bevorstehendem Kriege wissen, welcher Versicherung sie aber nicht traueten. Es war der sardinische Ambassadeur bey ihm, Herr von Wind stellete sie aber demselben nicht vor, sondern verschob es, bis es in desselben eigenem Hause werde geschehen können. Beym Abschied begleitete sie der Ambassadeur bis ins zweyte Vorzimmer, woselbst er auf ihre inständige Bitte zurückblieb. Am drey und zwanzigsten fuhren sie mit dem Prinzen von Schwarzburg, der von dem Cardinal von Polignac Abschied nehmen wollte, zu demselben zur Tafel, da denn gewöhnlichermassen vor und nach derselben nützliche Gespräche vorfielen. Unter andern bestritt er die widrige Meynung, welche von Nimrod gemein ist, daß er nemlich seine ungezähmte Jagdbegierde endlich auf die Menschen gerichtet habe, und so der erste gewaltsame Eroberer geworden sey. Er behauptete, daß Nimrod durch Ausrottung wilder Thiere den Menschen seiner Gegend einen wahren und wichtigen Dienst geleistet, und diese dadurch bewogen habe, ihn freywillig zu ihrem Haupt zu erwählen. Die Oligarchie, da 3 oder 4 Personen die Regierungsgewalt in Händen haben,

erklärete er für die allerschlimmste und gefährlichste Regierungsform, bemerkte aber, daß sie sich auch in mancher Monarchie, und insonderheit in Republiken finde. Die Republiken schrieb er der natürlichen Trägheit der meisten Menschen zu, die den wenigen Arbeitsamen die Regierungsgeschäfte, und also auch die Bequemlichkeit, alles nach ihrem Nutzen zu verrichten und zu verkaufen, überliessen. Von der Hauptmaterie, daß grosse Begebenheiten und Veränderungen oft von den kleinsten Umständen herrührten, wurden viele Beyspiele angeführet, die aber größtentheils aus der Geschichte bekannt sind. Unter den Gästen war auch der Parlamentsrath Mr. de Menin, ein sehr gelehrter und geschickter Mann. Madame de la Faye trafen sie bey einem Buch an, welches sie aber gleich weglegte, und das Spinnrad für Seide hervorsuchte. Am vier und zwanzigsten fand sich der Herzog von Gesvres mit zwey Pagen und vielen Bedienten vor des Grafen Reuß Hause zum Besuch ein: weil aber der Graf mit dem von Gelhorn einen Spatziergang nach dem nahen Garten des Pallastes von Luxemburg vorgenommen hatte, ging Herr von Geusau an den Wagen des Herzogs, und entschuldigte des Grafen Abwesenheit. Er nahm dieses zwar sehr gut auf, wollte aber doch aussteigen, und Herr von Geusau besuchen, der doch diese Ehre ernstlich verbat. Am vier und zwanzigsten, bedankete sich Graf Reuß bey dem Herzog von Gesvres für die ihm gestern zugedachte Ehre seines Besuchs, der sich aber darüber freundlich beschwerete, daß Herr von Geusau den Besuch nicht habe annehmen, und ihn habe absteigen lassen wollen. Er war sehr aufgeräumt, und erzählte viel, z. E. er sey gestern von des Grafen Hause zu der tödtlichen kranken Herzogin d'Etreés gefahren, welche er darüber in grosser Verlegenheit gefunden, daß sie zwar für ihr Zimmer gerne neue grosse Spiegelfenster haben wollen, aber nicht gewußt, ob sie diese Ausgabe mit gutem Gewissen thun kön-

könne. In gleicher Ungewißheit sey sie wegen ihres Schmuckes und anderer Kostbarkeiten gewesen, weil sie auf der einen Seite geglaubet, daß sie alle diese Dinge in Gold verwandeln müsse, auf der andern Seite aber sich nicht habe davon losreissen können. Am fünf und zwanzigsten kamen sie Nachmittags mit dem Marquis de Montbrun zu dem Herzog von Bouillon, als er noch an der Tafel mit seinen Gästen, dem Duc de Valentinois, desselben zweytem Sohn Grafen von Matignon, dem Prinzen von Guise, und einem Abt, saß. Der Herzog von Bouillon war gewöhnlichermassen sehr freundlich. Gelegentlich beklagte er sich darüber, daß sein Zug schöner polnischer Pferde, welche er zu Ohlau in Schlesien stehen gehabt, von preußischen Truppen weggenommen, und dem General von Kleist geschenket worden sey, ohne daß seine Vorstellungen und Bemühungen zur Widererlangung derselben etwas geholfen hätten. Nach der Tafel stellete der Marquis de Montbrun die Reisenden dem Herzog von Valentinois vor, der sie sogleich sehr freundlich auf den folgenden Mittag zu sich zum Essen bat. Der Prinz von Guise konnte ziemlich vernemlich deutsch sprechen. Als sie auf den nach der Seine zugehendem grossem Balcon frische Luft schöpfeten, warf der Marquis de Montbrun, wegen der anfangenden Wiedergenesung seiner Gemahlin von einer harten Krankheit, viel Geld den armen Leuten zu, die sich einfanden. Am sechs und zwanzigsten wohneten sie früh Morgens in des Prinzen von Schwarzburg Cabinet, mit desselben und ihren evangelischen Bedienten, dem letzten Vortrag bey, welchen der Reiseprediger des Prinzen in der Stille, bey verschlossenen Thüren, über das Sonntags-Evangelium hielt. Mittags speiseten sie bey dem Herzog von Valentinois in dem Hotel de Matignon. Sein eigentlicher Geschlechtsname war Matignon, als Herzog von Valentinois aber war er Duc et Pair de France. Wegen des mit seiner verstorbenen Gemalin erheiratheten Fürstenthums Monaco führete sein ältester Sohn den

Titul

Titul eines Prinzen von Monaco. Er war damals der reichste unter den vornehmen Herren, auch kein Liebhaber vom Spiel, und sein Finanzwesen befand sich in vollkommnen guten Zustande. Ausser seinen beyden ältesten Söhnen, waren die übrigen Tischgäste, der Herzog von Bouillon und desselben Sohn der Prinz von Türenne, der Prinz von Guise, welcher mit der Halbschwester des Herzogs versprochen war, der Graf von Rez, der Marquis von Montbrün, ein Edelmann des Herzogs von Bouillon, und ein Abt. Die Tafel wurde dreymal besetzt, und war so wie der Nachtisch sehr gut. Die Unterredungen vor, über und nach der Tafel betrafen theils gleichgültige Dinge, theils Staatssachen. Der Prinz von Türenne bezeigte sich gegen seinen Herrn Vater sehr artig, und sagte sehr oft zu ihm, mon cher Papa! Dem Prinzen von Guise, welcher damals Gundlings europäische Staaten las, gab Herr von Geusau auf sein Verlangen mancherley Unterricht und Erläuterungen. Endlich führete sie der Herzog in seinem Hause herum, welches sie vortreflich eingerichtet fanden, es hatte auch einen grossen und schönen Garten. Alle Zimmer waren auf den Tapeten mit kostbaren Gemälden von grossen Meistern, als Tiziano, Van Dyk, und andern behangen. Sie bewunderten ein besonderes Architectur-Kunststück in dem runden Vorhause, welches nach dem Hofe führete, nemlich der Platfond desselben war zwar, wie alles übrige von Quadersteinen gewölbet, aber so unvermerkt, daß er fast ganz platt zu seyn schien; so daß es schwer zu begreifen war, wie die Steine in dieser Lage so fest zusammenhalten konnten. Am sieben und zwanzigsten, speiseten sie zu Mittag mit dem Prinzen von Schwarzburg, bey den Prinzen von Hessen-Darmstadt, und nach der Tafel reisete der Prinz von Schwarzburg von Paris ab.

Zu Paris im März 1741.

Am ersten erzählte der Abbé de Ferrus, welcher der Reisenden Gast war, daß König Ludwig der vierzehnte die Verachtung anderer Personen nicht habe leiden können. Einsmals sey in seinem Cabinet von der Geschicklichkeit eines gewissen Mannes geredet worden, es habe aber einer der Anwesenden zum König gesaget, man könne ein grosses Buch von dem, was dieser Mann nicht wisse, schreiben; worauf ihm der König geantwortet habe, und von dem was ihr wisset, kann man nur ein sehr kleines schreiben. Am Abend sprachen sie die Marquise de Montbrun nach langer Zeit zum erstenmal wieder, sie lag aber sehr entkräftet zu Bette, und konnte wenig reden. Am zweyten März speiseten sie Mittags bey dem Cardinal von Polignac, in Gesellschaft seiner Verwandten und zweyer Jesuiten, welche bis zur Tafel mit ihm in Conferenz gewesen waren. Der Cardinal erzählte den Tod des gewesenen Regenten, Herzogs von Orleans, also. Er habe vor dem Camin gesessen, und da sey ihm plötzlich so schlimm geworden, daß er gesagt, ich sterbe. Man habe ihm zwar geschwinde zur Ader gelassen, er sey aber wirklich todt gewesen. Sonst war der Cardinal diesmal nicht gesprächig, und es schien, daß er die mit den Jesuiten abgehandelte Sache im Kopf habe. Bey dem dänischen Gesandten, Herrn von Wind, trafen sie den ungarischen und böheimischen Gesandten von Waßnaer, und den lüttichischen Gesandten, Baron Orion, an. Er erzählete, daß ihm auf dem Congreß zu Soissons die Zeit überaus lang geworden sey, so daß er die ganze Kirchengeschichte des Fleury, und andere Bücher, die er auftreiben können, durchgelesen habe. Von der schrecklichen Unwissenheit der Franzosen in auswärtigen Sachen, führete er an, daß neulich einer gegen ihn behauptet habe, Frankfurt am Mayn sey nicht grösser, ja kaum so groß als St. Denis. Man kam zuletzt auf die Toleranz, und

beyde katholische Minister erkläreten sie für höchst heilsam, wenigstens in so fern, daß wenn auch diejenigen, welche nicht von der herschenden Kirche wären, keine öffentliche Aemter erlangeten, sie doch in bürgerlicher Nahrung und allem Gewerbe die Rechte der anderen Unterthanen zu geniessen haben müßten. Baron Orion sagte, er könne die Feinde der Toleranz nicht anders als offenbare Widersprecher der ersten Christen ansehen, welche in ihren Apologien den heidnischen Kaisern so oft vorgestellet hätten, wie unrecht und unvernünftig es sey, einen gesetzmäßig lebenden Unterthan um der Religion willen zu verfolgen. u. s. w. Herr von Waßnaer nahm es der Stadt Hamburg sehr übel, daß sie den berühmten portugiesischen Juden Taxera nicht habe leiden wollen, sondern ihn habe mit einem Vermögen von etlichen Millionen nach Holland ziehen lassen. Er erzählete auch von einem in England noch lebenden portugiesischen Juden, Namens Lopez, der ihm zu London seine Gelder ausgezahlet habe, daß dieser in Portugal um des Handels willen äusserlich als ein Katholik gelebet habe, aber doch als ein des Judenthums Verdächtiger von der Inquisition eingezogen worden sey. Nun habe sie ihn zwar damals für unschuldig erkläret, aber nach 13 Jahren sey neuer Verdacht auf ihn gefallen, und nun habe er nicht für rathsam gehalten, sich einer neuen Untersuchung zu unterwerfen, sondern einem im Hafen liegenden englischen Schiffshauptmann 5000 Stücke portugiesischer Goldmünze, davon jedes 12 Gulden am Werth habe, geboten, wenn er sogleich die Segel aufspannen, und ihn nach England bringen wolle. Der Inquisitor habe zwar Wind davon bekommen, und den König veranlasset, den englischen Gesandten, ohne Angabe einer Ursache, zu ersuchen, daß er diesem Capitain auszulaufen verbieten mögte, und der Gesandte habe es auch wirklich gethan: aber der Capitain habe, um das ihm gebotene Geld nicht zu verlieren, sich nicht zurückhalten lassen,

sondern sey mit dem Juden, welcher hunderttausend solcher Goldstücke bey sich gehabt, glücklich nach England gefahren. Hier sey er zwar auf die von dem portugiesischen Hofe erhobene Klage von seinem Amt entsetzet, aber durch den verdienten Lohn schadlos gehalten worden. Am dritten sahen sie bey dem Prinzen von Hessen den goldenen Degen von 1200 Livres, den der Introducteur, Mr. de Verneville, für die Vorstellung des Erbprinzen im Cabinet, bekommen sollte, und die goldene Tabattiere, welche dem Sous-Introducteur, Mr. de la Tournelle, bestimmet war. Am vierten nahmen sie von den Prinzen von Hessen-Darmstadt Abschied, und legten hierauf einen Besuch bey dem Marschall d'Asfeld, Rittern vom goldenen Bließ, ab, bey dem sie der berühmte Rollin einführete, und der sie, so wie sein Bruder, der Abt, überaus liebreich aufnahm. Aus seinem magern Gesicht leuchtete eine kriegerische Freundlichkeit hervor, sein Bruder, der Abt, aber konnte das Bildniß zu einem höchst liebreichen Vater abgeben. Rollin lobete den Herrn Grafen Reuß, daß er auf seinen Reisen weit etwas Edlers und Wichtigers, als andere junge Herren, suchte. Der Abt wunderte sich, daß sie seine Schriften in Deutschland gelesen hatten. Sonst wurden ihnen heute folgende satirische Verse auf zwey der neulich ernannten Marschälle von Frankreich mitgetheilet, zu deren Erklärung man sich erinnern muß, daß ihre Ernennung während des Carneval geschehen ist.

Quand on voit Chaulnes et Duras
sur tant d'autres avoir le pas,
on admire la preference,
et l'on convient, grand Cardinal!
que tels Marechaux de France
sont excellens en Carneval.

Am sechsten kamen sie bey dem Herzog von Gesvres in eine grosse Gesellschaft, welche aus der Gräfin von Seaux und derselben Vater dem Marquis d'Effet, der Gräfin von Treme und derselben Vater dem Marschall von Montmorency, der auch Ritter des heiligen Geistordens war, der Marquise de Luc und ihrer Tochter, und vielen andern Personen, bestund. Sie besahen mit dem Herzog einen grossen Plan von der Herrschaft St. Ouen, die ihm zugehörte, weil er eben von dem Feldmesser gebracht wurde, der dafür 300 Livres empfing. Von Mademoiselle Comtesse de Nogent ward erzählet, sie sey in Verdacht gerathen, daß sie mit einem jungen Organisten, den sie zum Claviermeister und Secretär angenommen, zu vertraut lebe, und denselben gar heirathen wolle. Ihre Verwandte wären dadurch veranlasset worden, eine lettre de cachet zu ihrer Versetzung in ein hiesiges Nonnenkloster, und zur Versiegelung ihrer Geräthschaften, auszuwirken. Sie sey durch einen Policeyofficier und 12 Archers in das Kloster gebracht worden, widerspreche aber allen Meynungen und Gerüchten, und habe acht Monate lang vergeblich um ihre Loslassung angehalten. Nun habe sie sich in einer gedruckten Schrift zu rechtfertigen gesucht, die sehr gut geschrieben sey, und welche sie selbst gemacht haben solle. Es gab ihr aber das gesvresche Haus Unrecht. Als sie noch den dreyzehnjährigen Prinzen von Turenne besuchten, trafen sie ihn mit seinem Lehrmeister, einem Abt, bey dem Terenz an. Sein Hofmeister, der berühmte Ramsey, erzählte beyläufig, als von einer solchen Gegenwart des Geistes, da man auch bey den wichtigsten Beschäftigungen die nothwendigen Kleinigkeiten nicht vergisset, die Rede war, folgendes Beyspiel derselben. Als über den Plan zu Königs Jacob Landung in England, welchen Alberoni sehr gut ausgedacht hatte, berathschlaget wurde, fragte dieser den König plötzlich, ob er hinlänglich mit Hemden versehen sey, um nicht auf dem Meer, durch den Man-

gel

gel an denselben, in grosse Verlegenheit zu kommen. Der König befahl nachzusehen, und als man fand, daß der Vorrath zu gering sey, ließ er gleich noch zwölf Dutzend Hemden machen. Am siebenten fuhren sie früh um 8 Uhr nach Versailles. In dem Saal der Ambassadeurs trunken sie etwas Chocolate, und gingen alsdenn nach dem Zimmer des Herzogs von Bouillon, bey welchem der Marquis von Montbrün wohnte. Dieser letzte zog sich gleich an, und stellete sie dem Hofmeister des Dauphin, Herzog von Chatillon, vor, weil bey der ehemaligen Vorstellung an den Dauphin der Introducteur vergessen hatte, sie dem Herzog besonders vorzustellen, und es doch für sie auf mancherley Weise nützlich seyn konnte, mit diesem Herrn Bekanntschaft zu haben. Er empfing sie in seiner Schreibstube sehr freundlich. Der Marquis stellte sie auch dem Cardinal de Rohan, Grand-Aumonier de France, vor, der auch am Hofe wohnte. Er erbot sich zu allen Diensten, die er dem Herrn Grafen Reuß leisten könne, lud sie aber nicht zu seiner Tafel ein, weil sein Bruder, der Prinz von Soubise, in den letzten Zügen lag. In dem Vorzimmer des Cardinals fanden sie den Herzog von Grammont, den päbstlichen Nuntius, die Ambassadeurs von Rußland, Venedig und Holland, den Grafen Teßin, die Gesandten von Flemming, Gräfenbrock und Tompson, und andere. Sie unterredeten sich am meisten mit dem päbstlichen Nuntius und holländischen Ambassadeur, die ihnen insonderheit geneigt waren. Herr von Gräfenbrock stellte sie, auf ihre Bitte, dem rußischen Ambassadeur, Prinzen von Cantemir, vor. Als der König mit zwey achtspännigen und zwey sechsspännigen Kutschen, unter Begleitung eines Haufens von der Garde zu Pferde, auf die Jagd gefahren war, gingen sie, unter Anführung des Introducteurs, au levé de la Reine, welche in einem weissen Pudermantel vor dem Spiegel saß, und sich die Haare selbst puderte, auch unter dem Beystand einer Dame das Kopfzeug sich selbst

zurecht steckete. Die Ringe wurden ihr von der Herzogin von Mazarin überreichet. Als sie den Pudermantel ablegen wollte, gab sie einer andern Herzogin einen Wink, welche von ihrem Tabouret aufstund, und gegen die Ambassadeurs einen Reverenz machte, . der Thürhüter des Zimmers aber rief ziemlich laut, passons Messieurs! worauf sich alle Mannesperson-n zur Thür hinaus begaben, und der Zug nach dem Dauphin ging, der seine Mittagsmahlzeit hielt. Der Herzog von Chatillon machte den Grafen Reuß einen sehr freundlichen Reverenz, doch wurde gar nichts gesprochen. Nach der Tafel gab der Herzog dem Dauphin selbst das Mundwasser, und hielt die Serviette zum Abtrocknen, ein anderer Officier aber das vergoldete Becken zum Ausspeyen. Hierauf waren sie eine kleine Weile bey den Mesdames de France, welche über das kalte Wetter klageten, sahen die Königin speisen, welche mit dem Grafen Teßin von Pretzeln sprach, sich auch von dem päbstlichen Nuntius dieses Wort auf italienisch sagen ließ, und gingen alsdann zurück nach dem Saal der Ambassadeurs. Hier gab ihnen der holländische Ambassadeur von dem damaligen Zustande der ostindischen Compagnie manche gute Nachricht, und Herr von Flemming von dem schwedischen Reichstage. Zu Mittag assen sie bey dem Grafen von Livry an der königlichen Tafel, welche mit lauter Fastenspeisen auf das kostbarste besetzet war. Der Graf von Livry sprach von der Gräfin von Nogent (S. 132) sehr vortheilhaft, und versicherte, sie würde bald wieder in Freyheit gesetzet werden, weil Madame de Mailly sie im Kloster besuchet, und ihr das Zeugniß gegeben habe, daß sie sehr klug und verständig, und gar nicht so beschaffen sey, daß ein nachtheiliger Verdacht auf sie fallen könne. Am zehnten wurden sie bey der noch schwachen Marquise de Montbrun mit derselben Mutter, Madame de Brey, bekannt, welche wegen ihrer ausserordentlichen katholischen Frömmigkeit und vieler Kasteyung in ganz Paris berühmt ist,

da-

davon man ihr aber nichts ansahe. Der Graf von Treme urtheilete hart von der Gräfin de Nogent. Die neueste Zeitung war, daß der Prinz von Monaco seine Braut, die Prinzeßin von Bouillon, verlassen wolle, woran seine bisherige geheime Maitresse Schuld sey, welche ihn aufgehetzet habe, man hoffete aber, daß die beyderseitigen Väter die Vollziehung der Heirath um desto mehr beschleunigen würden. Unsere Reisende merketen wohl, daß das Haus Bouillon mit dem Hause Gesvres nicht in dem besten Vernehmen stehe. Am eilften besuchten sie Vormittags den neunzehnjährigen Prinzen von Guise, welcher seine Wohnung auf dem königl. Palais des Tuilleries hatte. Er zeigete ihnen seine deutschen Bücher, und die Frankfurter deutschen Zeitungen, und redete mit ihnen von lauter deutschen Reichs- und Staatssachen. Neulich hatte er ein Infanterieregiment bekommen, und er schien alles darauf zu zuschneiden, damit er sowohl im Krieges- als Staatsdepartement gebrauchet werden könne. Von der in seinem Alter bey den Franzosen herrschenden Wildheit und Flatterhaftigkeit war bey ihm keine Spur zu finden. Sie machten noch drey Besuche. Von dem päbstlichen Nuntius wurden sie, nach seiner Gewohnheit, mit allerhand gleichgültigen Unterredungen sehr freundlich unterhalten. Bey dem Marschall von Asfeld war zwar eine Spielgesellschaft, er selbst spielete aber nicht mit, sondern unterredete sich mit ihnen. Das Spiel zum Vergnügen hielt er für recht und gut, das Spiel zum Gewinn aber für unrecht, und erklärete alle Hazardspiele, besonders aber das Cavagnol, für abscheulich. Den Herrn de la Tournelle trafen sie beym Spiel an, mußten sich also mit abgebrochenen Unterredungen, die mit ihm und seiner Frau angestellet wurden, behelfen. Am dreyzehnten versicherte der Marquis de Montbrun, daß die bouillonsche Heirath gleich nach Ostern ihren Fortgang haben, und man die Prinzeßin noch in dieser Woche als Braut bey Hofe vorstellen wer-

de. Aus der auf seinem Camin liegenden Histoire du Marquis de Saint André Montbrun, welcher venetianischer General en Chef gewesen, und bey der berühmten 25jährigen Belagerung von Candia in dieser Stadt den Befehl gehabt, erlerneten sie, daß das Haus Montbrün von dem grossen italienischen Geschlecht de Podio herstamme, von welchem einer, Namens Raphael, mit Heinrich dem zweyten nach Frankreich gekommen, und sich in Dauphiné niedergelassen, dessen Nachkommen Montbrün und Villefranche an sich gebracht, und sich von diesen Oertern benennet. Die meisten haben beträchtliche Kriegesämter verwaltet, und sind bis auf den Vater des jetzigen Marquis, eifrige Reformirte gewesen. Bey dem Grafen von Teßin trafen sie, ausser desselben Gemalin und Mademoiselle de Spaar, einige hiesige Damen und Herren an, die sich theils mit Gesprächen, theils mit dem Spiel unterhielten. Ihnen wurde von dem Grafen das letzte angeboten, sie erwähleten aber die ersten, und sprachen am meisten mit dem Herrn von Ramsey. Er rühmete den ungemeinen Verstand seines Prinzen, bedauerte aber desto mehr, daß er zu den Studien keine Lust habe; und schrieb dieses theils den schon erlangten ansehnlichen Kriegesämtern, theils den Heirathsgedanken zu, weil nach hiesiger Landesgewohnheit junge Herren von 15 Jahren sich schon zu vermälen pflegten, und man nicht wolle, daß der Prinz eine neue Mode aufbringen solle. Er selbst unterrichte den Prinzen in der Moral, im richtigen Denken und in der Kenntniß der Welt. Wenn seine Hofmeisterschaft bey dem Prinzen aufhöre, so werde er mit seiner Frau auf einem Landgut des Herzogs von Bouillon in der Stille leben, woselbst für ihn eine eigene Wohnung mit einem grossen Garten eingerichtet werde. Er war damals 60 Jahre alt. Im 55sten Lebensjahr hatte er eine Person von 30 Jahren geheirathet, welche das Bücherlesen und die Stille liebte. Weil die Gräfin Teßin am Ende dieses Monats wieder nach Schwe-

Schweden zurückkehren wollte, so waren unterschiedene Nippes, welche sie mitnahmen, unter andern ein Paar Puppen, als Modelle der hiesigen Frauenzimmermode, zu sehen. Am funfzehnten nahmen sie einen Spatziergang in den Tuilleries, in Gesellschaft des Marquis de Gardouge, vor. Sie redeten mit demselben von Rollin, und andern hiesigen guten Leuten. Er meynete, daß dergleichen Leute hier weder ansehnliche Aemter bekleideten, noch Figur machten, werde ihnen von dem Geschmack der französischen Nation keinen vortheilhaften Begriff beybringen, sie trösteten ihn aber damit, daß es nirgends besser sey, auch nicht besser seyn könne, so lange der größte Haufen der Menschen verderbt bleibe. Bey dem Herzog von Gesvres fanden sie den Duc de Rochechoire, premier Gentilhomme du Roi, der sich mit ihm wegen folgender Angelegenheiten berathschlagete, die für wichtig gehalten wurden. Es hatten neulich die französischen Comödianten, welche unter der Gerichtsbarkeit des die Aufwartung habenden premier Gentilhomme stehen, auf Verordnung des Duc de Rochechoire, und auf Verlangen der Duchesse de Maine und anderer vornehmen Damen, ein gewisses Stück spielen sollen, waren auch dazu willig gewesen, und hatten das Publicum durch den gewöhnlichen Anschlag davon benachrichtiget, auch am bestimmten Tage sich alle Zuschauer versammlen lassen. Als das Haus voll gewesen, auch der Herzog von Rochechoire mit seinen Damen auf die Eröfnung des Schauplatzes lange gewartet habe, sey ihm endlich die Nachricht gebracht worden, daß der sehr eigensinnige vornehmste Schauspieler, du Fresne, auf keine Weise zu bewegen sey, seine Rolle zu spielen. Der Herzog habe ihm zwar befehlen lassen, gehorsam zu seyn, und als er es durchaus nicht seyn wollen, einen Exemt von der Wache abgeschicket, um ihn mit Gewalt auf den Schauplatz zu schleppen, er sey aber demselben mit der Flucht zuvorgekommen. Es hätten also alle Zuschauer aus einander gehen, und

 dem=

denselben ihr Geld wiedergegeben werden müssen. Der Herzog hätte hierauf den Schauspieler in der Stadt aufsuchen, und nach Fort l'Evêque in Arrest bringen lassen. Da nun bey dieser Sache theils in der Person des Herzogs, das Ansehn des Königs gekränket worden, theils das Publicum leiden, und vor Verdruß und langer Weile nicht wissen würde, was es anfangen sollte, wenn es diesen vornehmsten Schauspieler lange entbehren müßte: so überlegte man sehr ernstlich und eifrig, was zu thun sey? Am siebenzehnten speiseten sie Mittags bey dem Marquis de Montbrun, in Gesellschaft seiner Gemalin, des Marquis de Gardouge, und eines Herrn von Artenac, der aus Provence, und ein frommer Jansenist war. Das Essen bestund in lauter Fastenspeisen, doch aß die Marquise, wegen ihrer Schwächlichkeit, etwas Fleischbrühe. Der Marquis zeigte das Kleid, welches er sich hatte zu der bouillonschen Hochzeit machen lassen, verlangete auch, daß sie in diesem Frühjahr mit ihm und dem Herzog von Bouillon einige Tage in Navarre zubringen mögten, versprach ihnen aber auch zum voraus alle Freyheit, und die Beybehaltung ihrer gewöhnlichen Lebensart. Die Marquise erzählte ihre ganze Krankheit, und freuete sich insonderheit darüber, daß sie unter den harten Anfällen doch so viel Ruhe gehabt, daß sie habe die Sacramente, und unter diesen auch die letzte Oelung empfangen können. Sie beschwerete sich zwar über den Priester, daß er die Gebete so sehr geschwinde gelesen habe, entschuldigte ihn aber auch wieder damit, daß in dem grossen Kirchspiel zu gleicher Zeit viele Sterbende wären, welchen doch insgesammt gedienet werden müsse. Von dem grossen Schwelger, Prinzen von Carignan, welcher in den letzten Zügen lag, ward erzählet, daß als die Prinzeßin von Grimberg ihn ermahnet habe, sich zum Sterben anzuschicken, er ihr geantwortet, Madame! sprechen sie mit mir von Mädchen; seine fromme Gemalin aber habe es doch endlich dahin gebracht, daß er die

Sacramente kommen lassen. In dem Pallast der Tuilleries sahen sie bey dem königlichen Maler Oudry unter andern ein grosses Straussenen, welches mit Miniatürstücken bemalet wurde, und höreten, daß es für den König bestimmet sey, dem der Intendant der königlichen Menagerie alle Jahr zu Ostern einen Korb mit bemalten Hühnereyern zum Geschenk bringe, und solche in Pyramiden aufthürme, da denn das Straussenen oben auf zu liegen komme, welches der König mehrentheils für sich behalte, die übrigen Eyer aber unter die Herren und Damen des Hofes austheile. Bey dem Herzog von Gesvres besahe die ganze gegenwärtige Gesellschaft das neue eingerichtete Schlafcabinet des Herzogs, mit den dazu gehörigen Garderobes und andern kleinen Degagemens von 8 Pieçes; und es wurde von allen wegen der bequemen, artigen und schönen Einrichtung gelobet. Allein der päbstliche Nuntius gab doch unsern Reisenden in geheim sein Mißfallen über die ehemals erwehnten neuen Fenster (S. 96), von welchen eine Glastafel 600 Livres gekostet, zu erkennen. Am 20sten fanden sie die Marquise von Montbrün ganz allein mit ihrer Frau Mutter, welche letzte sich aber über ihre Bekanntschaft mit Rollin, dem Abt d'Asfeld, und andern Jansenisten, sehr vergnügt bezeigte, sich auch eines und das andere, das sie von denselben gelernet hätten, erzählen ließ. Hingegen erzählte sie ihnen, wie die Zerreissung der bouillonschen Heirath mit dem Prinzen von Monaco zugegangen sey, auf folgende Weise. Als vor einigen Tagen beyde Familien bey der Herzogin de la Tremouille beysammen gewesen, und der Graf von Evreux, Großoheim der Braut begehret habe, daß der Prinz von Monaco seine bisherige Maitresse, die verwitwete von Nery, fahren lassen mögte, habe der Prinz sich dessen geweigert, und als sein Herr Vater ihm auf das beweglichste, unter andern mit diesen Worten zugeredet: mon fils, pouvez vous balancer un moment

en-

entre Mademoiselle de Bouillon et Madame de Nery? so habe er ganz kaltsinnig geantwortet, un moment? jë balancerai bien quatre. Weil nun auch der Prinzeßin ein Brief ohne Namensunterschrift zu Händen gekommen, in welchem ihr angekündiget worden, daß sie niemals hoffen dürfe, über Madame de Nery zu siegen, weil diese ihr an Schönheit und Eigenschaften weit vorgehe, und man mit Wahrscheinlichkeit dafür gehalten, daß der Brief selbst von dem Prinzen seyn mögte: so habe der Graf von Evreux vor der ganzen Gesellschaft erkläret, daß bey dieser Bewandniß der Sache, und da Mademoiselle de Bouillon, ihrer Geburt und Eigenschaften wegen, eine ganz andere Begegnung verdiene, er hiermit alle Unterhandlungen völlig abbreche, und eben dieses habe die Prinzeßin zu erkennen gegeben. Der Herzog von Valentinois sey darüber ungemein traurig geworden, habe auch, um seinen Unwillen über seinen Sohn öffentlich zu zeigen, den König gebeten, denselben in die Citadelle nach Arras, woselbst sein Oheim, der Marschall von Isenghien Gouverneur ist, in Arrest zu schicken, welches auch sofort bewilliget, und der Prinz heute früh um 3 Uhr in einer Postchaise, unter Begleitung eines Exemt und einer Garde, dahin abgeführet worden. Wie man nun der Prinzeßin vorhin zu der Heirath Glück gewünschet habe, so wünsche ihr nun jedermann Glück zu derselben Rückgang. Die Geschenke wurden von beyden Seiten zurückgegeben, und die beyderseitigen Väter blieben gute Freunde, weil der Herzog von Valentinois das Betragen seines Sohnes äusserst mißbillige. Mademoiselle de Sens, bey welcher Madame de Nery bisher in Diensten gewesen, habe derselben sofort befohlen, ihr Haus zu verlassen, auch nicht gestatten wollen, daß derselben Mädchen auch nur noch eine Nacht darinn schlafen dürfen. Madame de Nery sey sofort in ein Kloster gegangen. Bey dem Herzog von Gesvres, den sie noch be-

besucheten, erzählte der Graf von Treme von seinen deutschen Feldzügen allerhand Reuterstückchen, der Herzog aber veranlaßte ein weitläuftiges Gespräch über den Rückgang der eben erwehnten Heirath. Am ein und zwanzigsten waren sie Mittags bey dem Marquis de Gardouge zu Gaste, welcher auf ganz neuem Silbergeräth sehr wohlzugerichtete Speisen gab. Seine Gemalin war krank, aber zwey Geistliche, welche zugegen waren, gaben zu mancherley guten und nützlichen Gesprächen Anlaß. Die Hauptmaterien waren, die göttliche Vorsehung, welche oft durch die geringsten Werkzeuge grosse Dinge wirke, und das Vergnügen, welches Gott jedem Stande und jeder Lebensart beygeleget habe, wenn nur die Menschen ihre Begierden in die Schranken solcher Lebensart einzuschliessen wüßten. Der Pater Gavron führte an, daß ein frommer Tagelöhner ihm oft erzählet habe, daß wenn er, von seiner schweren Arbeit ermüdet, des Abends mit seinem Weibe eine Suppe gegessen, auch ein wenig Wein mit Brodt zu sich genommen habe, und alsdenn zu Bette gehe, ihm so wohl zu Muthe sey, daß ein König sich unmöglich besser befinden könne. Man kam endlich auf die so genannte Bekehrungsmaterie, und es erbot sich der Pater Gavron, ihnen, so bald sie es verlangten, einen reichen Banquier vorzustellen, dem 2 Sehnen über dem Knie des einen Fusses, entweder durch einen Schnitt, oder durch einen andern Zufall von einander getrennet worden, so daß der Fuß ganz unbrauchbar gewesen, der aber durch die Vermittelung des Mr. de Paris so vollkommen und wunderbar gesund geworden, daß er, ungeachtet die Sehnen nach wie vor von einander getrennet geblieben, dennoch so fest und gerade stehe und gehe, als ob er niemals einen Schaden gehabt habe. Bey dieser Heilung seines Leibes sey sein Gemüth augenblicklich so geändert worden, daß da er sonst der eitelste und ausschweifendeste Mensch gewesen, und seinen Reichthum dazu gemißbrauchet habe,

be, er nun ein musterhafter Christ, und wegen der ihm wiederfahrnen göttlichen Gnade noch so zärtlich gerühret sey, daß man sich mit ihm recht in acht nehmen müsse. Neulich habe er, der Pater Gavron, ihn in guter Absicht gefraget, wie gehet es, alter Sünder? da habe der Mann bitterlich zu weinen angefangen, und gesaget, freylich bin ich weiter nichts als ein verdammungswürdiger Sünder, aber ich hoffe, daß mir Jesus Christus Gnade erzeigen werde. Der Beschluß dieser Erzählung war, daß da doch überhaupt die Wahrheit der Christlichen Religion auf Wundern beruhe, (welches aber nicht allerdings richtig ist,) die Reisenden sich für verpflichtet halten müßten, auch von den Wundern, welche zur Bestätigung der katholischen Religion von Gott gewirket würden *), gründliche Nachrichten ein-

*) Aehnliche wunderbare Begebenheiten haben sich in der evangelischen Kirche auch zugetragen, ohne daß sie von den Evangelischen als göttliche Bestätigungen ihrer Kirchen angeführet worden. Ich will eine derselben erzählen. Von 1736 bis 1742 hatte ich Bekanntschaft mit einer gottseligen Frau aus meiner Geburtsstadt, die zwar zu Schlüsselburg im Fürstenthum Minden mit einem Kaufmann, Namens Rathjam, verheirathet war, aber oft nach Stadthagen kam. Diese bekam eine Menge Geschwüre, insonderheit an den Beinen, welche so arg und heßlich wuden, daß selbst des Geruchs wegen niemand bey ihr aushalten konnte, und daß Aerzte und Wundärzte urtheileten, die Fäulniß habe in dem Blut und in allen Säften ihres Körpers so überhand genommen, daß ihr Tod nahe sey. Als sie nun hörete, daß ihr kein Mensch mehr helfen könne, verlangte sie, daß man sie ganz allein in der Kammer, in welcher sie lag, lassen solle, und fing ein langes und sehr feuriges Gebet zu dem Herrn Jesu an. Sie berief sich auf die vielen wunderthätigen Curen, die er während seines Lebens auf Erden gethan habe, versicherte ihr Vertrauen zu ihm, daß er ihr, die sie von allen Menschen verlassen sey, auch helfen könne, flehete um ihre Genesung, die sie um ihres Mannes und ihrer Kinder willen für nothwendig halte, und beschloß das Gebet mit einem freudigen Amen. Hierauf ergrif sie

einzuziehen, und die Gelegenheit, welche ihnen dazu an die Hand gegeben werde, nicht zu versäumen. Sie versprachen zur Besichtigung dieses Mannes nächstens einen Tag zu bestimmen; Herr von Geusau erklärete sich aber kurz dahin, daß Gottes Wort jetziger Zeit die zuverlässige Richtschnur der Glaubenslehren sey, dahingegen solche Begebenheiten, welche als Wunder angeführet würden, unzähligen Ungewißheiten unterworfen wären. Als sie den Grafen von Montbrün besuchten, war desselben Gemalin spatzieren gefahren, sie besahen aber den Vorrath von Reliquien, welcher um ihr Bette hing. Das vornehmste Stück bestand in einem französischen Gebet, welches Mr. de Paris eigenhändig geschrieben hatte, in einen vergoldeten Rahmen eingefasset, mit Glas überzogen, und mit 20 Läppchen von den Kleidungsstücken dieses guten Mannes umsetzet war. Der Marquis that sehr gleichgültig gegen diesen Schatz seiner Gemalin, ohne doch eine Mißbilligung desselben zu erkennen zu geben. Sie begaben sich zu dem Marschall von Asfeld, bey welchem sie eine ziemlich starke Gesellschaft von Officiers, ihn selbst aber beym Spiel mit zwey Damen antrafen; welches er bald fahren ließ, und sie mit allerhand Materien freundlich unterhielt. Hauptsächlich benachrichtigte er sie von den Vorzügen der Marschälle von Frankreich, zu welchen folgende gehöreten.

Wenn

sie die neben ihr liegende Bibel nach Luthers Uebersetzung, und als sie dieselbige aufschlug, fielen ihr zuerst die Worte in die Hände: dir geschehe wie du geglaubet hast. Diese setzten sie in so freudige und lebhafte Bewegung, daß sie ihren traurigen Mann rief, ihm versicherte, daß sie ohne alle menschliche Hülfe werde wieder gesund werden, die Heilungsmittel, welche auf ihren Wunden lagen, wegwarf, und bloß Läppchen in kaltes Wasser eingetaucht auflegte. Von der Stunde an erfolgte die Heilung sichtbarlich, und sie konnte nach wenigen Tagen das Bette gesund verlassen. Sie selbst und viele fromme Leute hielten diese Genesung für ein Wunder, es ist aber wohl begreiflich, wie sie erfolget sey. B.

Wenn sie nach einer französischen Festung kämen, würden die Kanonen gelöset, die ganze Besetzung trete ins Gewehr, und es werde ihnen eine ganze Compagnie zur Wache gegeben. Sie hätten nicht nur in Feldzügen, sondern auch in Friedenszeiten als Officiers de la couronne einen vorzüglichen Rang. Es stehe ihnen eine eigene Compagnie Garde zu Pferde, welche ehemals dem Connetable de France zugehöret habe, zu Gebot, der sonst schon bekannten Gerichtsbarkeit über die gens de qualité pour les querelles d'honneur, zu geschweigen. Alles schmeckte nach der Ichheit. Sein Bruder, der Abt, war nicht zu Hause, daher sie sich wieder auf den Weg machten, und nach einigen vergeblichen Besuchen um 7 Uhr zu dem Prinzen von Türenne kamen, der mit seinem Informator den Horatz las. Desselben Hofmeister, Herr Ramsey, sagte, daß er des Marschall von Türenne Leben, zur Ermunterung und zum Muster des ihm anvertraueten und auch zu den Kriegesdiensten bestimmten Prinzen von Türenne, geschrieben habe. Als Herr von Geusau wünschete, daß er so lange leben mögte, bis dieser Prinz ihm Materie zu einer Beschreibung der grossen Thaten des zweyten Türenne liefere: nahm er auf eine ganz geschickte Weise Gelegenheit, dem Prinzen die guten Beyspiele seiner Vorfahren zu Gemüthe zu führen, sich aber auch aufs künftige, wenn der Prinz im Felde, und er in seiner ihm bestimmten einsamen Wohnung seyn würde, von ihm eben einen solchen Briefwechsel auszubitten, als Fenelon mit seinem Eleven, dem Herzog von Bourgogne, gehabt habe, von welchem er kurz vorher etwas angeführet hatte. Das rührete dem Prinzen fast bis zu Thränen. Als sie am drey und zwanzigsten die Marquise von Montbrün besuchten, war Mademoiselle de Sassenage, Niece des ehemals erwehnten Mr. de Rieux, bey derselben, und weil diese sich als Pensionaire in einem Kloster aufhielt, so wurde von dieser Lebensart und

von

von der schlechten Bewirthung, die man bey den Nonnen finde, gesprochen, diese aber dem geringen Vermögen der Nonnenklöster in Frankreich zugeschrieben. Abends fuhren sie nach dem Concert spirituel, und begegneten auf der Strasse der Altesse royale und ihren Damen in einem achtspännigen und einem sechsspännigen Wagen, welche von einem Cavalier und 4 Pagen zu Pferde, auch 6 Mann von ihrer reitenden Garde begleitet wurden. Alle ihr begegnende Kutschen sind schuldig stille zu halten, um den Zug vorbeygehen zu lassen, welches sie denn auch thaten, gewöhnlichermassen aufstunden, das Fenster niederliessen, und dafür von der Prinzeßin eine sehr gnädige Kopfneigung in Empfang nahmen. Am 24sten spatzierten sie mit dem Chevalier de Polignac in den Tuilleries, besahen auch in dem Pallast, in Gesellschaft der Gräfin von Treme und ihres ältesten Bruders, des Grafen von Montmorency, der Madame de Saucour, und des Grafen von Chabannes, die Maschinen des Chevalier Servandoni, welche in der letzten Fastenzeit die Stelle der Schauspiele vertraten, und gesehen zu werden verdienten. Diesmal stelleten sie die fabelhafte Geschichte des Ulysses nach dem Virgilius vor, und zeigten, 1) die Stadt Ithaca, 2) einen Seesturm mit starken und brausenden Wellen, auch Donner und Blitz, in welchem die Flotte des Ulysses, von kleinen und grossen wirklichen Schiffen gemacht, hin und wieder geworfen ward, auch ein Schiff scheiterte; 3) eine andere Seefahrt des Ulysses, zwischen der Scylla und Charybdis, da sein Schiff mit Syrenen umgeben war, die von Zeit zu Zeit untertauchten, und endlich in kleine Felsen verwandelt wurden; 4) den Pallast der Circe, nach schöner alter Baukunst; 5) den Garten des Antinous, mit einer starken Cascade, einem Canal und Springbrunnen, welche das Wasser ordentlich und stark ausspritzeten; es war auch an parterres, alees und berceaux kein Mangel; 6) den Pallast der Minerva, welcher auf lauter sehr natür-

lich gemachten hellen Wolken ruhete, und aus einer vierfachen Colonnade von corinthischen Säulen bestund, die wie durchsichtiger Jaspis zugerichtet, in den Zwischenräumen aber vortrefliche Bildsäulen aufgestellet waren. Die genannten Damen begaben sich, so wie sie, von hier zu dem Herzog von Gesvres, woselbst auch der Staatsminister des Seewesens, Graf von Maurepas, und der Mr. de Turgot waren, da denn von den servandonischen Maschinen viel geredet, auch die Befreyung der Gräfin von Nogent aus ihrem bisherigen Klosterarrest bekannt gemacht wurde. Am 25sten besuchte sie der Prinz von Türenne mit Herrn von Ramsey um 11 Uhr Vormittags, und sagten, daß sie diese ungewöhnliche Visitenstunde mit Fleiß erwählet hätten, um sie einmal gewiß zu Hause zu finden, weil ihnen an der Fortsetzung der Bekanntschaft gelegen sey. Herr von Ramsey insonderheit versicherte, daß sein Herz ihn zu ihnen trüge, und daß ihm des Herrn von Geusau Grundsätze der Erziehung sehr wohl gefielen, weil sie mit den seinigen übereinstimmeten. Am 26sten höreten sie in des dänischen Gesandten Hause, nach dem Gottesdienst, daß der König von Preussen dem hiesigen Hofe die entdeckten geheimen Nachstellungen wider seine Person habe bekannt machen lassen. Herr von Werneck, der ausser andern Personen mit zugegen war, führete an, daß ihm ein königl. Archivarius versichert habe, es sey in den königl. Archiven noch der Originaladelbrief vorhanden, den Kaiser Karl der fünfte einem gewissen Franzosen unter der Bedingung ausfertigen lassen, wenn er seinen König Franciscus den ersten würde aus dem Wege räumen. Nachmittags wurde bey der Marquise de Montbrun, bey welcher auch der Graf von Rez war, von den in der letzten Fastenwoche bevorstehenden gottesdienstlichen Gebräuchen gesprochen, und gesagt, daß in der katholischen Christenheit gewöhnliche heilige Grab bestehe in Frankreich bloß darinn, daß der Priester am grünen Donnerstage zwey Hostien in der Messe weihe,

eine

eine davon geniesse, die andere aber in Proceßion nach der Sacristey trage, und in einem sargartigen Behältniß verschliesse, aus welchem er sie am Sonnabend wieder herausnehme, und daselbst geniesse. Sie bemerkten diesmal eben sowohl, als schon oftmals geschehen war, daß so oft die Marquise von der Messe, und allem was in die Materie von der Brodtverwandelung einschläget, zu reden anfing, ihr ganzes Gesicht sich verwandelte, und sie eine solche Geberde annahm, als ob sich Gott in dem Augenblick ihr sichtbarlich zeigen würde. Am 27sten wünscheten sie dem Marquis de Montbrun Glück zu seiner Reise nach Navarre, welche er am folgenden Tage mit dem Herzog von Bouillon antreten wollte, und von desselben Gemalin baten sie sich das oben erwehnte Gebet des Mr. de Paris aus, welches sie auch erhielten. Es ist lebhaft und wortreich, aber nicht unschicklich. Die Marquise sagte von den umher geklebten Reliquien, daß sie für derselben Richtigkeit nicht stehen könne; denn sie habe die Einfassung in einem hiesigen Kloster verfertigen lassen, und die Nonnen hätten die Zierrathen aus eigener Bewegung hinzugethan, ohne daß ihr bekannt sey, wie sie in derselben Hände gekommen wären? Uebrigens nahmen sie mit der Marquise die Abrede, daß sie dieselbige in dieser Woche in ihren Andachtsübungen nicht stören, sondern sich erst nach dem Osterfest wieder bey ihr einfinden wollten. Was Herr von Ramsey ihnen an diesem Tage und an anderen von dem Erzbischof von Fenelon, von der engländischen Geschichte, und von dem Freymäurerorden gesaget hat, habe ich schon an dem im Anfange dieses Auszugs aus dem geusauischen Tagebuch genannten Ort drucken lassen, und will nur noch dieses bemerken. Er führte beyläufig an, daß die Ceremonien bey der Aufnahme in den Freymäurerorden so beschaffen wären, daß auch wohl ein herzhafter Mann durch dieselben erschüttert werden könne. Sein Anerbieten, daß er, als Großkanzler der französischen

Freymäurer, sie unter dieselbe aufnehmen wolle, weil er sie für recht würdige Mitglieder halte, lehneten sie auf eine gute Art von sich ab. Am ein und zwanzigsten speiseten sie Mittags bey dem Cardinal von Polignac in Gesellschaft seiner gewöhnlichermassen mitessenden Verwandten und zweyer Chorherren aus seiner Abtey in den Niederlanden. Er war sehr aufgeräumt. Er erzählte von dem Cardinal Alberoni, daß derselbige, als er in Spanien in Ungnade gefallen war, von dem erübrigten Gelde ein Landgut in Italien gekaufet, und dasselbige nach französischem Geschmack mit Fruchtgärten und Plantagen schön angebauet, auch oft selbst eine Schürze sich vorgebunden, und Kraut gestecket habe. In diesem Geschäft habe ihn einsmals jemand angetroffen, und ihm seine Verwunderung darüber zu erkennen gegeben, er habe aber demselben geantwortet: warum verwundern sie sich? ich bin geboren um entweder Reiche zu regieren, oder Kohl zu pflanzen. Auf solche Weise habe er sich mit seiner Herkunft selbst aufgezogen, weil er eines Gärtners Sohn gewesen. Den Riperda schilderte er als einen Menschen ohne Religion und Ehre, und erzählte, daß als er noch holländischer Ambassadeur in Madrid gewesen, und auf des Alberoni Verlangen Tücher aus Holland verschrieben, er den König um 10,000 Ecus betrogen habe; Alberoni habe ihm auch solches nicht verhalten, sondern geradezu gesagt, mein Herr! sie betriegen den König: allein der König habe endlich diesen Schnitt als eine Belohnung für seine Bemühung geduldet. Das Vorhaben, die Kirche zu verändern, habe er zuerst dem Alberoni entdecket, der ihm aber folgende Antwort gegeben: thun sie es Gewissens halber, so hat es meinen Beyfall, und ich will ihre Abschwörung mit Vergnügen selbst empfangen; thun sie es aber um weltlicher Absichten willen, so sind sie der größte Coquin in der Welt. Daß er das letzte wirklich im höchsten Grad gewesen sey, habe

habe er, als er Premier-Ministre geworden, dadurch gezeiget, daß er seinem Herrn den Anschlag gegeben, Gibraltar zu belagern, und als es beschlossen worden, sogleich den Engländern Nachricht davon ertheilet, um auf einer Seite seinen Herrn bey der Kriegescasse desto besser zu bestehlen, und auf der andern Seite von den Engländern eine ansehnliche Belohnung für seine Verrätherey zu erlangen. Daher sey es auch gekommen, daß er, als er in Ungnade gefallen, seine Zuflucht in das Haus des engländischen Gesandten genommen habe. Der Cardinal erklärte die ihnen bekannt gewordenen bayerischen Ansprüche auf Böhmen für nicht ganz ungegründet. Als von den Sprachen die Rede war, erzählte er, daß ein niemals aus Paris gekommener Franzose einsmals das deutsche Wort **Brodt** gehöret, und darüber in seiner Gegenwart also gesprochen habe. Es sey doch ein grosser Vorzug der französischen Sprache, daß man sich in derselben so genau und vollständig ausdrücken könne; denn wenn man sage pain, so habe man gleich einen vollkommenen Begriff von der Sache, der durch das Wort ausgedrücket werde; wenn man aber sage **Brodt**, so wisse man nicht, was das sey. Dieser Mensch habe also aus seiner Muttersprache eine Art der Natursprache gemacht, und andere Sprachen, in so fern sie von derselben abgehen, sich als unnatürlich vorgestellet. Es kam bey dieser Gelegenheit auch vor, daß unter den Livrée-Bedienten des Cardinals eben ein solcher Sprachverständiger sey, welcher von einem italienischen Kammerdiener also geurtheilet: er ist ein ehrlicher Mensch, aber es ist Schade, daß er alle Wörter verdirbet, z. E. wenn er sagen will, chapeau, so saget er capello, und anstatt nôtre, spricht er nostro. Am dreyßigsten, und bis ans Ende des Festes, war wegen der allgemeinen äusserlichen Andacht in den meisten katholischen Häusern niemand zu sprechen, daher sie diese Tage auch in der Stille nütz-

lich zubrachten, jedoch des Abends noch das Concert spirituel besuchten.

Zu Paris im Aprilmonat 1741.

Am ersten besuchte sie ein Cavalier des Herzogs von Castropignano, welcher die gute Gemüthsart dieses Herrn sehr rühmete, aber desselben Gemalin weges ihres Eigensinnes nicht preiswürdig fand. Den Prinzen von Türenne, welchen sie besuchten, fanden sie mit seinem Ingenieur bey Fortificationszeichnungen, um deren Fortsetzung sie ihn baten. Als er fertig war, sprach er nebst seinem Lehrer und dem Herrn de la Lande, (einem Cavalier, der des von Ramsey Stelle oft vertrat,) munter und freundlich mit ihnen, meistens von Kriegessachen. Heimlich gab er dem Grafen Reuß sein Mißvergnügen über die allzu vielen nun geendigten Kirchenceremonien zu erkennen, und sagte, sie sind durch Gottes Gnade ein Lutheraner. Am zweyten, welcher der erste Tag des Osterfestes war, wohnten sie gegen Abend dem Concert spirituel bey, in welchem die hiesige berühmteste Sängerin Lemort den lateinischen Ostergesang sehr kunstreich und schön vortrug; es waren auch von hohen Standespersonen beyderley Geschlechts, als den Staatssecretären und Grafen von Maurepas und S. Florentin, den Herzogen von Villeroy und von Villars, u. a. m. alle Plätze voll. Am dritten, welcher der zweyte Osterfesttag war, leistete ihnen Nachmittags der Marquis de Gardouge nützliche und angenehme Gesellschaft. Ihre moralische Unterredungen fielen unter andern auf die Rechtmäßigkeit des Spiels und der Zinsen. Der Marquis erklärete ein Spiel, bey welchem nicht der Gewinn, sondern das Vergnügen die Absicht sey, nicht für unrecht. Die Zinsen hielt er mit den Kirchenvätern und dem canonischen Recht für unerlaubt, es wäre denn, daß man das Capital, ohne es wieder fordern zu können, weggebe, und

sich von dem Inhaber desselben eine jährliche Rente zahlen lasse, welches auch in Frankreich bey Unterbringung der Capitalien eine gemeine Gewohnheit sey. Da man aber die auf diese Weise erworbene Renten an einen Dritten verhandeln, und gegen Abtretung seines Rechts von diesem das Capital wieder bekommen kann: so überzeugte Herr von Geusau den Marquis, daß die Renten nichts anders wären als Zinsen unter einem andern Namen, und daß also, wenn diese unzuläßig wären, jenen auch keine Rechtmäßigkeit zukomme. Am vierten versprach ihnen der Herzog von Gesvres, ungebeten, Empfehlungsschreiben an alle Gouverneurs und Intendans der Hauptörter in Frankreich, durch welche sie auf ihrer Reise nach Italien kommen mögten, die sie mit vielen Dank annahmen. Als sie sich am fünften theils wegen eingefallener empfindlicher Kälte, theils wegen der Post- und Rechnungsabfertigung zu Hause hielten, ohne jemand zu sprechen, meldete der Thürhüter des Abends, daß ein Mann in einer Miethkutsche, aber ohne Bedienten, vor dem Hause gewesen sey, und sie zu sprechen gewünscht habe. Er sey ungefähr 35 Jahre alt gewesen, habe in seiner Aussprache des Französischen einen deutschen Accent gehabt, einen schwarzen sammtenen Rock, eine reiche Weste, saubere Wäsche, und eine alonge Peruque, getragen. Als er aber von ihm nach hiesiger Redensart zur Antwort bekommen, ils n'y sont pas, habe er gefraget, ob nicht Herr von Geusau zu Hause sey? und als auch hierauf mit nein geantwortet worden, habe er sich erst ein wenig bedacht, und hierauf heftig angefangen zu weinen. Ihm sey dieses nahe gegangen, und er habe ihn gebeten, seinen Namen zu nennen, sich auch erboten, hinauf zu gehen, um zu sehen, ob nicht einer von ihren Leuten zu Hause sey, mit dem er sprechen könne: er habe aber dieses nicht zugeben wollen, sondern unter einem Strom von Thränen dem Kutscher befohlen, fortzufahren. Er, der Thürhüter, habe nicht für nö-

 thig

thig gehalten, es eher zu melden, weil man doch den Wagen nicht hätte einholen können. Sie konnten weder errathen, noch ausfindig machen, wer dieser Mann gewesen sey? Am sechsten höreten sie von dem Marquis de Montbrun, dessen Gemalin wieder krank geworden war, daß der Herzog von Bouillon die ihm in Ohlau weggenommenen Pferde (S. 127) endlich wieder bekommen habe. Bey dem Herzog von Gesvres war eine zahlreiche Gesellschaft, als Madame de Harley, Witwe des ehemaligen berühmten ersten Parlamentspräsidenten, derselben Tochter die Marechalle de Montmorency, dieser letzten Tochter Princesse d'Avrez, nebst ihrem Gemal, und ihrer Schwester der Comtesse de Trême, nebst derselben Gemal, der Duc d'Humieres, ein Präsident des Parlaments von Bretagne, u. a. m. Des Grafen von Treme kleiner Sohn, der auch gegenwärtig war, hatte das Vergnügen, seine Mutter, Großmutter und Eltermutter vor sich zu sehen. Das Gespräch betraf meistens den vor einigen Tagen gestorbenen Prinzen von Carignan, der drey Millionen Livres Schulden, und nach Abzug derselben doch noch für 2 Millionen bewegliche und unbewegliche Güter hinterlassen haben sollte. Es ward auch erzählet, daß er ein Paar Stunden vor seinem Tode über sein liederliches Leben grosse Reue geäussert, und seine fromme Gemalin umarmet habe, die darüber in Ohnmacht gefallen, auch so lange darinn geblieben sey, bis der Prinz verschieden gewesen. Das grosse privilegirte Spielhaus, welches dem Prinzen jährlich 100,000 Livres Einkünfte gebracht hat, war verschlossen, sollte auch nicht wieder geöffnet werden. Der Herzog von Gesvres hatte als Gouverneur von Paris das Recht, eben ein solches Spielhaus zu halten, welches er bisher jährlich für 40,000 Ecus oder 120,000 Livres verpachtet, nun aber auf den Wink des Hofes aufgehoben hatte. Am achten erfuhren sie den Tod des Sous-Introducteur Mr. de la Tournelle, an welchem sie einen Freund verloren

loren hatten, der, wenn sie bey Hofe gewesen, auf alle Weise für sie gesorget, und insonderheit an der königlichen Tafel sie aufs sorgfältigste bewirthet hatte. Die kranke Marquise von Montbrün gab ihm an eben diesem Tage das Zeugniß, daß er seine Kinder nicht auf französische Art, sondern sehr gut erzogen habe, es sey auch seine verheirathet gewesene schon gestorbene Tochter ein rechtes Bild der Tugend gewesen. Eben dieselbige wollte von des Prinzen von Carignan Bekehrung, nach der Liebe, das Beste hoffen. Am neunten höreten sie Nachmittags um 2 Uhr die Predigt des damaligen besten katholischen Predigers zu Paris, P. Renaud, zu welcher sie der Marquis de Gardouge eingeladen hatte. Sie gingen aus seinem Hause in die demselben gerade gegenüber stehende Kirche der peres de l'oratoire, in Gesellschaft der Comtesse de Senelet, und der Marquise d'Arpagon und derselben Tochter, welche von der jansenistischen Parthey, und nach ihrer Art fromme Personen waren, und schon wußten, daß die Predigt von den Halbchristen handeln werde, daher auch die Gräfin vor dem Hingang sagte, wir werden vieles zu unserer Demüthigung hören. Der Marquis hatte zwar für jeden Platz, den sie in der Kirche einnahmen, 12 Sols gegeben, sie saßen aber wegen des grossen Zulaufs sehr enge und unbequem gemächlich. Der berühmte Abbé de Pucelle, geistlicher Rath im Parlement, welcher in der Constitutionssache sich so standhaft bewiesen hatte, und mehr als einmal war verbannet worden, saß nahe bey ihnen. Sie sahen ihm zwar sein Alter, aber auch seine Lebhaftigkeit und Großmuth an. Vor der Predigt wurden die sogenannten Vespres gehalten, welche in Absingung etlicher lateinischen Psalmen, als des 109ten bis 113ten, des magnificat und eines hymni bestanden, in welchem letzten sehr gute Stellen vorkamen. Der Marquis von Gardouge schlug ihnen in seinem Buch vorher alles auf, überschlug aber eine Anrufung der Maria mit den Worten,

ten, das ist nichts für sie, sie schwiegen auch während derselben still. Das übrige sungen sie gern mit, und als Herr von Geusau dem Marquis ins Ohr sagte, daß sie es mit mehr Nutzen singen könnten, als die Frauenspersonen, die ihre Stimme in der ihnen unbekannten lateinischen Sprache erhöben, antwortete er, sie hätten neben dem lateinischen Text eine französische Uebersetzung, und könnten dieselbige entweder vor oder nach dem Gottesdienst lesen. Endlich stieg der P. Renaud auf die Kanzel, dem ein junger Geistlicher folgte, welcher für ihn ein weisses Schnupftuch zur Abwischung des Schweisses auf die Kanzel legte, auch hinter ihm auf der obersten Stufe der Treppe stehen blieb. P. Renaud war ein Mann von 31 Jahren, langer Statur, und hatte ein aus Ernsthaftigkeit und Freundlichkeit recht wohl vermischtes Ansehen. Der erste Theil seiner Predigt, in welchem er zeigte, wie gefährlich der Zustand des Halbchristen sey, war sehr gut; aber der zweyte Theil, für welchem er einen besondern Spruch zum Grunde legte, und die Verleugnung seiner selbst, die Aufnehmung des Kreuzes Christi, und die Nachfolge desselben, welche er anpries, auf allerhand sogenannte mortifications hinausführete, auch die evangelische Vollkommenheit der wahren Christen, an den Beyspielen der Heiligen, Franciscus, Theresia und anderer, zeigen wollte, fiel sehr von dem ersten ab. Zwar machte er sich selbst den Einwurf, daß nicht jedermann so leben könne, als die angeführten Heiligen, sondern daß ein jeder seinen eigenen Beruf habe: er antwortete sich aber, es müsse doch ein jeder beständig die Herzensbeschaffenheit dieser Heiligen haben. Das Schlußgebet war wieder sehr gut und rührend. Die Gräfin von Senelet vergoß unter der Predigt viele Thränen. So bald der Gesang wieder anging, schickte der Marquis de Gardouge seinen Sohn zu ihnen, um sie voraus nach seinem Hause zu führen, vermuthlich um sie vor der Besprengung mit dem Weihwasser zu bewahren.

Am zehnten, nachdem sie mit Herrn von Ramsey, der Mittags bey ihnen speisete, sehr nützliche Unterredungen gehabt, auch einen überaus schönen und zärtlichen Brief, den der Prinz von Türenne aus Navarre an ihn geschrieben, gelesen hatten, machten sie in seiner Gesellschaft einige Besuche. Erstlich bey der Prinzeßin von Bouillon, in dem Nonnenkloster der Cordelieres. Ihr Vorzimmer war wie das grosse Sprachgemach des Klosters eingerichtet, und durch ein eisernes Gitter abgesondert, an welchem die Prinzeßin und ihre Hofmeisterin inwendig, sie aber auswendig sassen, und wegen der Bücher, Erd- und Himmelskugeln, die sie in dem Zimmer erblickten, ihren Fleiß zu rühmen Gelegenheit nahmen. Herr von Ramsey gab ihr den oben erwehnten Brief ihres Bruders, den sie las, und sagte, mein Bruder hat Ursache Herrn von Ramsey zu lieben. Uebrigens war sie, ohne die Schranken der Bescheidenheit zu übertreten, freundlich und munter. Zweytens bey der Herzogin von Tremouille, bey welcher sie den Marquis von Beaufremont und den Grafen von Climont, Prevôt de Paris, antrafen. Der letzte sagte, daß er sie gestern in der Predigt des P. Renaud gesehen habe, welches denn Gelegenheit gab, mit der Herzogin von dieser Predigt zu sprechen. Sie erzählete, daß ohnlängst sich jemand daran gestossen, und es für irrig erkläret habe, als er von einem andern gehöret, man könne kein gutes Werk ohne Liebe zu Gott thun, welches sie doch für vollkommen wahr halte, worinn sie auch Herr von Ramsey mit den Worten bestärkete, das ist eine unleugbare evangelische Wahrheit. Von da gings zu der Marquise von Montbrün, bey welcher auch die gestern gehörete Predigt wiederholet wurde. Am eilften stellete sie Herr von Ramsey dem Generallieutenant Grafen von Evreux, Oheim des Herzogs von Bouillon, vor. Das Amt eines Generalcapitains der Reuterey hatte er zum Nutzen des Prinzen von Türenne, und das

Amt

Amt eines Gouverneur von Isle de France, zum Nutzen des Herzogs von Tremouille, fahren gelassen. Er war der Patriarch des bouillonschen Hauses, ohne Schulden, und sehr regelmäßig in seiner Lebensart, auch der neuen Mode nicht zugethan, sondern stand früh auf, und ging Abends um 11 Uhr zu Bette. Er empfing sie sehr freundlich und höflich, und ließ sie das in seinem Zimmer hangende ungemein schöne Tableau mouvent aufziehen, welches mit unzähligen Figuren von Schiffen, Windmühlen, Zimmerleuten, Jagden rc. angefüllet war. Als einige Generale ankamen, die bey ihm etwas zu thun hatten, ließ er sie unterdessen durch einen seiner Capitains in dem schönen Garten und in seinem ganzen prächtigen Pallast, welchen er vor 30 Jahren von Grund aus neu erbauet hatte, auch in den mit schönen Pferden angefüllten Ställen, herumführen. Unter den Gemälden in den Zimmern waren ihnen die Originalbildnisse des grossen Türenne zu Pferde und zu Fuß die merkwürdigsten. Ehe sie mit der Besichtigung fertig waren, fand sich der Graf angezogen selbst bey ihnen ein, und entschuldigte sich auf eine sehr gutherzige und verbindliche Art, daß er wegen einiger Amtsgeschäfte sie verlassen und ausfahren müsse, bat den Herrn von Ramsey, seine Stelle zu vertreten, und weil es etwas frisch war, sie nicht ohne Chocolate wegzulassen. Als sie ihm gedanket, und sich die Erlaubniß zum öftern Besuch ausgebeten hatten, sagte Ramsey zu ihm, ich werde diese Herren jetzt zu einem andern grossen Mann führen, der in seinem Fach groß ist, wie sie in dem ihrigen, nemlich zu Herrn von Fontenelle, der die Ehre hat, zu ihren Freunden zu gehören. Der alte 68jährige Herr, der noch sehr munter und lebhaft war, meynte, die Vergleichung sey für ihn zu vortheilhaft, und erzählte bey dieser Gelegenheit, daß einsmals ein engländischer Lord nach Paris gekommen sey, hauptsächlich um Fontenelle kennen zu lernen. Als er nun ein Paar

Vor-

Porteurs holen lassen, und zu ihnen gesaget, traget mich zu Herrn Fontenelle; diese aber gestanden, daß sie nicht wüßten wer dieser Mann sey, und wo er wohne? so habe er zornig geantwortet, ihr Schurken, kennet ihr den grossen Fontenelle nicht, den ganz London kennet? Als diese Geschichte an demselben Tage bey dem damals 88jährigen Fontenelle wiederholet wurde, sagte er, sie sey vermuthlich erdichtet worden, um seine Eigenliebe zu reitzen. Fontenelle und Ramsey zogen beyde die deutsche Erziehung junger Herren der französischen weit vor. Als sie Nachmittags den päbstlichen Nuntius besucheten, bezeigte er sich sehr vergnügt über den Fleiß, welchen sie auf die italienische Sprache zu wenden angefangen hatten. Bey der Marquise von Montbrün gab der Marquis von Beaufremont Gelegenheit zu einer sehr weitläuftigen Unterredung von dem sichtbaren Haupt der Kirche, und dessen Nothwendigkeit zu Erhaltung der Einigkeit in der Kirche. Herr von Geusau zeigete an den damaligen Umständen der französischen Kirche aufs deutlichste, wie wenig ein sichtbares Haupt zur Einigkeit in der Kirche helfe. Der Marquis von Beaufremont führete auch die Wunder des von Paris, als einen Beweis der wahren Kirche, an, und versicherte abermals, daß er unterschiedene derselben aus Unglauben untersuchet, sie aber als höchst wahr befunden habe. Herr von Geusau führete dagegen an, 1) daß man diese Begebenheiten für die Wahrheit der katholischen Kirche nicht eher anführen könne, als bis diese erst unter sich eins geworden sey, ob Paris mit seiner Parthey zu der wahren katholischen Kirche gehöre? welches die weit stärkere Parthey, nebst dem Haupt der Kirche, leugne; 2) daß wenn auch die Wunder als wirklich wahr befunden werden sollten, (wiewohl noch vieles dagegen einzuwenden sey,) so würde weiter nichts daraus folgen, als daß Gott wohl das Gebet eines Nothleidenden erhöre, wenn er gleich in dem-

demselben den Irrthum begehe, und ganz unnöthiger Weise sich an einen Heiligen wende, da er gerade durch Christum den Vater bitten sollte. Der Marquis kam nun auf die Materie von Anrufung der Heiligen, und meynete, da die lebenden Gläubigen für einander beteten, und beten müßten, warum man denn den verstorbenen Gläubigen in der triumphirenden Kirche weniger zutrauen sollte? Herr von Geusau antwortete, man müsse allerdings annehmen, daß die triumphirende Kirche für die streitende bitte, und daß ein abgeschiedener Gläubiger für die ihm auf der Erde bekannt gewesene besondere Umstände seiner Verwandten und Bekannten zu beten fortfahren könne. Ob er aber von dem, was nach seinem Abschiede auf der Erde geschehe, etwas erfahre? das sey uns unbekannt, dieses aber unstreitig, daß er nicht allgegenwärtig sey; welches er doch seyn müßte, wenn er das Anliegen der vielen tausend katholischen Christen, die sich oft in einer Minute zugleich an ihn wendeten, sollte vernehmen, und Gott vortragen können. Folglich hätten die Evangelischen wohl nicht Unrecht, wenn sie sich mit ihrem Gebet allein an den Herrn Jesum wendeten. Man verwies sie zu ihrem Unterricht auf die Schriften des Bossuet und Arnaud. Sie beschlossen den Ueberrest des Abends bey dem Herzog von Gesvres. Am zwölften schickte Ramsey dem Grafen Reuß, im Namen des Prinzen von Türenne, seine Histoire du grand Turenne, sauber eingebunden, zum Geschenk, nämlich die ächte und prächtige Ausgabe in zwey Quartbänden, mit vielen Kupfern. Der zweyte Theil enthält die Beweisschriften, nämlich des Türenne eigenhändige Memoires, viele von seinen Briefen, und die Memoires des Herzogs von York, welches alles bey dem in Holland veranstaltetem Nachdruck im kleinen Format fehlet. Mittags speiseten sie in Gesellschaft des Marquis von Gardouge, des P. Gavron, und des Herrn von Artanac, bey dem Marquis von Montbrün. Gavron

vron fragte sie, ob sie das Buch, welches er ihnen geliehen, les deux voies opposées en matiére de religion, l'examen particulier et l'autorité etc. par Mr. Papin, gelesen hätten? Sie antworteten mit ja! und er bat sich aus, daß er sie besonders besuchen, und ihre Meynung darüber hören dürfte, welches sie gern bewilligten. Papin ist ein presbyterianischer Priester in England gewesen, und hat gemeynet, daß er dadurch, daß er von dem protestantischen Grundsatz, in Glaubenssachen entscheide allein die Bibel, abgegangen, und sich der römischen Kirche unterworfen, von seinem Deismus befreyet worden sey. Weil die Religionsmaterien bis auf eine besondere Conferenz ausgesetzet waren, so wurde die Zeit diesmal mit gleichgültigen Gesprächen zugebracht. Ramsey nahm wegen seiner Reise nach Pontoise, den zärtlichsten Abschied von ihnen. Am dreyzehnten holte sie Nachmittags der Marquis von Gardouge ab, und führete sie zu Mademoiselle du Moulin, um sie von der Wahrheit eines parisschen Wunders zu überführen. Sie war von guter bürgerlicher Herkunft, ziemlich bemittelt, 40 und einige Jahre alt, und lebete mit ihrer noch älteren Schwester und ihrem Bruder, einem hiesigen Priester, ganz in der Stille. Sie sahen sie in dem Zimmer ihres Bruders, welches mit einer feinen Bibliothek, mit Bildnissen von Arnaud, Jansenius, Abbé de St. Cyran, und andern Jansenisten, auch mit den Büsten vom Paris, und seinem Bruder, dem Parlamentsrath, ausgezieret war. Als Mademoiselle du Moulin ihr Begehren vernahm, antwortete sie, ich will ihnen gerne sagen und zeigen, was Gott an mir durch die Fürbitte seines Dieners, des seligen Paris, gethan hat. Ich bin verpflichtet, der ganzen Welt die Wunder des Herrn zu verkündigen. Hierauf zeigte sie ihnen auf dem rechten Backen, unten nach der Kinnlade zu, einen etwas weissen Flecken, in der Grösse eines Speciesthalers, den sie befühlten, und die Haut vollkommen frisch

frisch, fest und ohne die geringste Narbe, also dem andern Backen ganz gleich fanden, so daß die etwas weisse Farbe den einzigen sichtbaren Unterscheid ausmachte. Nun erzählte sie, daß sie 1719 an dieser Stelle eine Blatter bekommen, die so um sich gefressen, daß ein krebsartiger Schaden daraus geworden, und eine garstige Materie daraus geflossen, die sie schon im Munde zu schmecken angefangen, obgleich der Backen nicht ganz durchgefressen gewesen. Diesen Schaden habe sie 15 Jahre an sich getragen, und in den ersten 12 Jahren unzählige Arzeneyen innerlich und äusserlich gebrauchet, welche aber nichts geholfen. Endlich habe sie ihre Zuflucht zu Gott genommen, und ihn in den drey letzten Jahren unabläßig gebeten, daß er um der Fürbitte seines Dieners Paris willen ihr helfen, und seines Namens Ehre retten wolle. Während dieser Zeit habe sie weiter nichts gebrauchet, als anfangs, etwa 6 Wochen lang, Erde von dem Grabe des Paris, welche sie in Wasser aus dem Brunnen, aus welchem er getrunken, eingeweichet, und dadurch sey ihr allemal Linderung des Schmerzens wiederfahren, obgleich sonst das geringste Stäubchen, welches in die Wunde gefallen, ihr die größte Empfindung verursachet habe. Als die Erde verbrauchet worden, habe sie ihren Schaden täglich mit dem Wasser des Brunnens benetzet, wovon doch weiter kein Nutzen entstanden sey, als daß sich rund um die Wunde ein weisser erhobener Kreis von der Dicke eines Bindfadens angesetzt, der vermuthlich gehindert, daß das wilde Fleisch sich nicht weiter ausgebreitet; das garstige Geschwür selbst aber sey geblieben bis auf dem letzten December 1734. An diesem Tage habe ihr eine gute Freundin ein hölzernes Crucifix gebracht, welches ehedessen Paris gehabt hatte, und sie habe mit derselben Bewilligung ein Stückchen von demselben abgeschnitten, (welches sie noch damals in einer silbernen Capsel am Halse trug,) und es in sauberes Papier eingewickelt am

am Abend auf ihr Geschwür geleget, die Cornette fest zugestecket, und sey unter herzlichem Gebet zu Gott eingeschlafen. Als sie am ersten Jänner 1735 früh aufgestanden, und ihre Cornette geöffnet, habe sie mit Erstaunen ihren schlimmen Backen in dem Zustande gefunden, in welchem sie ihn jetzt gesehen, und es sey weder von Materie noch von Blut das geringste an ihrer Cornette zu spüren gewesen. Der Hof habe einen seiner Wundärzte zu ihr geschicket, und sie besichtigen lassen, der nach wohl untersuchten Umständen das Wunder anerkannt habe. Hierauf sey der Zulauf bey ihr unbeschreiblich groß gewesen, sie habe sich aber über die Feinde der Wahrheit verwundern müssen, deren einige öffentlich geschrieben, sie sey nicht völlig geheilet, sondern habe noch Geschwüre. Alles war in einer gedruckten Nachricht, mit welcher sie den Grafen Reuß beschenkte, beschrieben, und mit Zeugnissen bestätiget. Der Marquis von Gardouge schlug ihnen vor, daß sie auch ihren Herrn Arzt Sturm zu dieser Person schicken, und sie untersuchen lassen mögten, welches sie auch zu thun versprachen; sie waren aber vorläufig der Meynung, daß die Erde von Paris Grab etwas salpetriges, folglich linderndes, bey sich gehabt, und daß der dreyjährige Gebrauch des reinen Wassers das meiste zu der Heilung beygetragen habe, wie sie schon in der mit dem Marquis von Beaufremont über diese Sache angestellten Unterredung vermuthet hatten. Gegen Abend legten sie zwar Besuch bey der Marquise von Montbrün ab, weil aber eine andere Marquise mit ihrer Tochter zugegen war, so blieben sie für dasmal mit der Berichtsabstattung von der Dem. du Moulin verschonet, und begaben sich zum Beschluß des Tages in das gesvresische Haus, woselbst an Manns- und Frauenspersonen kein Mangel, die Unterredung aber nicht erheblich war. Am vierzehnten speiseten sie Mittags bey dem Cardinal von Polignac. Die Hauptmaterie, von welcher über Tafel geredet wurde, war physika-

sikalisch. Der Cardinal erzählte nach seiner Art, das ist, sehr schön, daß in der letzten Versammlung der Akademie der Wissenschaften, der erste königl. Wundarzt M. de Peronnie, eine Abhandlung abgelesen, in welcher er durch seine eigene Erfahrung nicht nur des Cartes Meynung von der glandula pineali, daß sie der Sitz der Seele sey, widerleget, sondern auch behauptet habe, daß die Seele nicht im Gehirn wohnen könne. Denn er habe Verwundete unter Händen gehabt, welchen er etwas vom Gehirn, auch von der pia und dura matre herausnehmen müssen, und die doch glücklich geheilet worden. Ja er habe angeführt, daß dergleichen Operation schon unter der Regierung Ludwigs XIV an dem bekannten Duc de Feuillade geschehen, der so voller bon mots gewesen, daß als man ihm etwas von seinem Gehirn in einem kleinen Löffel gewiesen, er zu den Umstehenden gesaget, zeiget es doch dem König, denn er saget täglich, daß ich ein Mensch ohne Gehirn sey. Mr. de la Peronnie habe also vermuthet, daß der Sitz der Seele das corpus callosum zwischen dem Sehnerven und Hörnerven hinter der Stirn seyn mögte: denn wenn er Kranken, die in dieser Gegend verwundet worden, etwas eingesprützet, welches das corpus callosum berühret habe, so hätten sie alle merkliche Lebensbewegung verloren, und wenn das eingesprützte wieder ausgepumpet worden, dieselbige wieder bekommen. (Diese Meynung ist aber eben so unwahrscheinlich, als die cartesianische von der glandula pineali.) Am siebenzehnten besuchten sie Vormittags den Grafen von Evreux, welcher nur Vormittags Besuche annahm. Sie trafen unterschiedene Herren bey ihm an, und er überhäufte sie mit Freundlichkeit und Höflichkeit, welches sie als eine Wirkung der grossen Empfehlung des Herrn von Ramsey ansahen. Er ließ ein Frucht- und ein Menagerie-Gemälde, die beyde ausnehmend schön waren, in sein Zimmer bringen, und sie mußten dieselben durch Vergrös-

se

serungsgläser betrachten, und beurtheilen. Er führete sie auch in sein Cabinet, und zeigte ihnen desselben ganze Einrichtung mit Schreibetischen und dem, was sonst noch zu einem schönen und ordentlichen Cabinet gehöret. Das darinn hangende Brustbild des grossen Türenne gab ihnen Gelegenheit, von seinem Neveu, dem Prinzen von Türenne, den er sehr lieb, und zu seinem Universalerben ausersehen hatte, zu sprechen. Er bezeigte sich darüber vergnügt, setzte aber hinzu, es fehlet ihm noch viel, um künftig der grosse Türenne zu seyn. Unmittelbar aus dem Cabinet ging man in ein Nebenquartier des Gartens, welches mit einem kleinen Grottenwerk, einem Springbrunnen, Vogelhäusern, artigem Heckenwerk und Bienenstöcken, die wie zierliche kleine Häuser aussahen, besetzet war. Unter der Zeit, daß sie sich hier und in dem Hauptgarten umsahen, ließ sich der Graf ankleiden, setzte sich hierauf mit ihnen an den Camin, und sprach von Staatssachen. Daß der König von Preussen den Cardinal von Sinzendorf mit Arrest belegen lassen, erkannte er für rechtmäßig, zweifelte auch eben so wenig daran, daß er ein Stück von Schlesien behalten werde, als daß Frankreich die Festung Luxemburg bekommen werde, wiewohl es sich vielleicht mit der Schleifung der Festungswerke begnügen lasse. (Die Vermuthung wegen dieser Festung ist nicht eingetroffen.) Bey dem Herzog von Gesvres trafen sie starke Gesellschaft an, und erfuhren unter der Hand, daß der Herzog wegen des Verlustes, den er an seinem Spielhaus erleide, (S. 152) in desto grösserer Verlegenheit sey, da sein am vorigen Tage gestorbener Oheim, der Chevalier de Gesvres, ihm sein Vermögen entzogen, und es ganz fremden Leuten zugewendet habe. Dieser Chevalier habe seit geraumen Jahren so einsam gelebet, daß er ausser einer alten Köchin und einem alten Bedienten keinen Menschen um sich gehabt, und sich nothdürftig beholfen, um seine meisten Einkünfte den als Janseni-

 sten

sten verfolgeten und vertriebenen Priestern zuzuwenden; er habe auch sein Vermögen an solche vermacht, von welchen er versichert sey, daß sie die Einkünfte eben so anwenden würden. Von seiner Familie habe niemand zu ihm kommen dürfen, und als ihm vor ein Paar Jahren der Herzog sagen lassen, daß der Herr Oheim sich doch bescheiden würde, dem Gouverneur von Paris, dem alle Häuser offen stehen müßten, den Zugang nicht zu versagen, so habe er ihn zwar zugelassen, aber so viel ermahnet, daß er niemals Lust bekommen, ihn wieder zu besuchen. Es verlautete, daß die gesvresische Familie das Testament anfechten, allenfalls sich mit den zu Erben eingesetzten Personen auf eine gewisse Summe in Güte vergleichen werde. Am achtzehnten begaben sie sich nach dem Palais, in die grosse Kammer des Parlements, um Cochin, den damaligen berühmtesten Advocaten, eine Proceßsache vortragen zu hören. Sie betraf die Entführung der Demoiselle de Moras. Ihr Entführer, der Graf von Courbeau, war aus dem Lande geflüchtet, und hierauf im Bildniß geköpfet, und seine Ehe für null und nichtig erkläret, die Kammerfrau der Demoiselle gestäupet und gebrandmarket, Mademoiselle de Moras selbst aber, die dazumal als Pensionaire in einem Kloster zu Paris lebte, von ihrer vor zwey Jahren verstorbenen Mutter enterbet worden. Sie hatte die Aufhebung des Testaments verlanget, weil sie zur Zeit der Entführung erst 12 Jahre alt gewesen, und ihre Entführung durch den vierzigjährigen listigen und verschlagenen Grafen von Courbeau geschehen sey. In der ersten Instanz, nämlich vor dem hiesigen Chatelet, hatte sie ein ihr günstiges Urtheil erhalten, ihr Bruder aber hatte an das Parlement appelliret, damit die Gültigkeit des Testaments bestätiget, und seine Schwester von der Erbschaft ausgeschlossen würde. Sein Advocat war Oubry, ein ganz junger Mann, dessen Vater aber eben so berühmt gewesen, als damals Cochin war, und dem er

nachartete. Er redete heute bis 10 Uhr, da mit einem Stock geklopfet, und die Audienz aufgehoben wurde; so daß Cochin nicht zu Wort kam. Oubry Rede war sehr schön in Ansehung des Ausdrucks und der Aussprache, und er behauptete, das Gesetz, welches die Eltern berechtige, die wider ihren Willen heirathende Kinder zu enterben, sey klar und deutlich, und enthalte die eingewandte Minderjährigkeit und Verführung nicht; gesetzt aber auch, daß sie gegründet wäre, so könne sie doch der Demoiselle Moras nicht zu Statten kommen, denn sie habe die ganze Entführung und Heirath selbst auf das listigste mit entworfen, und in Fällen, da sie bey dem Graf von Courbeau sich nicht Raths erholen können, sich so geschickt, muthig und standhaft bewiesen, daß man ihr das geschehene vollkommen beymessen könne. Er bewies dieses durch viele sonderbare Umstände. Unsere Reisende trafen den Marquis von Gardouge auf einem Spatziergange an, und benahmen ihm die Hofnung, durch die Wunder des Paris bekehret zu werden, völlig. Weil es ihm zu sehr schmerzte, wider die Begebenheiten selbst viele Einwendungen zu hören, so verschonten sie ihn mit denselben, und Herr von Geusau blieb bey dem, was er ehedessen schon dem Marquis von Beaufremont gesaget hatte, daß alles der Kraft des Gebets und des Vertrauens zu Gott zuzuschreiben sey, und daß Gott den mit unterlaufenden Irrthum, der Anrufung eines Heiligen, allenfalls übersehe. Er erzählete auch einige Beyspiele aus der evangelischen Kirche von sehr merkwürdigen Gebetserhörungen, um zu zeigen, daß die Methode der Evangelischen, in Christus Namen zu beten, bewährt sey, und einige wunderbare Begebenheiten, die sich unter den Evangelischen zugetragen hätten; daß also die Wunder des Paris, wenn auch nichts dagegen einzuwenden wäre, dennoch bey ihnen die gewünschte Wirkung nicht haben könnten. Die Unterredung war weitläuftig und lang, weil die Mate-

rien von der wahren Kirche, von der geist- und weltlichen Gewalt, von dem römischen Primat, von der Transsubstantiation, alle mit unter vorkamen. Herr von Geusau schreibet in seinem Tagebuch, sie hätten viele Gelegenheit gehabt zu erkennen, wie die Vorurtheile, in welchen man erzogen worden, die Ueberzeugung selbst von den leichtesten Wahrheiten hinderten. Das ist wahr, die Leser aber werden bisher mit Vergnügen wahrgenommen haben, wie vortreflich theologisch der Herr von Geusau sich in den Streitfragen mit den Katholiken zu helfen gewußt. Als sie bey eingebrochener Nacht noch die Marquise von Montbrün besuchten, rühmte sie den oben erwehnten Chevalier von Gesvres, als einen sehr frommen Mann, der aber ein Sonderling gewesen. Am zwanzigsten bekamen sie folgende zwey Grabschriften auf den oben erwehnten verstorbenen Prinzen von Carignan, Victor Amade, in die Hände.

Die erste.

Conditur hoc tumulo, qui proelia rara peregit,
Non re sed tantum nomine Victor erat.

Die zweyte.

Ci git sous ce marbre funebre
Victor Savoyard tres celebre,
Grand protecteur de l'opera,
Qui de produits ut re mi fa so la
Amplifioit son revenu.
Helas! qu'est il donc devenu
Ce prince, qui si volontiers
Satisfaisoit ses creanciers?
Il est allé, dit-on
Aux habitans du Styx

Mon-

Montrer le Pharaon
Avec le Passe-dix.

Dieser Nachklang war der Lebensart dieses ersten Prinzen vom Geblüt des savoyischen Hauses vollkommen gemäß. Am 21sten gegen Mittag besuchte sie Herr von Sainctot, redete nach seiner muntern Art manches Angenehme und Nützliche; und führete unter andern aus, daß das Alter einen Franzosen erst zu einem friedlichen und angenehmen Umgang geschickt mache. Von seinem Vater brachte er das bon mot an, welches er ihm in seiner Jugend oft vorgesaget, la politesse est une chose de peu de frais, et d'un revenu tres considerable. (Die Höflichkeit kostet wenig, bringet aber viel ein.) Am 22sten zeigte ihnen Herr von Sainctot in seiner Wohnung à l'hotel des Ambassadeurs extraordinaires, seine an historischen Büchern ziemlich zahlreiche Bibliothek, und viele schöne italienische Bilder, mit welchen sein Wohnzimmer behangen war. Bey dem Herzog von Gesvres fanden sie Madame de Mailly, des Königs bekannte, aber doch nicht förmlich dafür erklärte Maitresse, mit etlichen Damen von ihrer Freundschaft, welche eines Processes wegen etwas zu handeln hatten. Diese Madame de Mailly war ziemlich groß, mehr hager als fett, weder von besonders schöner Bildung, noch von zarter Haut, hatte aber lebhafte Augen, war auch in der Sprache und im ganzen Wesen lebhaft. Sie sprachen insonderheit mit des Herzogs Bruder, dem Bischof von Beauvais, einem der geistlichen Pairs von Frankreich, doch betraf die Unterredung nichts Wichtiges. Am 23sten trafen sie in des dänischen Ministers Hause und Kapelle den dänischen Grafen Knuth an, der mit dem Grafen Reuß schon zu Göttingen bekannt gewesen, und gestern mit seinem Hofmeister Neander aus Genf angekommen war. In ihrem Hause fanden sie eine Einladung des Grafen von Chabannes, zu der über 8 Tage Nachmittags um 2 Uhr

angesetzten Revue generale des Gardes françoises, welche er commandirte, und nach derselben zum diné-soupé bey ihm um 5 Uhr. Diné soupé heisset, wenn die Mittags- und Abendmahlzeit zusammengezogen wird. Sie besahen des Herrn von Milsonneau vortrefliche Bibliothek, welche sich auf alle Wissenschaften erstreckte, und reich an kostbaren und wichtigen Werken war. An seltenen Schriften waren vorhanden, Optati Galli de schismate cavendo ad episcopos Galliae paraenesis, welche kleine Schrift damals zum Besten des Pabstes geschrieben worden, als der Cardinal Richelieu demselben gedrohet, einen besondern Patriarchen für Frankreich zu machen, und es von dem römischen Stuhl loszureissen; daher der Cardinal diese Schrift auf alle Weise, so viel ihm möglich war, unterdrückete und vertilgete; eine Kanzley und Poenitential-Taxa des römischen Hofs, mit Mönchsschrift und einem königl. Privilegio zu Paris gedruckt, in welcher die gröbesten Sünden auf ein gewisses Geld taxiret sind, u. a. m. Als von den Hauptfehlern der unterschiedenen Nationen die Rede war, legte Milsonneau der französischen die Unbeständigkeit ohne Bedenken bey, und den Hauptfehler der Deutschen setzte er auf der Reisenden Befragen darinn, daß sie gemeiniglich zu klug wären. Als sie wieder nach Hause kamen, erfuhren sie, daß der Graf von Evreux hatte seinen Gegenbesuch abstatten wollen. Am 24sten begaben sie sich früh um 8 Uhr nach der grossen Kammer im Palais. Erst wohneten sie der kleinen Audienz bey, und sahen, daß nachdem die Advocaten gegen einander geredet hatten, der erste Präsident entweder sogleich mit wenigen Worten den Bescheid ertheilte, oder nachdem er sich mit den Räthen vorher kurz berathschlaget hatte. Wenn das letzte geschahe, ging er hinter seinem kleinen Pult hervor, und es trat erst die eine und hernach die andere Hälfte der Räthe um ihn herum, und nachdem sich alle wieder gesetzet hatten, that er den Spruch. In dem grossen Audienzsaal ward

ih-

ihnen ein bequemer Ort zum Sehen und Hören, in einem der beyden sogenannten Lanternes, verschaffet. Es wurde die Sache der Demoiselle von Moras fortgesetzet (S. 164). Ihr Advocat Mr. Oubry führete das, was er vor ein Paar Tagen angefangen hatte, weiter aus, brachte auch einen Arrêt des Parlaments vor, der nach 1680 ergangen war, da in einem änlichen Fall die Gültigkeit der Enterbung erkannt war. Weil aber doch damals der enterbten Tochter 25000 Livres nach Billigkeit und Gutfinden zugesprochen waren, so erklärete er, daß es dem Bruder der Moras nicht entgegen seyn würde, wenn die Richter nach ihrer Weisheit auch diesmal die Strenge der Gesetze zu mildern für gut finden sollten, denn es sey dem Bruder nicht um seinen Nutzen, sondern um die Ehre ihrer Mutter zu thun. Nun trat Cochin mit grosser Freymüthigkeit und Beredtsamkeit auf. Der Eingang seiner Rede war rührend. Seine unglückliche, von ihrer eigenen Mutter verworfene, und von ihrem eigenen Bruder verfolgte Moras, habe, sagte er, keinen andern Trost mehr, als den ihr die Gerechtigkeit und Billigkeit der Richter verschaffe. Er entwarf diesmal nur die Abhandlung, welche er in den folgenden Audienzen ausführen wollte, nämlich daß die Minderjährigkeit und Verführung der Moras allerdings wegen der bey der Sache vorkommenden Umstände gegründete Ursachen wären, sie mit der Enterbung zu verschonen. Denn ihre Mutter habe ehemals eben so wenig, als die Justice, daran gedacht, sie zur Helferin ihres Verführers zu machen, weil sie in dem Criminal-Verfahren gegen den letzten als eine gültige Zeugin abgehöret worden sey. Ihre Mutter habe ihr in dem Kloster, in welchem sie als Pensionaire gewesen, die gehabte verständige Gouvernante genommen, und bloß die Kammerfrau bey ihr gelassen. Dieses sey zu einer Zeit geschehen, da der ihr bestimmte Bräutigam, ein gewisser junger Graf, mit dem sie vorher etliche Tage in ihrer Mutter

Hause umgegangen, gestorben, daher man auf diese junge Person desto genauer hätte acht geben sollen. Die Mutter selbst habe ihr zu dem Grafen von Courbeau das größte Vertrauen eingeflösset, denn sie habe ihn zu ihr unabläßig ins Kloster geschicket, und sich durch ihn von ihrem Befinden und Verhalten Bericht abstatten lassen. Dieses habe die Mutter fortgesetzet, selbst nachdem ihr die Kammerfrau geschrieben, daß der Umgang des Grafen von Courbeau mit ihrer Demoiselle sie etwas aufmerksam mache. Freylich habe sie dieses nur gethan, um ihre Theilnehmung an des Courbeau Anschlägen desto besser zu verbergen, die Mutter hätte sich aber doch dadurch bewegen lassen sollen, ihre Tochter zu sich in das Haus zu nehmen. Folglich könne sie mit der Enterbung dasjenige an ihrer Tochter nicht bestrafen, was sie selbst veranlasset habe, wenigstens gewiß hätte verhüten können. Am 24sten wirketen sie sich die Erlaubniß aus, nach Versailles zu fahren, woselbst sie auch am Vormittage des folgenden Tages ankamen. Als sie im Saal der Ambassadeurs gefrühstücket hatten, gingen sie nach dem Zimmer des Cardinals von Rohan, der sie in seinem Cabinet stehend empfing, sich aber mit ihnen sogleich bey seinem Schreibtisch niedersetzte, und sie mit der neuen Zeitung von dem Siege des Königs von Preussen bey Molwitz unterhielt. Der Herzog von Chatillon, zu welchem sie sich auch begaben, sprach mit ihnen von ihren Reisen, und von ihrem bisherigen Thun und Lassen. Als er zum Dauphin ging, begaben sie sich erst au levé du Roi, und hierauf au levé de la Reine. Bey dem letzten war diesmal auch der Dauphin, den die Königin auf das zärtlichste so küssete, daß sie seinen Kopf zwischen ihre beyde Hände fassete, und ihn an ihren Mund drückte. Madame de Mailly (S. 164) stund gerade gegen ihr über, doch schien es, als ob der vor der Königin auf ihrem Nachtisch stehende grosse Spiegel den gegenseitigen Anblick hindere; es war auch die Mailly nicht aufgeräumt,

ja sie sagte zu einer andern Dame, welche ihr auf die Schleppe trat, ganz mißvergnügt, nehmen sie sich in acht, sie wissen daß ich heute nicht aufgeräumt bin. Während der Zeit, da der König und die Königin in der Messe waren, gingen sie in der grossen Gallerie spatzieren, und unterredeten sich bald mit diesem bald mit jenem von den gegenwärtigen Personen, welche sie kenneten, und dergleichen waren der Marschall von Asfeld, die Herzoge von Hümieres, von Olayne, und von Valentinois, der päbstliche Nuntius, der holländische Ambassadeur, der Graf von Teßin, die Gesandten Flemming, Tompson, Chambrier, u. a. m. Der zuletzt genannte, erzählte auf Befragen, was er von dem Siege seines Königs (von Preussen) wußte. Dieser Sieg war an diesem Tage die Hauptmaterie der Hofgespräche, und ein jeder redete davon so, wie es seiner Leidenschaft gemäß war; die meisten aber bewunderten das persönliche Verhalten des Königs. Nach der Messe gingen sie wieder in das Zimmer der Königin, die sich bald mit diesem, bald mit jenem, insonderheit mit dem päbstlichen Nuntius, unterredete. Endlich kam der König, und wurde nebst der Königin von den zwey Marschällen, deren einer vor dem König und der andere vor der Königin herging, in das zweyte Vorzimmer zur Tafel geführet, da denn beyde mit einander speiseten, (welches le grand couvert genannt wurde,) aber nicht mit einander redeten. Der König sprach meistens mit dem päbstlichen Nuntius. Wegen des heutigen Marcus-Tages bestund alles Essen im Maigre. Unsere Reisende warteten das Ende der Tafel nicht ab, sondern gingen an die Tafel des Grafen von Livry, an welcher ausser ihnen speiseten, der Herzog von Aumont, die Gesandten von England, Schweden, Churpfalz, Würtemberg, Lüttich, Guastalla, und einige andere. Auch hier war die neue Zeitung aus Schlesien der Hauptstoff der Unterredung. Am 26sten that der Marquis von Montbrün dem Herrn Grafen Reuß

schriftlich zu wissen, daß die Herzogin von Tremouille die Kinderpocken bekommen habe, und er sich also in ihr Haus einschliessen, auch in 6 Wochen niemand als seine Gemalin besuchen werde. Weil man hier die Blattern für gefährlicher als in Deutschland hielt, so hob man allen Umgang mit dem Hause der Kranken auf; und diejenigen, welche entweder den Kranken selbst, oder den Ihrigen, in der Krankheit Hülfe und Gesellschaft leisteten, durften nirgends anders hinkommen, damit sie andere nicht anstecketen, oder doch beunruhigten. Unterdessen schicketen die nicht mit eingeschlossenen Bekannten täglich Domestiken hin, oder man fuhr selbst vor das Krankenhaus, um sich nach dem Befinden der Kranken bey dem Thürhüter zu erkundigen, dem der Arzt von Zeit zu Zeit den Zustand der Kranken anzeigte. Am 27sten fanden sie die Marquise von Montbrün noch immer krank im Bette, und wegen der Krankheit ihrer Herzensfreundin, der Herzogin von Tremouille, sehr traurig. Der Graf von Chabot, welcher sich auch einfand, machte gute Hofnung zu der Herzogin Genesung, erzählte auch, daß sie gestern schon habe den bon Dieu bringen lassen, und die Sacramente genommen, auch ihrem Gemal zugeredet, sich darüber nicht zu beunruhigen, weil sie deswegen nicht eher sterben werde, sie aber gern den sichersten Weg betreten wolle, worauf er ihr geantwortet: Madame! sie thun wohl, und ob ich gleich nicht so fromm bin als sie, so würde ich doch dasselbige thun. Der Herzog von Tremouille gehörete zu den wenigen französischen Herren, die ihre Gemalinnen liebeten und schätzeten. Bey dem Grafen von Chabannes sahen sie unterschiedene Landschaften, welche er selbst mit der Feder vortreflich gezeichnet hatte. Mit dem Prinzen von Türenne, der aus Navarre zurückgekommen war, verabredeten sie, sich des Krankenhauses seiner Tante sorgfältigst zu enthalten, um, weil er die Blattern noch nicht gehabt hatte, von seiner Gesellschaft nicht ausgeschlossen

zu werden. Er beschrieb eine zu Navarre angelegte Schneidemühle, die etwas neues in Frankreich war, woselbst alle Bretter von Menschen Händen zerschnitten wurden, sehr genau. Am 28sten ertheileten sie dem Herrn von Zech, auf sein Verlangen, ein Zeugniß, daß er 6 Monate zu Paris gewesen sey, damit er sich desselben zur Erlangung eines naumburgischen Canonicats bedienen konnte. Aus St. Petersburg hatte man die Nachricht, daß der Premierminister, Graf Münnich, anfänglich mit allen übrigen rußischen Ministern der Meynung gewesen sey, daß Rußland der Königin von Ungarn wider den König von Preussen beystehen müsse. Als aber dieser ihm die freye Standesherschaft Wartenberg in Schlesien geschenket, auch dieselbige von den Lasten des Krieges ganz befreyet habe, habe er die Hülfleistung widerrathen, und behauptet, daß man wegen der Schweden, Türken und Perser das Reich nicht von Truppen entblössen müsse. Ob nun gleich Ostermann und andere, und die Regentin selbst, ihm alle mögliche Gegenvorstellungen gethan, so sey er doch bey seiner Meynung geblieben, und habe wegen der ausdrücklich angeführten Ursache, daß man seinen heilsamen Rathschlägen nicht folgen wolle, den Abschied gefordert, den er auch nach einigen Stunden erhalten. Zu der Marquise von Montbrün kam auch die Marquise d'Arpajoux, und die Präsidentin von Segür, welche auch zu den frommen Damen gerechnet wurden. Am 30sten begaben sie sich, nach angehörter Predigt, in einer sechsspännigen Kutsche aus der Stadt nach der plaine des Sablons, woselbst das Regiment der französischen Garde, welches 3666 Mann stark war, unter Zelten war. Sie trafen auf dem rechten Flügel des Lagers den Grafen von Chabannes zu Pferde an, der zwar dem Grafen Reuß das für ihn bestimmte Pferd zeigte, aber wegen der ausserordentlich kalten Schneeluft selbst rieth, daß er im Wagen sitzen bleiben, und in gewisser Entfernung vor der Fronte auf- und niederfahren

mög-

mögte, welches auch so lange geschahe, bis sie unter den unzäligen Kutschen einen Platz fanden, auf welchem sie stille halten, und alles ruhig und bequem in Augenschein nehmen konnten. Die Mannschaft war in Ansehung des Wuchses und der Kleidung schön, aber die Camaschen von roher Leinwand fielen schlecht in die Augen. Der König ist selbst Obrister des Regiments, der Herzog von Grammont war Colonellieutenant, welcher Titel mehr als Lieutenantcolonell bedeutet. Als dieser in einer Kutsche mit sechs Pferden angelanget, und vor der Fronte des Lagers hinaufgefahren war, trat die Mannschaft nach den Compagnien, in Camisölern und Mützen, aus den Zeltern. Hierauf wurde die Versaderung geschlagen, die Soldaten zogen sich an, griffen zum Gewehr, das ganze Regiment rückte aus, und ward aufgestellet. Es war aber so kalt, und der stürmische Nordwind wehete den Officiers und Soldaten den Staub so stark in das Gesicht, daß sie fast nicht aus den Augen sehen konnten; also wurden keine Kriegesübungen vorgenommen, sondern das Lager abgebrochen, das Regiment marschirte Compagnienweise nach der Stadt zurück, und die Zuschauer begaben sich auch wohlbestaubet und erkältet wieder dahin. Unsere Reisende stellten sich um 5 Uhr bey dem Grafen von Chabannes zur Mahlzeit ein, und speiseten mit lauter wohlgezogenen, ordentlichen und höflichen Officiers. Man sprach fast nur von Kriegessachen, von dem Tode des Admiral Antin, der die Flotte in America commandirt habe, und über dessen Absterben niemand als die Engländer betrübt seyn würden, weil sie keine Ursache gehabt sich vor ihm zu fürchten, er aber einen tüchtigern Nachfolger bekommen würde; und endlich von des Königs von Preussen schlesischem Kriege, und Siege bey Molwitz. Gegen 9 Uhr ging alles aus einander.

Zu Paris im May 1741.

Am ersten, des Nachmittags, betraf bey der Marquise von Montbrün und bey dem Herzog von Gesvres die Unterredung vornämlich den Tod des Admirals von Antin, und das heroische Verhalten des Königs von Preussen, welchem letzten der Graf von Treme mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit und posaunenmäßigen Stimme eine rechte Lobrede hielt. Am zweyten gab ein zweystündiger Religionsdispüt auf beyden Seiten Gelegenheit zur Uebung in der Geduld und Fassung. Die Hauptmaterie war, die Veränderlichkeit der evangelischen, und die Unveränderlichkeit der katholischen Kirche in der Lehre. Herr von Geusau empfahl ihnen Basnage Kirchengeschichte, und bewies die Veränderlichkeit der römischen Kirche in der Lehre, durch die Lehrsätze von der Transsubstanciation, von einer Gestalt im Abendmahl, vom Bilderdienst, u. a. m. Es wurden unterschiedene Bücher in des Marquis Bibliothek nachgeschlagen, und gewöhnlichermassen blieb ein jeder bey seiner Meynung, wiewohl der Marquis die sogenannten Mißbräuche des römischen Hofes aufs stärkste verabscheuete, und z. E. von dem Verfahren bey der Inquisition, aus Limborchs Geschichte derselben, selbst einige Blätter vorlas. Am vierten fanden sie des Abends bey der Marquise von Montbrün einen alten, gelehrten und frommen Priester, der als ein Jansenist vertrieben worden, sich aber damals bey einer Herzogin, deren Namen sie nicht nennen wollte, aufhielt. Sie erzählte ihm, daß sie ohnlängst in einem Buch gelesen habe, die Welt würde 6000 Jahre währen, und fragte, woher man dieses wissen könne? Er unterrichtete sie gut, daß diese Meynung eine jüdische Grille sey. Herr von Geusau kam mit ihm auf eine allgemeine Judenbekehrung zu reden, die beyde für gewiß annahmen, und erzählte ihm etwas von D. Callenbergs Anstalt zur Bekehrung der

Juden, über welche er seine Verwunderung bezeigte. Alle Unterredungen mit dem Priester hörete die Marquise mit grosser Aufmerksamkeit an, und fing endlich an zu weinen. Als man sie fragte, warum sie weine? antwortete sie: ist es nicht schön, solche Unterredungen anzuhören? aber unser eine weiß von allem nichts, man ist schlecht erzogen! Hierauf lobete sie des Grafen Reuß gute Erziehung, und erklärete es für eine Seltenheit, daß Personen von seinem Stande und Alter dergleichen Unterredungen liebeten, und zu unterhalten wüßten; weinete aber nun auch über die Reisenden, daß sie so gut gesinnet, aber ausser der wahren Kirche wären. Sie beschloß auch, so bald sie wieder nach Neuly ziehen könnte, sie nebst dem gegenwärtigen Priester, und noch einem andern recht gelehrten und frommen Mann, zu sich zu bitten, um fernerhin an ihrer Bekehrung zu arbeiten. Am 5ten ließ ihnen der Prinz von Türenne durch einen Bedienten melden, daß Herr von Ramsey zu Pontoise an seinem gewöhnlichen Zufall der Engbrüstigkeit sehr heftig krank sey, worauf sie zur Bezeigung ihrer Aufmerksamkeit sogleich ihren französischen Bedienten zu Pferde mit einem Briefe dahin schickten. Mittags speiseten sie bey dem Cardinal von Polignac, mit dem Parlamentsrath von Menin. Der Cardinal las ihnen in seinem Cabinet eine Nachricht von der Schlacht in Schlesien vor, welche er von dem preußischen Minister von Chambrier erhalten hatte, lobete sie wegen ihrer Bescheidenheit, und vermuthete, daß der König selbst sie aufgesetzet habe, weil seiner Person in derselben gar nicht gedacht werde. Ueber Tafel erzählte er bey Gelegenheit einer mit gebratenen Zwiebeln zubereiteten Suppe, daß er auf der Reise zu der Utrechter Friedensversammlung in einem holländischen Wirthshause für eine solche Suppe habe funfzig holländische Gulden bezahlen müssen, welches er auch willig gethan, weil ihm ein Exempel von einem andern Minister bekannt gewesen, der bey ähnlicher Gelegenheit sich durch Weigerung noch

mehr

mehr Verdruß zugezogen. Denn diesem habe ein holländischer Wirth für ein Nachtquartier hundert Ducaten abgefordert, und weil er dieselben nicht bezahlen wollen, ihn durch Verschliessung des Thors mit Arrest beleget. Er habe den Richter des Ortes rufen lassen, und Gerechtigkeit von ihm begehret, der zwar dem Wirth nur funfzig Ducaten, sich selbst aber für seine Mühe und Versäumniß auch funfzig zuerkannt, und er habe beyde Summen bezahlen müssen, um zum Thor hinaus zu kommen. Nach der Tafel kam zu dem Cardinal der P. Rector des hiesigen grossen Jesuitercollegiums und ein ihn begleitender junger Pater, welcher gestern seine Antritsrede als Professor der Beredtsamkeit gehalten hatte, und beyde dankten, daß der Cardinal diese Rede mit angehöret hatte. Der Cardinal unterhielt sie auf eine Weise, die ihnen nothwendig gefallen mußte, unter andern mit den Verdiensten ihres vor ungefähr 80 Jahren verstorbenen Mitbruders Francisci Regis, der nachher canonisiret worden; er erzählte auch aus dem Canonisationsproceß 3 Wunder dieses Jesuiten, als wie im ganzen Ernst, und verglich das erste mit einem Wunder, welches dem von Paris zugeschrieben worden, und legte dem jesuitischen Heiligen den Vorzug bey. Unsere Reisende wußten nicht, wie sie dieses alles mit dem scharfen Verstande des Cardinals reimen sollten. Bey der Marquise von Montbrün, lerneten sie eine junge, sehr artige und tugendhafte Dame, die verwitwete Herzogin von Rochechoir, kennen. Sonst erfuhren sie an diesem Tage, daß der Cardinal Fleury seinen Cardinalshut dem Cardinal von Polignac einzig und allein zu danken habe. Denn als dieser zu Rom gewesen, und von dem König Befehl bekommen habe, für den Minister Fleury um die Cardinalswürde anzuhalten, habe Pabst Benedict der dreyzehnte es schlechterdings und mit diesen Worten abgeschlagen, ich liebe ihn nicht, sprechen sie nicht mehr von ihm. Von Polignac habe hierauf vorgestellet, sein ganzer Credit bey seinem Hofe beruhe darauf, daß

der Pabst dem König willfahre, denn man werde glauben, er stehe in schlechter Achtung bey Seiner Heiligkeit, wenn er nichts ausrichte, bey welchen Worten er dem Pabst zu Fuß gefallen, und nicht eher wieder aufgestanden sey, bis der Pabst gesaget, er wolle sich bis Morgen bedenken, alsdenn mögte er wieder zu ihm kommen. Als dieses geschehen, habe sich der Pabst endlich dahin erkläret, daß er bloß aus Liebe und Achtung für ihn, den Fleury zum Cardinal machen wolle. Als sie am achten bey dem Herzog von Gesvres waren, erzählte er viele muthwillige Jugendstreiche, die er mit dem verstorbenen Herzog von Bourbon und anderen jungen Herren ausgeübet. Einer kann zur Probe genug seyn. Ein gewisser Abbé von vornehmer Geburt hielt sich immer zu ihnen, und sie wollten ihn gerne los seyn. Sie thaten ihm zwar viel Verdruß an, er wollte sich aber doch nicht von ihnen losreissen. Endlich braucheten sie folgendes Mittel. In einem Landhause des Herzogs von Bourbon war in einem Schlafzimmer ein verborgener Schrank mit einem Todtengerippe, welches durch Gelenke und Rollen so zugerichtet war, daß, wenn man ausser dem Zimmer einen Strick zog, die Thür des Schrankes sich mit grossem Geprassel öffnete, und das Gerippe wie ein Pfeil auf das Bette zurollete, die Armen öffnete, und den im Bette liegenden Menschen umfassete; in dem Augenblick entzündeten sich auch Lichter in dem Schrank, so daß der im Bette von dem Knochenbild Ueberfallene alles deutlich sehen konnte. In diesem Bette liessen die jungen Herren den Abbé schlafen, und ihn von dem Scelet überfallen, dadurch er so erschrecket wurde, daß man ihn für todt aus dem Bette hob; und ob er gleich nach einigen Stunden wieder zu sich selbst kam, so verfiel er doch in ein hitziges Fieber, und wurde kaum beym Leben erhalten. Die Gesellschaft war sehr besorget, daß der König diesen plumpen Spaß erfahren und bestrafen mögte; aber der Abbé war nach seiner Genesung doch nicht eher zu bewegen, sie zu

ver-

verlassen, als bis man ihn überredete, die ganze Gesellschaft habe sich verbunden, ihn umzubringen. Zum Beschluß dieser und der übrigen Erzählungen sagte der Herzog weiter nichts, als dieses, wir waren zu der Zeit grosse Thoren. Noch erzählte er, daß kurz vor der Schlacht bey Malplaquet der Herzog von Bourbon, welcher nebst ihm und andern jungen Herren als Freywillige bey der Armee gewesen, ein Fest gegeben habe, auf welchem man auf den seltsamen Einfall gerathen sey, eine Schlacht mit Servietten zu liefern, dazu sich sehr viele Officiers eingefunden hätten. Man habe sich in zwey Haufen getheilet, und zu Pferde und zu Fuß mit Servietten gegen einander gestritten; es sey aber diese Lust theils durch die Nachricht, daß das verbundene Heer anrücke, theils dadurch versalzen worden, daß verschiedene in ihre Servietten entweder Erde oder gar Steine gebunden, und dadurch harte Schläge ausgetheilet, worüber hernach einige Duelle entstanden wären. Der commandirende Marschall von Tallard sey übel daran gewesen, denn er habe dem Herzog von Bourbon, als Prinzen vom Geblüt, viel nachsehen müssen, welches sich der Feind, wenn er es gewußt hätte, würde haben zu Nutze machen können. Noch führete er von diesem Prinzen an, daß das geringste Uebermaaß im Essen und Trinken ihn sehr beschweret, er aber eine Ehre darinn gesuchet hätte, für einen grossen Fresser und Säufer gehalten zu werden, daher denn das Geniessen und Wiedervonsichgeben an einem Tage unzäligemal bey ihm abgewechselt habe. Am neunten brachte ihnen der Marquis von Montbrün die Nachricht, daß die Einschliessung bey der Herzogin von Tremouille heute aufgehoben worden, denn die Blattern wären schon ziemlich abgetrocknet, und die Kranke habe weisse Wäsche bekommen. Er rühmte ihren Gemal, der sie nicht verlassen, ob er gleich selbst die Blattern noch nicht gehabt, und ihm dennoch sein Leben so lieb sey, als sein schönes Gesicht. Die eigentliche

Ursache, um welcher willen er seine Gemalin nicht verlassen hat, ist gewesen, weil er sie in der Meynung stärken wollen, daß sie nur die rougeole boutonnée, und nicht die rechten Blattern habe, in welcher Meynung man sie auch bis nach völlig überstandener Gefahr unterhalten. Der Marquis sagte auch, er käme zwar zu ihnen, es sey aber nicht gewöhnlich, sich anderwärts, und am wenigsten bey Hofe, eher sehen zu lassen, als bis seit der Einschliessung sechs Wochen vergangen wären. Am zehnten brachten sie den Abend bey der Marquise von Montbrün zu, woselbst auch der Herzog von Valentinois, der Graf von Chabot, und ein Abbé waren. Die Hauptmaterie des Gespräches waren, die preußischen Thaten in Schlesien, und die überstandene Krankheit der Herzogin von Tremouille. Von der hiesigen Furcht vor den Kinderpocken wurden folgende Beyspiele erzählet. Der Graf von Evreux sey in diesen Tagen vor dem tremouillischen Hause vorbeygefahren, und als er dem Thorwege gegen über gewesen, habe er aufs geschwindeste die Fenster seiner Kutsche aufgezogen, um von der bösen Luft nicht angestecket zu werden. Die Herzogin von Humieres habe mit ihrem Wagen nicht über dem Pont royal fahren wollen, sondern einen Umweg über den Pont neuf genommen, um dem tremouillischen Hause nicht zu nahe zu kommen, dessen Thorweg doch wenigstens hundert Schritt von dem Pont royal entfernet sey. Neulich habe die Gräfin von Orval die Marquise besuchen wollen, sey aber vor der Thür ihres Zimmers zurückgegangen, und davon gefahren, weil sie in dem Vorzimmer vernommen, daß der Marquis von Montbrün seine Gemalin täglich besuche. Am eilften fanden sie in des dänischen Gesandten Hause bey dem Gottesdienst auch den rußischen Gesandtschafts-Secretär Groß, welcher so aussahe, als ob er erst vor kurzer Zeit die Strafe der Sünde wider das sechste Gebot ausgestanden hätte. Dieser sprach gegen Preussen mit grosser Leidenschaft, wußte auch den Sieg bey Mollwitz

witz auf alle Weise zu verkleinern. Der Herzog von Valentinois, den sie Nachmittags besuchten, empfing sie nebst seinem Sohn, dem Grafen von Matignon, sehr höflich, sprach mit ihnen von den Kriegesbegebenheiten und Zeitumständen, zeigte ihnen auch sein Haus und die Gemälde in den Zimmern desselben. Er ließ sich durchaus nicht abhalten, sie bis an den Wagen zu begleiten. Am zwölften lud sie der Marquis von Montbrün, im Namen des Herzogs von Bouillon, auf den nächsten Sonntag zum Mittagessen, nach desselben gleich vor der Stadt liegendem Landhause, ein. Mittags speiseten sie bey dem Cardinal von Polignac, bey welchem, ausser seiner ordentlichen Tischgesellschaft, nur noch ein Herr von Sorba, Sohn des vormaligen hiesigen genuesischen Gesandten war, ein Mann klein von Person, aber groß von Verstand, und vieler Lebhaftigkeit. Der König von Preussen war der Hauptinhalt aller Gespräche, und der Cardinal rühmte sehr die bekannte Erklärung, welche er zu Wien nach dem Siege thun lassen. Mit einem seiner gelehrtesten Cavaliere, Mr. de Liancourt, disputirte er weitläuftig über die Materie, wie weit grosse Herren an ihre Verträge gebunden wären? und in wie fern ihnen die Ausnahme, daß sie dazu gezwungen worden, zu Statten kommen könne? Die Sittenlehre des Cardinals war in dieser Materie etwas weit, und kam eher mit der Gewohnheit, als mit den Grundsätzen des natürlichen Rechts überein. Am dreyzehnten hatten sie Besuch von dem Herzog von Valentinois, und Herrn von Milsonneau; jener redete von seinen Gemälden, an welchen er viele Jahre gesammlet, auch jährlich etwas Gewisses dazu ausgesetzet habe; dieser gab von der hiesigen Proceßart, und von gelehrten Dingen, mancherley gute Nachricht. Ihr italienischer Sprachmeister erzählte, daß er vor 40 Jahren zu Florenz zweymal in der Inquisition gewesen, und dadurch bewogen worden, sein Vaterland zu verlassen; das erstemal, weil er in der italienischen

Uebersetzung der Bibel gelesen, welches seine Schwester aus Gewissensunruhe ihrem Beichtvater entdecket habe; und das zweytemal, weil er mit 4 Freunden am Sonnabend, also an einem Fasttag, auf den Fischfang ausgegangen, und weil sie nichts gefangen, aber doch sehr hungerig gewesen, 3 Hühner gekaufet und gegessen, welches einer von der Gesellschaft seinem Beichtvater in der Beicht geoffenbaret habe. Am vierzehnten, früh Morgens, ließ der Hrezog von Bouillon durch einen Kammerdiener melden, daß er sie nicht auf dem Landhause, sondern im Hotel d'Auvergne zu bewirthen die Ehre haben werde. Als sie Mittags zu ihm kamen, fanden sie ihn noch an der Toilette. Seine Prinzeßin Tochter sagte, daß das Klosterleben sie nur darinn einschränke, daß sie Abends um 8 Uhr zu Hause seyn, und sowohl Frauens- als Mannspersonen hinter dem Gitter sprechen müsse, wenn die Superiorin in Ansehung des letzten nicht ein anderes erlaube. Die Tafel wurde dreymal, und zuletzt noch mit Confect reichlich besetzet. Sie wünschten dem Herzog zu seiner Reise nach Navarre, welche er am folgenden Tage antreten wollte, das beste Wohlseyn und Vergnügen, und er begleitete sie mit vielen Freundschaftsversicherungen bis auf die Treppe. Am funfzehnten war der päbstliche Nuntius mit den Zubereitungen auf seinen am 4ten Jun. bevorstehenden öffentlichen Einzug, und mit neuer Auszierung seines Hauses, sehr beschäftiget, und machte ihnen die Hofnung, daß wegen Spaniens Schwäche der Krieg in Italien ihnen in diesem Jahr keine grosse Hinderung in ihrer Reise verursachen werde. Am zwanzigsten erfuhren sie, daß der Herzog von Tremouille am Morgen dieses Tages auch die Blattern bekommen habe, daß seine Gemalin darüber sehr betrübt sey, weil er sie von ihr bekommen, daß er sie aber dadurch tröste, daß er während ihrer Krankheit die nöthigen Verwahrungsmittel gebrauchet habe. In des Marquis von Montbrün Hause vernahmen sie, daß nun eine

Ver

Vermehrung der französischen Truppen beschlossen worden sey. Die Marquise konnte das gute Betragen des Herzogs von Tremouille gegen seine Gemalin in ihrer Krankheit, und überhaupt seine Gemüthsfassung, nicht genug rühmen. Am zwey und zwanzigsten klagte ihnen der Graf von Evreux, mit seiner gewöhnlichen Gutherzigkeit, den traurigen Zustand des tremouillischen Hauses; er bedauerte, daß der Herzog seinem Rath nicht gefolget, welcher dahin gegangen, daß er den wahren Nutzen seines Hauses dem Heldenmuth vorziehen mögte. Fontenelle gab ihnen eines von den unterm 8ten Dec. 1740 erwehnten Blättern (S. 65) zurück, auf welches er folgende Worte geschrieben hatte: J'ai honte, de mettre mon nom sous une inscription, qui lui convient si peu: mais je crois devoir cette deference à la politesse de celui, qui me fait l'honneur de souhaiter ici ma signature. à Paris ce 20 Avril 1741.

Fontenelle.

Am drey und zwanzigsten fanden sie den Herzog von Bouillon wegen der Krankheit seines Schwagers, des Herzogs von Tremouille, sehr niedergeschlagen. Ein Hauptmann, der gestern aus Schlesien zurückgekommen, und bey dem Herzog war, machte grosses Rühmen von dem König von Preussen und von seiner Armee. Am vier und zwanzigsten ließ ihnen der Prinz von Türenne den Tod des Herzogs von Tremouille bekannt machen. Sie statteten ihm sogleich die Condolenzvisite ab, und sprachen auch dem Herrn von Ramsey ein Trostwort zu, der den Tod des Herzogs auch um deswillen beklagte, weil er in der Erziehung des Prinzen von Türenne eine gute Stütze an ihm gehabt habe. Aus dem montbrünschen Hause erfuhren sie, daß als der Herzog von Tremouille schon in den letzten Zügen gelegen, man auf den Rath des Herzogs von Orleans, und mit Genehmigung der Aerzte, desselben Füsse in warmes Wasser gesetzet habe, weil man Beyspiele gehabt, daß die

Kranken an Blattern sich dadurch auf einmal erholet hätten, der Herzog sey aber mit den Füssen in dem Wasser verschieden. Am fünf und zwanzigsten fanden sie in den Häusern des Grafen von Evreux, des Herzogs von Bouillon, und des Marquis von Montbrün, die größte Traurigkeit über den Tod des Herzogs von Tremouille. Der Herzog von Bouillon und der Graf von Evreux waren schon zu Choisi beym König, und zu Issy bey dem Cardinalminister gewesen, und hatten gebeten, daß des Verstorbenen Aemter eines Gouverneurs von Isle de France, und eines ersten königl. Kammerjunkers, seinem jungen Prinzen aufgehoben werden mögten. Der Marquis von Montbrün nahm sich der Witwe und der Kinder des Verstorbenen mit aller nur möglichen Sorgfalt an. Am 26sten stellte sie bey dem Herzog von Gesvres der Graf von Treme dem ersten Präsidenten des Parlaments zu Toulose vor, damit ihnen die Bekanntschaft mit demselben auf der Reise durch Frankreich nützlich seyn mögte; sie lerneten auch an eben diesem Ort den Marschall von Brancas, Rittern des heiligen Geistordens, kennen. Die Gräfin von Treme veranlassete und unterhielt ein weitläuftiges Gespräch von Hunden, zu dessen Erläuterung der Herzog von Gesvres mancherley Anmerkungen beytrug. Am 27sten sprach Herr von Ramsey mit ihnen manches von dem Unterschied des Christenthums des Verstandes und des Herzens, und als seine ins dritte Jahr gehende kleine und schöne Tochter, welche die auf kleine Blätter gemalten Buchstaben vollkommen kennete, einen Anfang des Eigensinnes zeigte, nahm er die Ruthe in die Hand, befahl ihr, die Händchen selbst zu reichen, und die Strafe auf denselben zu empfangen, die aber so mäßig war, daß sie sich bald wieder fassete, und that, was verlanget wurde. Am 28sten vernahmen sie von dem Parlamentsrath von Menin, daß die Vermehrung des französischen Kriegsheers mit 34,000 Mann (S. 183) eine Folge des Berichts sey, den der Marschall von

Bel=

Bellisle an dem Hof abgestattet habe. Am 31sten beobachteten sie auf einem Spatziergang nach den Tuilleries die für das Morgen einfallende Fronleichnamsfest hin und wieder errichteten Altäre. Der Herzog von Orleans that sich vor andern hervor, und ließ den ganzen ersten Hof des Palais royal in eine kostbar gezierte Kapelle verwandeln.

Zu Paris vom ersten bis achtzehnten Junius.

Am ersten sahen sie die Fronleichnamsproceßion in ihrem Kirchspiel St. Sulpice von dem Balcon des Prinzen von Türenne, an, der sie dazu eingeladen hatte. Den Anfang machte ein Haufen von der Schweitzer-Garde, welche das Volk zu beyden Seiten aus einander trieb. Hierauf folgten unterschiedene Brüderschaften beyderley Geschlechts, jede hinter ihrer Fahne, deren Andacht durch drey vertheilte Haufen von Pauckern und Trompetern unterhalten und befördert wurde. Bey den Brüderschaften waren Kinder, welche Engel, die Maria und Johannes den Täufer vorstelleten. Nach denselben kamen über 100 Priester des Kirchspiels in prächtigen Meßgewanden, deren immer sechs oder acht von gleicher Farbe und Form waren. Zwischen den beyden Reihen dieser Meßpriester, und zunächst vor dem Venerabile, gingen 24 andere Geistliche in weissen langen Talaren, mit breitem rothen Band umgürtet, deren 12 silberne Rauchfässer, 12 aber kleine Körbchen mit Rosenblättern in den Händen hatten, und die Leviten vorstelleten. Diese stunden ungefähr alle 50 Schritte still, kehreten sich um gegen das Venerabile, bückten sich bis auf die Erde vor demselben, räucherten und warfen Rosenblätter aus, bücketen sich abermals und gingen weiter. Alles dieses geschahe in gleichem tempo, denn sie wurden von einem Priester commandiret, welcher eine Kloppmaschine, die einem Buch nicht unähnlich sahe, auf= und

zumachte. Nun zeigte sich das Venerabile unter einem prächtigen Himmel von rothem mit Gold ausgesticktem Sammet, und an den vier Ecken mit eben so viel hohen Federbüschen. Unmittelbar hinter demselben ging des Herzogs von Orleans Schwester, die verwitwete Königin von Spanien, in schwarzer Kleidung, mit einer grossen und schweren Wachskerze in der Hand, welche keine Proceßion versäumete, ob ihr gleich der gänsemäßige Gang sehr sauer ankommen mußte. Nach derselbigen gingen die Dames, Cavaliers und Gardes der Königin, und ein anderer Haufen von der Schweitzer-Garde machte den Beschluß. Nachdem unsere Reisende bey dem Prinzen von Türenne gegessen hatten, fuhren sie zu dem Grafen von Evreux, der eine Stunde von Paris auf seinem Landhause St. Ouen sich aufhielt, und sie sehr freundlich empfing. Er hatte seine Nichte, die Prinzeßin von Auvergne, imgleichen die Herzogin von Lesdiguieres, und Mademoiselle de Maily, Schwester der Maitresse des Königs, bey sich, führete sie aber doch in seinem zwar kleinem, aber sehr bequem gebauetem Hause, und in dem wohl angelegtem Garten herum, in welchem letzten man Aussichten nach Städte und Dörfern, auch am Ende einer Allee nach der vorbeyfliessenden Seine hatte, welche der Graf aus seinem Bette erblicken konnte. Als der Graf von Evreux in das Haus zu Geschäften gerufen wurde, überließ er sie einem Cavalier, der als Freund bey ihm war, und dieser führete sie unvermuthet nach einem Ort im Gebüsch, woselbst eine mit Wein, Bier, Cidre, Limonade, Wasser und Confect besetzte Tafel erschien, bey welcher unterschiedene Hausofficiers und Livré-Bediente des Grafen stunden, die ihnen alles, was vorräthig war, anboten, davon sie aber nur etwas Limonade und Wasser nahmen. Sie kehreten nach dem Hause zurück, und empfahlen sich dem leutseligen Grafen. Auf dem Rückwege besahen sie auch das schöne Landhaus des Herzogs von Gesvres, dessen Garten jenen übertraf.

Am vierten erzählte ihnen der dänische Minister, nach dem Gottesdienst, die neue Nachricht von Carthagena, und versicherte, daß bey dem Verlust der spanischen Gallionen die französische Kaufmannschaft viele Millionen einbüsse, weil man allezeit von der Ladung derselben zwey Drittel auf den französischen Antheil rechnen könne, daher diese Begebenheit den französischen Hof zu einem Entschluß bewegen könne, den er sonst wohl nicht würde gefasset haben. Nachmittags sahen sie von dem Balcon des Prinzen von Türenne den öffentlichen Einzug des päbstlichen Nuntius Monsignor Crescenzi an, welchen hier allemal ein Prinz aus dem lothringischen Hause (damals der Prinz von Lambeß) einholet. Der Zug war ansehnlich, und der Nuntius grüssete sie im Vorbeyfahren sehr freundlich. Herr von Geusau fragte den Prinzen von Türenne, ob nicht dieser Einzug des Gevollmächtigten des Statthalters Christi ganz anders beschaffen sey, als des Herrn eigener Einzug in Jerusalem? Der Prinz antwortete geschwind, der Pabst zeige sich hierin durch seinen Nuntius nicht als Statthalter des Herrn, sondern als ein weltlicher Fürst, denn er sey beydes. Sie statteten hierauf dem Nuntius in seinem Hause den gewöhnlichen Glückwunsch ab, den sie zwar von der grossen Hitze sehr ermüdet, aber doch sehr freundlich antrafen. Sein Audienzzimmer war mit rothem Sammet ausgeschlagen, und er hatte von gleichem Stoff einen Thron, in dessen Rückstück sich das Bildniß des Pabstes zeigte; sie sassen aber mit ihm auf den zu beyden Seiten stehenden Lehnstühlen, ohne alle Ceremonie. Am sechsten fuhren sie in Gesellschaft des heßischen Ministers, der sie darum ersuchet hatte, nach Versailles, um die öffentliche Audienz des Nuntius, und die Musterung der Mousquetaires mit anzusehen. Nach genossenem Frückstück in dem Saal der Ambassadeurs gingen sie in des Cardinals Vorzimmer, woselbst sie unterschiedene Ambassadeurs und Gesandte, den Erzbischof von Paris Grafen von Ventimille, einen al-

alten und starken, aber sehr freundlichen Mann, den Erzbischof von Embrün, den Prinzen von Pons, aus dem Hause Lothringen, den berühmten französischen General Sabine, Rittern vom heiligen Geistorden, einen alten, langen und hagern, aber doch lebhaften Mann, den Grafen von Chabannes, und viele andere Herren, antrafen. Sie sprachen bald mit diesem, bald mit jenem. Dem Kammerdiener des Cardinals wurden viele Complimente gemachet; ja selbst der Fürst von Lichtenstein hatte ihn in einer Unpäßlichkeit besuchet. Sie baten ihn um das in Kupfer gestochene Bildniß seines Herrn, welches nirgends zu bekommen war, er versprach auch, es ihnen zu verschaffen. Er zeigte ihnen und dem dänischen Minister drey von seinen Tabatieren, die sehr schön waren, und ohne Zweifel zu seinen Accidenzien gehörten. Gegen 11 Uhr gingen sie wieder nach dem Saal der Ambassadeurs, und erwarteten den Nuntius, der auch bald anlangte. Der Zug war wie in Paris, ausser daß der Guet à cheval und die Kutschen der Prinzen und Prinzeßinnen vom Geblüt nicht dabey waren. Vor dem äussersten Gitter des Schloßplatzes paradirten die französischen Garden und Schweitzer zu beyden Seiten mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen. In dem andern Schloßplatz wurde der Zug rundum gemacht, und der Abtrit endlich in dem Saal der Ambassadeurs genommen, da unterdessen die Kutschen neben einander auf dem Platz hielten, der Stallmeister, die Hausofficiere und Pagen des Nuntius aber ihre steifen Stiefeln abwarfen. Der Nuntius setzte sich mit allen Anwesenden nieder, und trank Chocolate, alsdenn stund er auf, und kam sehr freundlich zu dem Grafen Reuß und desselben Begleitern, und entschuldigte sich, daß er sie zu der Mittagsmahlzeit, die ihm der König gab, erst jetzt einlade. Als der Abmarsch zu den Audienzen anhub, gingen seine geistliche und weltliche Cavaliers vor ihm her, sie aber unmittelbar hinter ihm. Alles war bey dem König, der

Kö-

Königin, dem Dauphin und den Mesdames de France so, wie bey den oben (S. 51) beschriebenen Audienzen des preussischen Gesandten, das Besondere ausgenommen, welches die Ambassadeurs unterscheidet, und dazu das Folgende gehöret. Ausser den schon erwehnten französischen und Schweitzer-Garden, stunden alle übrige Schloßwachen im Gewehr; nemlich von der Thür des Saals der Ambassadeurs an bis an die grosse Treppe stund die Garde de la prevoté de l'hotel, welche blaue mit Silber besetzte Röcke, und weisse lederne mit silbernen Zwecken beschlagene Unterwesten hat, und unter dem Befehl des Prevôt de l'hotel du roi stehet, welcher die Hofgerichtsbarkeit ausübet. Die Treppe hinauf bis an den Vorsaal, stunden zu beyden Seiten die hundert Schweitzer in ihrer alten Schweitzertracht, mit schwarzen sammetnen Hüten, und weissen Federn, und in dem ersten Saal die Leibgarde. Der Nuntius wurde nicht nur von dem Introducteur, sondern auch von dem Prinzen von Lambeß zu allen Audienzen begleitet, und in dem Vorzimmer des Königs durch einen Ritter vom blauen Bande empfangen. Bey der Audienz bedeckte er sich mit seinem Biret, aber die gegenwärtigen Prinzen vom Geblüt sowohl, als die Prinzen von den Häusern Lothringen, Bouillon und Rohan, setzten auch in dem Augenblick, da er sich mit seinem Biret bedeckte, ihre Hüte auf. Bey der Königin und bey den Mesdames de France setzte der Nuntius zwar beym Anfang der Rede die Haube auch auf, nahm sie aber sogleich wieder ab, und behielt sie in der Hand. Er hatte nicht in dem Cabinet des Königs, sondern in dem ordentlichen Zimmer, wo das Bette stand, Gehör. Der König saß neben dem Bette, hinter der Balustrade, welche geöfnet war, und dichte vor der Oefnung stand der Nuntius. Seine Anreden hielt er in italienischer Sprache mit vollkommener Freymüthigkeit, und sprach alles sehr deutlich und schön aus. Der Pabst ließ den König durch ihn ver-

mahnen,

mahnen, in seinem Eifer für die heilige Kirche Gottes, als erstgeborner Sohn derselben, unabläßig fortzufahren, und zu den damaligen bedenklichen Zeiten an Erhaltung des Friedens unter den christlichen Mächten zu arbeiten. Er überreichte auch dem König, der Königin und dem Dauphin ein päbstliches Breve. Des Dauphins Antwort war: ich bitte sie, mein Herr! Seiner Heiligkeit meinen kindlichen Respect zu versichern. Nach den Audienzen wurden die Kutschen abgeführet, und man stieg in Proceßion hinab in den Saal der Ambassadeurs, aus welchem sofort alle Eingeladene mit dem Nuntius in das gewöhnliche Speisezimmer gingen. Die Tafel war von 36 Personen, und der Nuntius saß, wie natürlich und gewöhnlich, oben an; zu seiner Rechten der Prinz von Lambeß, zur Linken der Introducteur; neben dem Prinzen der Grand-Maitre des Königs, und sodann alle übrige durch einander, wie ein jeder Platz nehmen konnte und wollte. Es wurde zweymal angerichtet, und jedesmal wurden 40 Speisen aufgesetzet, zum Beschluß aber besetzte man die ganze Tafel mit Confect, und einheimische und fremde Weine waren im Ueberfluß vorhanden: allein die ganze Mahlzeit dauerte kaum eine halbe Stunde, da man wieder aufstund, und in den Saal der Ambassadeurs zurück ging, um Caffe zu trinken. Unterdessen waren die beyden Compagnien Mousquetaires, jede von 200 Mann, zu Fuß in den Schloßplatz gerücket, der König ging mit einem starken Gefolge geschwind durch die Reihen und Glieder, und ließ alsdenn eine Compagnie nach der andern die gewöhnlichen Uebungen machen, welche aber sehr weit hinter den preußischen waren. Nun zogen sie ab, und kamen bald zu Pferde wieder, aber bloß um sich zu zeigen. Eine Compagnie hat Schimmel, und eine Rappen, und sie bestehen größtentheils aus Edelleuten. Am siebenten begaben sie sich Mittags zu dem Cardinal von Polignac, um noch einmal mit ihm zu speisen,

und

und Abschied von ihm zu nehmen. Vor der Tafel spatzierte er mit ihnen in dem Garten, und sprach von der Begebenheit zu Carthagena. (S. 187) Er sagte, das Verfahren der Engländer sey ganz dem Utrechter Frieden entgegen, und Frankreich werde einen muthigen Entschluß fassen müssen. Nach der Tafel nahm er den leutseligsten Abschied von ihnen, und sie empfahlen sich ihm und seinem ganzen Hause. Die Marquise von Montbrün, mit der sie ein wenig in ihrem Garten spatzierten, beschrieb ihnen die ganze Krankheit des Herzogs von Tremouille, und machte viele gute Anmerkungen von der nöthigen Zubereitung zum Tode. Die verwitwete Herzogin war zwar auch in dem Garten, die Marquise aber rieth, daß sie dieselbige nicht anreden mögten, weil sie dadurch zum starken Weinen würde veranlasset werden. Am achten, früh Morgens, brachte ihnen ein Bedienter des Cardinals von Polignac desselben Empfehlungsschreiben nach Rom an den Cardinal Staatssecretär Valenti, und an den Cardinal Paßionei, die ausserordentlich nachdrücklich und günstig für sie waren, und Nachmittags schickte er noch seinen Stallmeister zu ihnen, um ihnen abermals eine glückliche Reise zu wünschen. Er starb nicht lange hernach. Am eilften fuhren sie nach St. Ouen, um sich dem Grafen von Evreux zu empfehlen, bey dem sie die Herzogin von Lesdiguieres, die Prinzeßinnen von Lambeß, von Auvergne und von Bouillon, und andere vornehme Dames fanden, und der sie auf eine sehr gutherzige und zärtliche Weise entließ. Herr und Madame von Ramsey unterhielten sie auf der Hinfahrt und Rückfahrt mit vortreflichen christlichen Gesprächen. Ihre Abschiedsbesuche in Paris wurden dadurch unterbrochen, daß der päbstliche Nuntius sie auf den 13ten Junius nach Versailles einlud, um die Springbrunnen zu sehen, die für ihn an diesem Tage geöfnet wurden. Sie fuhren also dahin, wendeten den Rest des Vormittags zum Abschiednehmen bey Hofe an, speiseten des Mittags gewöhn-

wöhnlichermassen an der königl. Tafel bey dem Grafen von Livry, und begaben sich hierauf Nachmittags gegen 5 Uhr in den Saal der Ambassadeurs, woselbst der Nuntius schon auf sie wartete, und sich ungesäumt mit der ganzen Gesellschaft in den Garten begab. Sogleich beym Eintrit in denselben stunden 15 Rouletten mit rothem Damast bezogen, und mit dergleichen Gardinen behängt, deren jede von einem königlichen Schweitzer gezogen, und von einem andern hinten nachgeschoben wurde. In diese setzten sie sich, so wie die übrigen Herren und Dames der vorhandenen Gesellschaft, und nun ging der Zug von einer Wasserkunst zu der andern, da denn die Fahrmaschinen, so oft sie stille stunden, so gestellet wurden, daß ein jeder aus der seinigen alles aufs beste sehen konnte. Als man mit dem Garten zu Versailles fertig war, wurde die Gesellschaft an den grossen Kanal geführet, und stieg in die auf demselben zubereitete, mit rothem Damast und goldenen Franges schön ausgezierte Galere, welche sie nach Trianon brachte. Die 8 Ruderknechte auf derselben waren in rothen mit goldenen Tressen besetzten Damast gekleidet. Zu Trianon ging man, weil der Garten nicht weitläuftig ist, zu Fuß von einem Springbrunnen zu dem andern, und kehrete sodann auf der Galere nach Versailles zurück, woselbst sie dem Nuntius gebührenden Dank abstatteten, und spät wieder zu Paris eintrafen. Am vierzehnten dankten sie dem Herzog von Avre für den Brief, den er ihnen an seine Schwester zu Turin mitgegeben, und am sechszehnten dem sardinischen Ambassadeur, Marquis de Solare, und dem Prinzen von Pons, für ihre Empfehlungsschreiben. Der gute alte Rollin war an diesem Tage bey ihrem Abschied sehr bewegt, und ließ zu ihrer Erweckung aus dem Leben des P. Mabillon eine Stelle von der Bekehrung eines Protestanten vorlesen. Ein ähnlicher Versuch ward mit ihnen am siebenzehnten Junius zu guter letzt zu Neuly von der Marquise von Montbrün, bey der sie zu

Mit=

Mittag speiseten, angestellet. Es waren daselbst die Herzogin von Tremouille, die Marquise d'Arpajoux, noch eine Dame, des Herzogs von Chatillon Schwägerin, der Marquis von Beaufremont, und der Bruder Stanislas aus der Charité zu Paris, welcher dem Herzog von Tremouille auf seinem Sterbebette aufgewartet, jetzt aber die Marquise von Montbrün in der Cur hatte, und ein sehr gelehrter Geistlicher, welcher wegen der Constitution hatte flüchtig werden müssen, und sich in dieser Gegend in weltlicher Kleidung verborgen aufhielt. Nach der Tafel setzte sich die ganze Gesellschaft in einen Kreis, und der verkleidete Geistliche fing seine weitläuftige Unterredung von dem grossen Verderben der jüdischen Kirche an, von welcher sich aber doch die Propheten und andere Männer Gottes nicht getrennet hätten. Bruder Stanislas unterstützte ihn, aber Herr von Geusau unterließ nicht, die nöthigen Gegenvorstellungen mit Bescheidenheit zu thun. Es war also dieser letzte Versuch sie zu bekehren eben so vergeblich, als alle vorige, worüber die Damen sehr traurig waren, sie jedoch mit der größten Leutseligkeit entliessen, und ihnen viel Gutes auf den Weg wünscheten. Am achtzehnten wurden sie von dem Prinzen von Türenne zu Mittag ansehnlich bewirthet, nahmen von ihm, von seinem Erziehungshofstaat, und besonders von ihrem Freund Ramsey Abschied, welcher der letzte war: denn allen übrigen Personen zu Paris, mit welchen sie bekannt geworden, hatten sie sich schon empfohlen, und von den meisten Gegenbesuch empfangen. Sie nahmen Empfehlungsschreiben von vornehmen Personen nach französischen und italienischen Städten mit, und erwarteten noch mehrere von dem Herzog von Gesvres, die er ihnen nachzuschicken versprach.

Auf der Reise durch Frankreich vom neunzehnten bis dreyßigsten Junius 1741.

Am neunzehnten Junius verliessen sie früh zwischen

4 und 5 Uhr Paris, und nahmen die ordentliche Poststrasse nach Fontainebleau, um das dasige königliche Schloß zu besehen. Am zwanzigsten gingen sie über Estampes nach Orleans, woselbst sie Abends um 7 Uhr eintrafen. Sie besahen hier alles Merkwürdige, brachten auch alle ihre Schreiberenen, die zu Paris nicht fertig geworden waren, zu Stande, und setzten am drey und zwanzigsten die Reise über Chambort nach Blois fort. Hier besahen sie das in der französischen Geschichte so berühmte Schloß, besonders aber in demselben die Stellen, auf welchen König Heinrich der dritte die Gebrüder von Guise ermorden, auch den Camin in dem grossen Saal, in welchem er beyder Prinzen Körper zu Asche verbrennen lassen. Am vier und zwanzigsten fuhren sie längst der Loire, auf einem hohen und breiten Damm, in dem fruchtbarsten und angenehmsten Thal, nach Amboise, besahen das dasige auf einem hohen Felsen gelegene weitläuftige Schloß, und speiseten des Mittags in dem geringen Städtchen Loches, dessen Bergschloß ehedessen eine für unüberwindlich geachtete Festung war. Bey desselben Besichtigung erinnerten sie sich vieler alter Begebenheiten, nahmen auch in der Collegiatkirche das Grabmal der schönen Agnes, Maitresse Königs Karls des siebenten, und das Grabmal des mailändischen Herzogs Sfortia in Augenschein. Abends kamen sie durch das sehr geringe Städtchen *la Haye*, in welchem ein grosser Mann, Des Cartes, geboren ist, wurden zu Chatellereau, woselbst sie Thee trunken, von den Messer- und Scheerenfabrikanten sehr gequälet, und langten am fünf und zwanzigsten zur Mittagsmahlzeit in Poitiers an. Hier ruheten sie erst aus, und am sechs und zwanzigsten liessen sie sich bey dem königlichen Intendanten Mr. le Nain melden, an welchen ihnen der Marquis von Montbrün einen Brief mitgegeben hatte. Sie wurden freundlich empfangen, und fanden in dem Garten, ausser der Familie des Intendanten, die Marquise von Lisle mit ihrer Tochter,

Mad.

Mad. de la Lande, etliche französische Officiers, einen Commenthur von Malta, und einen Chorherrn der hiesigen Kathedralkirche. Man setzte sich unter schattigten Bäumen nieder, und sprach erst von Paris, und ihren daselbst gemachten Bekanntschaften, und alsdenn schlug Madame le Nain das Spiel vor, verwunderte sich aber ungemein, als sie es nicht annahmen, auch erzählten, daß sie zu Paris nicht gespielet hätten. Sie brachte aber doch eine Spielparthey zusammen, und sie gingen mit einigen nicht Spielenden und dem Intendanten in dem Garten herum. Der Intendant war ein kluger und zu seinem Amt recht aufgelegter Mann, und seine Gespräche waren ernsthaft und nützlich, so daß sie von den dasigen civil- militairischen- und Handelseinrichtungen einen guten Begriff erlangten. Um halb 9 Uhr ging man zum Abendessen, nach welchem man sich wieder in den Garten begab, und bald nach 10 Uhr nahmen unsere Reisende für diesen Tag Abschied. Am sieben und zwanzigsten besahen sie Vormittags, was in dieser Stadt merkwürdig war, empfingen Nachmittags einen Gegenbesuch von dem Intendanten, und speiseten des Abends noch einmal bey demselben, da sie denn mit einigen neuen vornehmen Damen und Herren, welche auch zugegen waren, Bekanntschaft machten. Ein Obrister erzählte bey der Tafel, daß als das Regiment des Königs vor Freyburg gestanden, ein Officier einen Schuß durch ein Bein bekommen habe. Der Regimentsfeldscher Clerac sey zwar ein sehr geschickter Mann, aber dem Trunk stark ergeben gewesen, und habe betrunken dem Officier anstatt des zerschossenen Beins das gesunde abgelöset, sich aber, um dieses abscheuliche Versehen wieder gut zu machen, zur Heilung des beschädigten Beins solche grosse Mühe gegeben, daß es wieder hergestellet worden. Am acht und zwanzigsten begaben sie sich gegen Abend auf ein Paar Stunden zum drittenmal zu dem Intendanten, dessen Gemalin ausserordentlich freundlich war. Man

sprach von nichts als vom Abbé Duguet, vom Abbé d'Asfeld, von Rollin und von desselben Büchern; und als man durch Veranlassung der Lebensart des letzten, auf die Materie vom wahren Vergnügen kam, welches ein gutes Gewissen zum Grunde haben müsse, redete die Intendantin sehr gut davon. Unter der Spielzeit ging der Intendant mit ihnen in seine Seidenwürmeranstalten, welche er angeleget hatte, und erklärte ihnen das ganze Verfahren bey dem Seidenbau. Sie blieben auch zum Abendessen, und nahmen nach demselben völligen Abschied, konnten aber wegen der Wagenverbesserung am neun und zwanzigsten Junius erst gegen Abend von Poitiers nach Bourdeaux abreisen. Ihre alte freundliche Wirthin hatte mit ihrem noch lebendem Mann 25 Kinder gehabt, und groß gezogen, von welchen damals noch 12 lebeten, die alle groß und stark waren. Des Abends waren sie in dem Städtchen **Vivonne**, und weil sie die Nacht über auf der Reise blieben, am dreyßigsten früh Morgens zu **Ville Fagnan**, von Mittag bis gegen Abend in dem Dorf **St. Ciberdeau**, und kamen spät nach dem Städtchen **Chateauneuf** an der Charente. Nach ihnen langte eben daselbst der Herzog von Richelieu an, welcher nach Paris ging, aber hier nicht aus dem Wagen stieg. Ob sie nun gleich als die zuerst angekommenen, der königl. Verordnung nach, wegen der Pferde den Vorzug hatten, so traten sie ihm doch denselben aus Höflichkeit ab, wofür durch einen Pagen dem Herrn Grafen Dank abgestattet wurde. Die Bürgerweiber dieser kleinen Stadt lebeten nach der Weise der Pariser Damen. Ihre Wirthin sagte, ich speise heute zu Abend in der Stadt; man lebet hier ganz vergnügt; des Abends, wenn man seine Geschäfte ausgerichtet hat, isset man bey einer Nachbarin, und spielet Pharaon, Mediateur, und dergleichen Spiele. Als die Pferde, welche den Herzog von Richelieu fortgebracht hatten, zurückgekommen waren, fuhren sie

sie am folgenden Tage früh um 2 Uhr weiter. Von diesem Orte an war keine Butter zu bekommen, weil, wegen des mit Heidekraut bewachsenen Bodens, es an Viehzucht fehlet. Dieser Mangel wird ordentlich durch die Zufuhr der Holländer und Engländer nach Bourdeaux ersetzet, an welcher es aber damals fehlete.

Auf der Reise in Frankreich, im Monat Julius 1741.

In dem Dorfe Grolle trunken sie Thee, und in dem einzelnen Posthause Cherzac assen sie zu Mittag. Je näher sie Bourdeaux kamen, desto fruchtbarer wurde der Boden, ob er gleich ziemlich sandig war. Sie sahen Kastanien- und Feigenbäume von ansehnlicher Grösse, auch hin und wieder Weinstöcke fast wie Bäume groß, welche, weil sie frey stunden, unterstützet waren. Das Getreide, insonderheit eine gewisse Art Gerste, die ungemein starke und volle Aehren hatte, zeigte sich zwar nicht so häufig, als in Poitou, aber doch hin und wieder. Es wurde hier nicht in Scheunen, sondern neben den Häusern unter freyem Himmel gedroschen. Die Dreschflegel bestund aus zwey verbundenen Stöcken, deren jeder ungefähr drittehalb Elle lang war. Der Stock, welcher in die Hand genommen wurde, war ungefähr zwey Zoll, und der andere, welcher auf das Getreide fiel, nur halb so dick. Es sahe also das Dreschen wie ein Spielwerk aus, und die Reisenden konnten sich nicht vorstellen, daß das Getreide rein ausgedroschen würde. Zu Lubsac gingen sie mit 3 Schiffen über die Dordonne, eines nahm die Kutsche, das zweyte die Pferde, das dritte die Personen auf. Weil aber die Fluth (denn dieser Fluß hat hier, wie die Garonne, in welche er fällt, und der er an Breite nichts nachgiebt,

Ebbe und Fluth)' und der Wind ihnen entgegen waren, so brachten sie mit dem Schiff, auf welchem sie fuhren, $\frac{3}{4}$ Stunde auf dem Wasser zu, mit den andern Schiffen aber ging es noch viel langsamer her, so daß drey Stunden vergingen, ehe sie wieder anspannen konnten. Weil nun die Ueberfahrt über die Garonne noch schwieriger war, so blieben sie die Nacht in dem Posthause Charbonblanc, bey guten Gasconiern, deren Sprache mehr wie italienisch als französisch klang. Am zweyten kamen sie des Morgens um 6 Uhr zu Tormond an der Garonne an, und wurden in vier Schiffen, zwar auch nicht ohne Beschwerlichkeit, aber doch geschickter und bequemer als gestern, über den Strom gebracht. **Bourdeaux** zeigte sich zur linken Hand sehr schön, und sie fuhren durch die schöne Vorstadt **Chartron** neben dem Hafen weg, in welchem sie eine grosse Anzahl fremder Kauffarthenschiffe erblickten, kamen auch bey dem Chateau de Trompete vorbey, und so in die Stadt, in welcher sie à l'hotel des Ambassadeurs einkehreten. Von Paris aus bis hieher war der Mangel an Heu allgemein, weil der Sommer sehr dürre war; sie fanden es auch auf diesem Wege in den Wirthshäusern nicht wohlfeil. Erst am vierten schicketen sie dem hiesigen königl. Intendanten, Mr. de Boucher, das Empfehlungsschreiben seines Pariser Bruders zu, und wurden sogleich von ihm auf den Mittag zum Essen eingeladen. Weil keine Kutsche zu haben war, liessen sie sich Portechaises nach des Intendanten Hause tragen, dieser bot ihnen aber während ihres Aufenthalts in der Stadt, ausser seiner Tafel, auch seine Kutsche, und seinen Schwiegersohn, den Marquis de Benac, zum Begleiter an, der sie allenthalben einführen, und ihnen alles Merkwürdige zeigen solle. Der Intendant war ein frommer Mann, der fleißig betete und arbeitete, und schon 20 und einige Jahre sein hiesiges Amt verwaltete. Er hatte weder Gouverneur noch Commendant de Province

über

über sich. Bey der Tafel war, ausser dem Mr. de Benac, auch der 72jährige Marquis de Paynormand, Generallieutenant und Ritter des grossen Ludewigsordens, zugegen, den zwar der Schlag gerühret hatte, der aber ein freundlicher Mann war, und ihnen zu der Reise nach Languedoc und Provence gute Nachrichten gab. Noch war gegenwärtig der Dechant des hiesigen Parlaments, Mr. de Vincent, ein 84jähriger aber noch sehr munterer Mann. Er erzählte selbst, daß er von der reformirten Kirche gewesen sey, und zu Saumur studiret, nach Wiederrufung des Edit de Nantes aber sich, und zwar, wie er hinzusetzte, durch eine besondere Gnade Gottes, zu der römischen Kirche gewendet habe. Nachmittags fuhren sie mit dem Marquis de Benac zu dem hiesigen Erzbischof Herrn von Maniban, der sie ausnehmend höflich empfing, und ihnen auch, während ihres Hierseyns, seine Tafel und Kutsche anbot. Sie überreichten ihm des Herrn von Maniban, ersten Präsidentens des Parlaments zu Toulouse, Empfehlungsschreiben, welches sie zu Paris empfangen hatten, und er stellete sie seiner verwitweten Schwester, der Gräfin von Clermont, und derselben Tochter, Madame de Monconseil, vor, welche beyde in der Archevechée wohneten. Der Erzbischof war zwar der Constitution zugethan, und hatte sich anfangs durch eifrige Rathgeber zu einiger Härte verleiten lassen, damals aber bewies er sich sehr gelinde, und es war in seinem Kirchsprengel nichts von Constitutions-Truppen zu hören. Von ihm fuhren sie zu dem ersten Parlamentspräsidenten, Mr. de Berton, der sie auch sehr höflich empfing. Er war ein besonderer Freund des Marschalls von Bellisle, und sowohl hier als bey Hofe sehr beliebt; es hatte ihm auch der König, zum neuen Bau seines im März dieses Jahrs abgebrannten Hauses, 100,000 Livres geschenket, auch seinen jährlichen Gehalt mit 2000 Livres vermehret. Am fünften speiseten sie Mittags bey dem holländischen Negotianten,

Wolkart Voth, dem sie von Pariser Banquiers empfohlen waren, und den sie gleich am zweyten Tage ihrer Ankunft zu Bourdeaux besuchet hatten. Weil noch zwey Negotianten, Angli ein Engländer und Work ein Holländer, mit speiseten, so bekamen sie von dem hiesigen Weinhandel ausführliche Nachricht. Gegen Abend wurden sie in der Kutsche des Intendanten und in Begleitung seines ersten Laquais, den sie von diesem Tage an beständig zu ihrer Bedienung hatten, nach dem Hause gebracht, wo das öffentliche Concert gehalten wurde, vor dessen Thür sie der Marquis von Benac empfing. Sie fanden die Instrumental- und Vocal-Music der Pariser fast gleich. Vom sechsten bis vierzehnten speiseten sie des Mittags täglich wechselsweise, entweder bey dem Intendanten, oder bey dem Erzbischof, einmal auch bey dem ersten Präsidenten; die Nachmittage aber wendeten sie zu Besichtigungen, Besuchen und Gesellschaften an. Sie wurden auch mit grosser Feyerlichkeit auf ein grosses französisches Kauffarthenschiff, welches ein Paar Tage hernach absegelte, und nach Amerika ging, geführet. Vormittags nahmen sie Besuche an, die sie von allen hiesigen Vornehmen empfingen. Ausser den schon genannten Personen, lerneten sie kennen, die Gemalin, Tochter, Schwiegertochter, und den Sohn (President a mortier) des ersten Präsidenten, die verwitwete Gräfin von Pontac, welche viel Verstand hatte, Künste und Wissenschaften liebte, und sehr wohl zu leben wußte, derselben Sohn den Grafen von Pontac, die Präsidentin de la Vie und derselben Schwester Mademoiselle d'Arnaud, welche zwey Schwestern aus eben dem Geschlecht waren, aus welchem die gleichnamigen grossen Jansenisten gewesen; die Gräfin von Citran, den Commendanten des Chateau de Trompete Mr. Celier, nebst desselben Frau und Töchtern; Mr. de Rostan, Commissaire general de marine, einen unverheiratheten, zu seinem Amt und auch sonst

sonst sehr geschickten und zugleich angenehmen Mann; den Präsidenten von Secondat, einen Sohn des Präsidenten von Montesquieu zu Paris, der unansehnlich von Person, aber ein grosser Mathematiker war; den Parlamentsrath de Caupos, einen in den historischen, juristischen und philosophischen Wissenschaften wohlerfahrnen Mann, der auch das, was er wußte, auf eine angenehme Weise vortrug; Mr. de Sarraut, der in seinem Hause dem Grafen Reuß ein italienisches Concert gab, zu welchem der Erzbischof den Grafen einführete; l'Abbé de Mouville, Domherrn der hiesigen Kathedralkirche, Generalvicarius des Bisthums Bazas, und Conseiller de la chambre souveraine du Clerge, einen sogenannten schönen Geist, der unterschiedene Schriften hatte drucken lassen, und damals an der Geschichte des Pabstes Clemens des fünften arbeitete; l'Abbé de Levis, auch Domherrn bey der Kathedralkirche, und Generalvicarius des Erzbischofs, Cousin germain des Grafen von Mirepoix, der königl. Ambassadeur zu Wien gewesen war; Mr. de Melac, Neffen des berühmten französischen Generals, der unter den kaiserlichen Truppen gedienet hatte, und mit dem General Müffling zu Greitz gewesen war; den Marquis de Chantepie, und noch andere Officiers, den Marquis d'Aubais, einen reichen und gelehrten Herrn aus Languedoc, den alten Seeofficier und Malteser Commenthur Marquis de Langon. Sie fanden die Lebensart zu Bourdeaux etwas ceremonieuser als die Pariser, wie sie denn z. E. von allen Mannspersonen bis an den Wagen begleitet wurden. Früh Morgens schickte man bey allen Bekannten herum, und ließ sich erkundigen, wie sie die vergangene Nacht zugebracht hatten. Man aß und trank gut und viel, auch besser als zu Paris. Der Erzbischof gab allezeit über dreyßig Schüsseln, ohne das Confect. Alle Personen waren sehr artig und gefällig, und gaben sich rechte Mühe die Fremden zu ehren und angenehm zu unterhalten; doch

wurde gesagt, daß der Intendant sonst ziemlich steif sey, und in Ansehung des Grafen Reuß etwas Ausserordentliches thue. Man spielte stark, der Marquis von Benac aber hatte aller Orten vorgebauet, daß man unsere Reisende nicht dazu nöthigte, ja an manchem Ort unterliessen sie gar das Spiel aus Achtung gegen den Herrn Grafen Reuß. Der Adel von der Robe herrschte hier, und war allenthalben dem Kriegesadel gleich. Der Erzbischof versuchte, aus grosser Menschenliebe, ob er den Grafen Reuß zu der katholischen Kirche bringen könne, und schickte ihm am Abend vor seiner Abreise folgenden Brief.

†

à Bourdeaux ce vendredi 14 Juillet 1741.

Je viens de passer à votre porte, pour vous remercier de tout l'honneur, que vous m'avez fait, vous souhaiter un bon voyage, vous temoigner le regret que j'ay de vous voir partir, et vous prier de me conserver quelque part dans l'honneur de votre souvenir, et de vos bontes. Vous nous laisses, Monsieur! une idée bien avantageuse de votre politesse, de votre douceur, de votre erudition, de votre bon esprit, de votre sagesse, et d'un caractere, qui vous fait autant estimer et cherir, que l'on vous respecte avec tant de grandes et bonnes qualités. Quel heureux avenir n'aves vous pas lieu d'esperer, Monsieur! Mais que vous serviroit toute cette felicité, si elle devoit finir avec cette vie, qui, quelque longue qu'elle puisse etre, ainsi que je vous souhaite, est pourtant si peu de chose, et merite même d'etre regardée comme rien, par rapport a l'eternité, qui doit la suivre. Je prie le souverain maitre de notre être, de notre vie, et de notre eternité, de vous la procurer heureuse, et pour cela, de vous accorder le precieux don de la foi, sans laquelle il est impossible de plaire a Dieu, et de vous

faire

faire rentrer dans le sein de l'eglise, d'ou vos ancetres sont malheureusement sortis. Permettes moi par l'affection respectueuse que j'ay pour vous, Monsieur! et par zele, que Dieu m'inspire pour votre salut, de vous donner ces deux petits livres, *) cy joints, que je vous prie de lire dans le cours de votre voyage. Je souhaite, que Dieu s'enserve pour vous reunir à l'eglise catholique, hors la quelle il n'y a point le salut. Je vous prie aussi, d'en faire part a Mr. le Baron (de Geusau,) qui cherche m'a t'on dit, la verité. Je suis avec respect

Monsieur

votre tres humble et tres obeïssant serviteur

l'Archevêque de Bourdeaux.

Am funfzehnten verliessen sie früh um 3 Uhr die Stadt Bourdeaux. Der Intendant hatte am dreyzehnten in königl. Angelegenheiten einen Courier abgeschicket, und durch denselben für sie Pferde bis Montauban voraus bestellen lassen, welches ihnen viele Bequemlichkeit verschaffte. Bis Langon war ein Postillon, der vom Knie bis auf die Fußsole mit steifen Stiefeln, unter den Füssen aber mit hölzernen Schurfen versehen war, und noch ein anderer, der die Sporen um seine blosse Füsse geschnallet hatte, die einzigen Seltenheiten, welche sie antrafen. Sie setzten bey Langon abermals in einem Schiff über die Garonne, und blieben wegen der Wagenausbesserung Mittags und in der folgenden Nacht in dem Städtchen St. Maccaire. Hier erzählte ihnen die Wirthin, daß

*) 1) Bossuet exposition de la doctrine de l'eglise catholique. 2) Methode pour rappeller à l'unité de l'eglise ceux qui en sont separes, dressee par — de Mr. l'Archevêque de Bourdeaux 1728.

daß einige Officiers, welche in voriger Nacht bey ihr gewesen, dem Postmeister die Fenster eingeschlagen hätten, weil er ihnen seine Pferde nicht geben wollen, sondern dieselben, nach dem Befehl des Intendanten, für unsere Reisende aufgehoben habe; denn die Posten waren hier zu Lande nur mit 8 Pferden versehen. In dem Städtchen **Tonin** war ihr Wirth mit seiner ganzen Familie der reformirten Kirche zugethan, freuete sich sehr über seine evangelischen Gäste, zeigte ihnen seine Bibel, und sagte, daß in dieser Gegend noch viele Reformirte wären, aber sich als Katholische stelleten. Den beständigen und rechtschaffenen Reformirten, welche niemals in die Messe kämen, sage der katholische Pfarrer nichts, aber jene Heuchler erkläre er selbst von der Kanzel für schlechte Leute. Zur Heirath werde niemand gelassen, er gehe denn zur Messe, wenn er aber nachher wegbleibe, so werde weiter keine scharfe Nachfrage angestellet, doch komme es auf die Gesinnung des Pfarrers, und auch darauf an, ob jemand vor dem Widerruf des Edicts von Nantes geboren sey. Am Abend setzten sie vor dem Städtchen **Aiguillon** über den Fluß Lot mit vieler Beschwerlichkeit, weil beyde Ufer zum Ein- und Ausschiffen des Wagens sehr unbequem waren; sie mußten sichs auch gefallen lassen vor dem Städtchen in dem Posthause zu übernachten, weil es finster, und der Weg durch starken Regen sehr verdorben war. Am siebenzehnten fuhren sie zwar früh um 3 Uhr aus, kamen aber an diesem Tage, wegen der kraftlosen Pferde, nur bis zu dem Städtchen **Agen**, ob sie gleich oft noch ein Paar Ochsen vorspannen liessen. Am achtzehnten konnten sie nur bis **Castel Sarrasin** kommen; weil die Pferde schlecht waren, und die Wasserfahrt sie lange aufhielt. Sie schifften sich nemlich bey Malause ein, gingen quer über die Garonne, hernach an dem andern Ufer derselben dem Strom entgegen über die Gegend, wo sie den Fluß Tarn aufnimmt, alsdenn wieder zurück über die

Ga-

Garonne an das gegenseitige Ufer, und an diesem herab in den Tarn. Die Wasserfahrt an sich selbst dauerte gerade eine Stunde, aber mit dem Ein- und Ausschiffen über 3 Stunden, und bey grossem Wasser soll sie wohl 7 Stunden erfordern. In dem Städtchen Castel Sarrasin blieben sie des Nachts, und am neunzehnten früh um 7 Uhr waren sie zu **Montauban**. Eine Viertelstunde vor dieser wohlgebauten Stadt, am Fluß Tarn, verliessen sie die Provinz Guienne. Je weiter sie sich von Bourdeaux entfernten, je seltener wurde der Weinwachs in dieser Provinz, und je mehr nahm hingegen der Wiesewachs und Gartenbau zu; und dennoch war weder Butter noch Käse in diesem Lande zu haben, weil man die Kühe, wenn sie gekalbet hatten, und die Kälber tüchtig waren, nicht mehr melkete, sondern gleich den Ochsen zum Vorspann brauchte. Hieran, sagte man, sey die Beschaffenheit des Grases Schuld, denn es mache die Kühe zwar fett und stark, aber nicht milchreich. Man habe zwar Kühe, und zugleich Mägde, aus Bretagne kommen lassen, aber doch nur 3 bis 4 Monate Butter und Käse machen können, weil nachher die Kühe keine Milch mehr gegeben hätten. Die Ochsen dieses Landes waren zur Feldarbeit sehr brauchbar. Die meisten Hauswirthe schnitten ihnen ein Horn ab, damit sie mit den Köpfen desto näher an das Joch zusammengespannet werden konnten, man behauptete auch, daß durch dieses Abschneiden manche böse Feuchtigkeit abgeführet werde, und daß es also den Ochsen nützlich sey. Die Knechte regierten und trieben sie nicht mit einer Peitsche, sondern mit einer langen Stange, welche mit einem kurzen Stachel versehen war. Der Pflug hatte keine Räder, sondern nur eine Handhabe, oder ein Horn, und sahe einem Ruhrhaken ähnlich. Eggen waren nicht gewöhnlich, sondern Menschen zogen anstatt derselben ein anderes eisernes Werkzeug fort. Die Taubenhäuser stunden nicht in den Vorwerken, sondern mehrens

rentheils von den Höfen abgesondert, oder gar im Felde, und hatten oben im Dach nur einige wenige Löcher zum Ein- und Ausfliegen, und ausser der Thür fast gar keine Oefnung. Sie wohneten also in diesem warmen Lande in grosser Hitze, und man versicherte, daß dieses zu ihrer starken Vermehrung viel beytrage. Auf die Reise wieder zu kommen, so gelangeten sie also eine Viertelstunde jenseits Montauban in die Provinz Languedoc, sahen auch hernach von dem Berge zu Castelnau mit grossem Vergnügen in die vortrefliche Ebene, in welcher Toulouse lieget, kamen aber in dieser Hauptstadt der Provinz erst um Mitternacht an. Am zwanzigsten ruheten sie, und sahen aus ihren Fenstern mit Vergnügen das pyrenäische Gebirge. Am ein und zwanzigsten speiseten sie Mittags bey dem Grafen von Caraman, Marechal de Camp, und Präsidenten der hiesigen Akademie der Wissenschaften, an den ihnen Herr von Ramsey einen Brief mitgegeben, auch noch unmittelbar an ihn geschrieben, und einen Brief an den Herrn Grafen beygeleget hatte. Er war ein sehr feiner und angenehmer Herr, der Künste und Wissenschaften liebete. Seine Gemalin war eine kluge und tugendhafte Dame, und sein Sohn von 14 Jahren hatte gutes äusseres Wesen und Verstand. Der Graf wohnte eigentlich zu Paris, reisete aber oft nach Toulouse, weil er in Languedoc wichtige Güter, und insonderheit den berühmten Canal hatte. Man sprach bey Tische theils von Ramsey, der bey der Gräfin insonderheit wohl angeschrieben war, theils von den damaligen Kriegessachen, da denn der Graf wünschte, daß er nach Deutschland geschicket werden, und unter seinem Oheim, dem Marschall Grafen von Broglio, dienen möchte. Nach der Tafel führete sie der Graf in seinem Wagen zu einer feyerlichen Disputation, welche bey den Jesuiten gehalten wurde, und dem Herzog von Richelieu zugeeignet war, in Ansehung dessen der ganze hiesige Adel derselben beywohnete,

nete, und dessen Stelle der Graf von Clermont-Rochechoir, einer der vornehmsten weltlichen Stände der Provinz, als Maecenas (wie man hier sagte,) vertrat. Der Pater Rector gab vorher in seinem Zimmer Caffe, und da wurde der Graf Reuß den vornehmsten Anwesenden vorgestellet, welche ausser dem schon genannten Grafen von Clermont-Rochechoir, der Marquis de Lenta, zwey Marquis von Beauteville, und andere waren. Die Disputation ward in der Kirche des Collegiums gehalten, und der Respondent war ein junger Marquis, welcher die Handlung mit dem Lobe des Herzogs von Richelieu anfing. Hierauf wurden die in einem geschnitzten und verguldeten Rahmen mit goldenen Quasten aufgehängten Sätze aus der ganzen Philosophie, dem oben erwehntem Maecenas überreichet, und nun ging die Disputation los. Drey oder vier Opponenten fingen zu gleicher Zeit an zu reden, und keiner wollte dem andern den Vorzug lassen, bis endlich der Maecenas ihn einem Hauptmann zuerkannte, der, ungeachtet er schon 14 Jahre Kriegesdienste geleistet hatte, doch das Jesuiter Latein noch sehr fertig sprach, und in der Materie von der Fraction und Refraction der Sonnenstralen, seine physikalische Wissenschaft zeigte. Nach der Disputation führete sie der Graf von Caraman in die Kirche de notre Dame de noire, (von der kohlschwarzen Statüe der Maria so genannt,) auf das Rathhaus, Capitolium genannt, in die vor der Stadt an der Garonne gelegene grosse Mühle von 14 Gängen, deren jeder sein besonders horizontal liegendes Wasserrad hat, und in die Einleitung des languedocschen Kanals in die Garonne, woselbst der Graf ihnen die Geschichte des Kanals erzählte, den sein Großvater de Riquet angeleget hat. Sie begaben sich hierauf zu der Mutter des Grafen, Madame de Riquet, deren Mann erster Präsident hieselbst gewesen war, und fanden bey ihr eine grosse Gesellschaft von Damen. Zuletzt brachte sie der Graf von Caraman

wieder nach seinem Hause zum Abendessen, bey welchem noch zugegen waren, der Herzog von Chevreuse mit seiner Gemalin aus dem Hause Egmond, die eines Processes wegen sich hier aufhielt, die beyden Marquis von Beauteville, der Marquis von Sabron, Obrist eines Infanterieregiments, und noch andere. Die Mahlzeit war en maigre sehr ansehnlich, sie nahmen aber nach der Tafel, als das Spiel wieder anging, ihren Abschied, hatten auch an dem Grafen von Caraman, wegen ihrer Enthaltung vom Spiel, allenthalben einen nachdrücklichen Vertheidiger. Am zwey und zwanzigsten empfingen sie Besuch von dem Grafen von Caraman, von den eben genannten Herren, auch von dem Marquis von Aubais, und von des Marquis von Gardouge Bruder, dem Chevalier Bellesta. Sie speiseten zu Mittag wieder bey dem Grafen von Caraman, der ihnen nach der Tafel zeigte, die Kirche des heiligen Sernin oder Saturninus, die Kathedralkirche, den Pallast des Erzbischofs, (der damals zu Paris war,) seine zwey Barken, mit welchen er auf dem Kanal fuhr, und seine Eisgrube. Am Abend fuhren sie zu der Gesellschaft, welche bey dem Marquis de Lenta war, wo sie wieder unterschiedenen Damen vorgestellet wurden. Abends sollten sie wieder bey dem Grafen von Caraman seyn, bey welchem auch grosse Gesellschaft war, sie baten ihn aber um Erlaubniß sich nach ihrer Wohnung begeben zu dürfen. Am drey und zwanzigsten hatten sie Besuch von dem Präsidenten von Collet, der die Stelle des abwesenden ersten Präsidenten de Maniban vertrat, sie legeten auch selbst Besuche ab, und speiseten Mittags wieder bey dem Grafen von Caraman, der sie nach der Tafel in seinem ganzen schön eingerichtetem Hause herum, und alsdenn zu dem Marquis von Lenta führete, von dessen Balcon sie die grosse Procession de notre Dame la noire ansahen, die von dem Volke den verdienten Dank für den verschafften Regen in Empfang nehmen sollte. Es waren über

über 600 Mönche von verschiedenen Orden zu sehen, und das schwarze Marienbild, welches mit einem rothen von Gold durchwirketem Talar bekleidet war, wurde unter einem gleichen Himmel auf den Schultern getragen, auch unmittelbar vor demselben geräuchert, und es folgeten demselben die Capitouls. Die anwesenden Damen wußten nicht genug zu rühmen, wie zeitig die Hülfe gewesen sey, welche das Marienbild nach grosser Dürre durch den Regen verschaffet habe; weil sie aber vermuthen mogten, daß unsere Reisende sich an dem Räuchern stiessen, so sageten sie, man räuchere nicht dem Bilde, sondern Gott, und solcher elender Geschwätze fielen noch mehrere vor; Herr von Serrau aber urtheilete ganz anders davon. Mit diesem und dem jungen Grafen von Caraman fuhren sie gegen Abend in einer sechsspännigen Kutsche nach dem Landhause Fontaine l' Etang, welches eine halbe Stunde von der Stadt lag, und spatzierten in dem wohl angelegten Garten, in welchem sie einen ehernen Mercurius von dem berühmten Boulogne sahen, der sehr hoch geschätzet wurde. Nach der Rückkunft traten sie bey dem Herzog von Chevreuse ab, bey welchem sie in grosser Gesellschaft ein kostbares Abendessen einnahmen. Am vier und zwanzigsten genossen sie Mittags die letzte Mahlzeit bey dem Grafen von Caraman, empfingen von demselben und seiner Gemalin Empfehlungsschreiben in die Provinzen und nach Italien, wurden auch von beyden in die Gesellschaft bey dem Herzog von Chevreuse begleitet, und nahmen von allen Abschied. Sie bemerketen zu Toulouse zwischen der noblesse d' epée und der noblesse de robe eine grosse Eifersucht, so daß sie bey feyerlichen Gelegenheiten nicht zusammen kamen. Insonderheit verlangte die erste Präsidentin den Rang über die vornehmsten Damen. Einige behaupteten, daß der Prinz Eugenius von Savoyen hier in dem Hause eines Parlamentsraths, dem erzbischöflichen Hause gegen über, geboren sey, als Ludewig

der 14te, und mit ihm die Eltern des Prinzen, hier gewesen. Unsere Reisende baten, daß man dieserwegen die Taufbücher bey der Kathedralkirche nachschlagen mögte. Die Gegend um diese Stadt ist mehr mit Getreide als Wein angebauet. Am fünf und zwanzigsten hielten einige von Montpellier kommende Couriers ihre Abreise auf, so daß sie erst früh Morgens um 5 Uhr abreisen konnten, und wegen der Hitze vom Mittag bis Abend in **Villefranche** bleiben mußten. Das Nachtquartier war zu **Castelnaudari**. Sie schicketen dem dasigen Director des grossen Kanals die ihnen von dem Grafen von Caraman mitgegebenen Briefe zu, und dieser brachte sie am sechs und zwanzigsten mit Anbruch des Tages nach dem grossen Wasserbehältniß St. Feriol, an dessen Stelle ehedessen ein kleines Vorwerk dieses Namens war. Der Weg dahin war sehr bergicht, und sie sahen das pyrenäische Gebürge, besonders aber den Berg, auf welchem die Festung Mont Louis lieget, sehr deutlich. Wegen der Berge mußten sie bald in einer Chaise mit zwey Rädern fahren, bald reiten. Ich übergehe die Beschreibung dieses merkwürdigen Wasserbehältnisses, so wie überhaupt alles Geographische der Reisebeschreibung, weil ich sie schon bey meiner Erdbeschreibung gebrauchet habe. Als sie nach Castelnaudari zurück fuhren, besahen sie den Ort, wo der unglückliche Montmorency gefangen geworden, und reiseten von Castelnaudari noch bis **Carcassonne**, woselbst sie wegen ihrer beschädigten Wagenräder am sieben und zwanzigsten still liegen mußten. Abends um 10 Uhr fuhren sie wieder ab, und kamen am acht und zwanzigsten Vormittags um 8 Uhr nach **Narbonne**. Herr von Ramsey hatte ihnen ein Schreiben an den Erzbischof mitgegeben, er war aber abwesend, und sie konnten also weiter nichts thun, als die dasigen Merkwürdigkeiten besehen. Gegen Abend, als die Hitze sich geleget hatte, fuhren sie noch bis **Beziers**. Hier führete sie am neun und zwanzigsten der

hiesige Director des grossen Kanals, an den sie einen Brief von dem Grafen von Caraman hatten, früh Morgens zu den unweit der Stadt gelegenen Schleusen, welche einen ordentlichen und sehr prächtigen Wasserfall vorstellen, und dazu dienen, daß die Schiffe aus dem Kanal über den bey der Stadt fliessenden Fluß Obre kommen, und sodann ihre Reise auf dem Kanal fortsetzen können. Oberhalb dieser drey Schleusen traten sie in eine bedeckte Barke, welche von Mauleseln gezogen wurde, (die in dieser Gegend schon in Menge anzutreffen sind,) und fuhren nach dem sogenannten mal pas, woselbst der Kanal 84 Toisen lang durch einen Berg geleitet ist. Beyläufig erfuhren sie, daß auf dem Kanal auch mit Taubenmist Handel getrieben werde, den genuesische Barken abholten, für den Centner 40 Sols bezahleten, und ihn zu Genua zum Dünger für die Orangerien verkauften. Sie wollten auch die künstliche Kanalschleuse zu **Agde** sehen, mietheten also vier Maulesel zum Vorspann und zwey Reitpferde, und kamen in Begleitung des Directors gegen Abend daselbst an. Die Schleuse ist rund, und hat drey Oefnungen, weil drey verschiedene Höhen des Wassers hier zusammenkommen. Die Thore sind so künstlich gebauet, daß die Schiffe durch jede Oefnung, welche sie erwählen, herein- und hinauskommen können. Vauban hat diese Erfindung sehr bewundert. In Ansehung des damaligen Bischofs zu Beziers, Mr. de Crillon, erfuhren sie, daß er in dem Proceß des P. Girard mit der Cadiere, als damaliger Conseiller Clerc au Parlement de Toulouse, Referent gewesen sey, und dadurch, daß er dem Girard losgeholfen, diese Stelle verdienet habe. Ihre Maulesel führeten sie am dreyßigsten zu Mittag nach dem Dorf Gigean, und Nachmittags nach **Montpellier**, nachdem sie zwischen Agde und Gigean den Hafen von Cette, woselbst der Kanal in das mittelländische Meer gehet, zur rechten Hand hatten liegen sehen. Die

Gegend von Languedoc, durch welche sie reiseten, war auf den Bergen dürre, in den Thälern und Ebenen aber sehr fruchtbar. Disseits, eine Stunde von Carcassonne, gingen die Oliven- und Maulbeerbäume an, das languedocsche Baumöl ist aber nicht so gut als das Provencer. Die Bäume sind in Alleen in die Aecker hinein gepflanzet, und geben von fern das Ansehn eines Waldes. Der häufige wilde Majoran giebt den Reisenden einen angenehmen Geruch. Das Dreschen verrichten die Maulesel und Pferde, welche zusammengekoppelt auf dem Getreide im Kreise herumgetrieben werden, und nicht nur die Körner austreten, sondern auch das Stroh zu einer Art von Heckerling machen. Die Wege waren von gestampftem Kies, aber in der heissen Sommerszeit über die Maassen staubigt. Zur Unterhaltung derselben gaben die Stände der Provinz jährlich 50000 Livres.

Auf der Reise in Frankreich im August 1771.

Vom ein und dreyßigsten Julius bis zum dritten August blieben sie in **Montpellier**, aber von den beyden Herren, an welchen ihnen der Graf von Caraman Briefe mitgegeben hatte, war der Marquis de Nogaret, Marechal de Camp, ein Mann von 80 Jahren, tödtlich krank, und der Intendant Mr. de Bernage war verreiset. So bald aber der letzte zurückkam, besuchte er sie, und gab ihnen in zahlreicher Gesellschaft ein Mittagsessen. Es ließ sie auch Mr. de la Mosson, auf des Grafen von Caraman Empfehlung, in einer mit 6 Tiegerschecken bespannten Kutsche, nach seinem eine Stunde von der Stadt gelegenem Landhause abholen, und bewirthete sie mit einer großmächtigen Mittagsmahlzeit, auf welche ein Concert folgete. Das Haus desselben war so groß und prächtig, daß es ein König bewohnen konnte. Der mittelste Hauptsaal hatte rings umher einen Balcon von maßiven Steinen, mit den schönsten darauf ge-

gearbeiteten bas relief; es war auch das bas relief an dem platfond durchaus maßiv. Ein Nebengebäude, welches mit dem Hauptgebäude zusammenhing, und die Küche und dazu gehörige Office enthielt, hatte keinen Zoll breit Holz, sogar daß auch das platte Dach mit Quaderstücken bedecket war. Die Eintheilung der Zimmer und Cabinete des Schlosses war unverbesserlich, und in dem Garten ein solcher Ueberfluß an Fluß- und Quellwasser, daß sie es in diesem trockenen Lande als etwas Ausserordentliches bewundern mußten. Der Hofstaat dieses Mannes bestund aus 100 Personen, und es ging alles sehr ordentlich zu. Sein Zeitvertreib bestund in mechanischen Kunstwerken, um welcher willen er das Spiel ganz aufgegeben hatte. Sein Reichthum war so groß, daß der gemeine Ruf seine jährlichen Einkünfte auf 700,000 Livres schätzte. Er hieß eigentlich Bonier, und sein Vater war ein armer Junge gewesen, der den Leuten beym Kegelspiel Handreichung gethan, hernach aber durch Handel und Rechnungsverstand grossen Reichthum erworben, seine Tochter an den Herzog Pecqigni verheirathet, und seinem Sohn, ausser dem grossen Gut, auch die Stelle eines Tresorier general des etats de Lauguedoc, hinterlassen hatte. Die übrige Bekanntschaften, welche sie zu Montpellier machten, waren der Marquis de Bon, Sohn des hiesigen ersten Präsidenten, und seine Frau, Tochter des Intendanten, der Schiffscapitain Chevalier de Bernage, des Intendanten Vetter, der Marquis de Nogaret, des Commendanten Bruder, ein Generallieutenant und Graf, der nach Bayern mit den Truppen zu gehen befehliget war, viele Officiers, und andere Personen. Sie wohnten auch einer medicinischen Doctorpromotion bey, wurden beym Eintrit jeder mit einem Paar weisser Handschuhe beschenket, und die königl. Professoren, welche rothe Talare mit weissem Pelzwerke ausgeschlagen trugen, nöthigten den Herrn Grafen, mit auf ihrer Bank zu sitzen.

sitzen. Die Promenade auf dem Platz Ludewig des Grossen, insgemein Perou genannt, war noch nicht völlig eingerichtet, gab aber eine herrliche Aussicht in die Gegenden der Stadt, in das mittelländische Meer, und nach den Pyrenäen und Alpen. Am vierten gingen sie von Montpellier ab, machten aber, der öftern Einladung zufolge, von Lunelle eine Ausschweifung nach dem Dorf und Schloß Aubais, um den Marquis dieses Namens zu besuchen. Das Schloß liegt in einer felsigten und dürren Gegend, und ist von Quaderstücken gut erbauet. Die Haupttreppe in dem Hauptgebäude ist als ein wahres Meisterstück in Kupfer gestochen. Die Bibliothek des Marquis nahm einen besondern Flügel ein, und war mit Büchern von allen Wissenschaften, insonderheit aber mit historischen, genealogischen und geographischen Büchern, wohl versehen, enthielt auch viele gute deutsche Bücher. Für die protestantischen Bücher und Schriften hatte er ein eigenes Behältniß. Diese hatte sein Vater hinterlassen, der nicht lange vor der Geburt des Sohnes aus dem Lande flüchten müssen, auch auswärts gestorben ist, daher der Sohn als ein in der römischen Kirche Geborner angesehen worden. Diese Umstände aber hatten ihn zu recht gesunden Duldungsgrundsätzen geleitet, welche den auf seinen Gütern in starker Anzahl wohnenden Reformirten wohl zu Statten kamen, zumal da sie von Zeit zu Zeit Buschversammlungen hielten. Aus der Bibliothek ging man ebenes Fusses auf eine schöne mit Quaderstücken belegte Terrasse, welche am kühlen Abend einen angenehmen Spaziergang verschaffte. Nachdem sie waren des Mittages und Abends aufs beste und reichlichste bewirthet worden, und die übrige Zeit mit Besichtigung der Bibliothek, und im Umgang mit der Familie des Marquis zugebracht hatten, brachen sie in der Nacht um 12 Uhr bey Mondenschein wieder auf, und kamen am fünften gegen 6 Uhr nach **Nismes**, woselbst

sie

sie noch am kühlen Morgen die römischen Alterthümer besahen. Sie assen Mittags und Abends in Gesellschaft französischer Officiers, die ihrem gestern nach Flandern abmarschirtem Regiment folgeten. Um Mitternacht fuhren sie weiter, und setzten am sechsten früh um 5 Uhr in einem Schiff über den grossen Arm der Rhone, welcher Languedoc und Provence scheidet, und bald hernach kamen sie über den andern Arm des Stroms vermittelst einer Schiffbrücke nach **Arles**, wo sie auch sogleich die Alterthümer in Augenschein nahmen. Das Wirthshaus, au Faucon genannt, in welches sie einkehrten, wurde zwar für das beste gehalten, war aber sehr unflätig, und doch mußten sie in demselben bis nach vergangener Hitze aushalten. Der Aufbruch geschahe des Nachts um 11 Uhr, und weil hier keine Post war, mit 4 Maulthieren und 2 Reitpferden. Sie fuhren durch la Crau d'Arles, eine Gegend von 7 Stunden Weges, welche zwar ganz eben, aber mit ziemlich grossen Kieselsteinen wie besäet ist. Es wachsen aber zwischen den Steinen solche Kräuter, daß die Gegend zur Weide für Schafe brauchbar ist. Wo diese Crau aufhöret, ist das Land recht gut und fruchtbar, und wird durch viele gezogene Kanäle und Graben befeuchtet. Am siebenten waren sie Mittags in dem Städtchen Salon, woselbst sie das berufene Grabmal des Nostradami in der Kirche der Cordeliers besahen. Als sie während der Hitze geschlafen hatten, dungen sie ihren Fuhrmann ganz bis Marseille, dahin sie gegen Abend aufbrachen. Der Weg war sehr gebirgigt und felsigt, und diese Höhen waren mit Rosmarin häufig besetzt; in den Thälern aber stunden Mandel- Feigen- Oliven- und Maulbeerbäume, auch waren Weinstöcke und Obstbäume zu sehen. Abends um 10 Uhr assen und ruheten sie ein wenig zu St. Pont, und am achten August kamen sie früh um 7 Uhr zu **Marseille** an. Der Marquis von Montbrün hatte sie dem hiesigen Bischof und Intendan-

ten empfohlen, beyde aber waren abwesend; also wendeten sie sich an den Marquis de Bernage, Capitain der Galeeren, an welchen sein Bruder aus Montpellier ihrentwegen geschrieben hatte. In seiner Gesellschaft besahen sie am neunten das grosse Arsenal, den Hafen, und eine von den 14 Galeren, welche damals hier waren. Am zehnten hatten sie den Marquis des Mittags zum Gast, und um 9 Uhr fuhren sie nach **Toulon** ab. Die Gegend, durch welche sie kamen, bestund aus felsigten und unfruchtbaren Bergen, zwischen denselben aber war hin und wieder ein kleines mit Weinstöcken und Olivenbäumen besetztes Thal zu sehen. Die letzte Post vor Toulon, auf welcher der schmale und mit einer ganz niedrigen Mauer eingefaßte Weg sich unten an den Bergen herumzog, war eine rechte Wüsteney. Am eilften kamen sie früh nach 7 Uhr zu **Toulon** an, und bald darauf erschien der Schiffmajor de Grammont im Namen des Commendant de la Marine et Lieutenant-General Mr. de Benneville, um ihnen zu der Ankunft Glück zu wünschen, und sie zum Mittagsessen einzuladen. Sie vernahmen, daß die Marquise de St. Felix zu Toulouse an die Präsidentin von Bandol, die 2 Stunden von hier auf ihrem Landhause wohnete, und diese an den General geschrieben, und unsere Reisende bestens empfohlen habe. Um den Mittag kam der Major wieder, sie abzuholen, und brachte sie im Vorbeygehen erst zu dem Gouverneur Mr. de Marnesius, hernach zu dem Intendant de la marine Mr. de Villeblanche, an welchen letzten sie auch von Mr. de Bernage aus Montpellier einen Brief hatten. Beyde Herren waren sehr höflich, und erboten sich zu allen Diensten. Zuletzt kamen sie zu dem 68jährigen General, der die Güte selbst war, und versicherte, Madame de Bandol habe ihm den Herrn Grafen Reuß so nachdrücklich empfohlen, daß sie ihren eigenen Sohn nicht stärker empfehlen könnte. Er bedauerte, daß seine vom Podagra beschwerte Füsse ihn

hin-

hinderten, sie allenthalben selbst herumzuführen, daher er ihnen den Major an seiner Statt zum Führer gegeben habe. Die übrige Tischgesellschaft bestund in 3 Schiffscapitains und 2 Schiffslieutenants, welche alle von gutem Adel waren, wie denn beym Seewesen sehr darauf gesehen wurde, auch sowohl hier als zu Marseille ein Corps adelicher Cadets war, welche man Gardes marines nannte, und aus denselben die Seeofficiers bestellte. Die Tischgespräche handelten vom Seewesen, und von den 13 Kriegsschiffen, welche damals ausgerüstet wurden, und gegen das Ende des Monats auslaufen sollten. Ueber der Tafel wurde dem General gemeldet, daß ein holländisches Kriegesschiff von 50 Kanonen, welches gegen die Algierer gekreuzet habe, vor dem Hafen angekommen sey, um frisches Wasser einzunehmen, man hatte auch kurz vorher die Begrüssungsschüsse gehöret. Der General hielt dafür, daß dieses Schiff wohl den Zweck haben mögte, zu sehen, wie weit die Ausrüstung gekommen sey? woraus man aber kein Geheimniß mache. Das Essen war en maigre, aber sehr gut und reichlich. Nach der Mahlzeit verabredeten sie sich mit dem General über die Eintheilung ihrer Zeit, und eilten nach ihrer Wohnung, um sich von der Unruhe in voriger Nacht zu erholen, und bey der grossen Hitze zu ruhen. Der hiesige Gouverneur hatte die Festung und die darinn liegende Besazung von Landtruppen, der General aber den Hafen, die Seesoldaten, und alles, was zu der Flotte gehöret, unter sich, der Intendant aber besorgete das Camerale des Seewesens. Am zwölften ließ der Gouverneur durch einen Major anfragen, ob er mit etwas dienen könne? sich auch entschuldigen, daß er wegen des Podagra den schuldigen Besuch nicht abstatte. Gleich darauf fanden sich der General und Intendant in Portechaises zum Besuch ein, sie waren aber eben die Treppe hinuntergegangen, und liessen sie nicht aussteigen, sondern begaben sich mit

Herrn von Grammont nach der Versammlung der Seeofficiers, welche am Ufer des alten Hafens, in vier Zimmern, die mit den Bildnissen der vornehmsten französischen Admirale ausgezieret sind, gehalten wurde. Vor diesen Zimmern ist eine breite Zeltleinewand aufgezogen, unter welcher man einen angenehmen Spaziergang am Wasser hat. Die Officiers kommen hier täglich zweymal zum Gespräch und Zeitvertreib zusammen. Die Anwesende bezeigten sich sehr höflich. Mittags speiseten sie wieder bey dem General in Gesellschaft vieler Seeofficiers, und mußten ihm versprechen, die gewöhnliche Reise von hier nach den Hieres zu unterlassen; je ne veus pas, sagte er, que vous sojez la duppe de ce prejugé, comme tous les autres etrangers. Nemlich, er hielt es für thörigt, drey Stunden zu reisen, um Orangenbäume in blosser Erde, in grosser Unordnung und schlecht unterhalten zu sehen, da man dergleichen hier in allen Gärten haufenweise in der Erde ordentlich gesetzt und wohl beschnitten antreffen könne. Er befahl hierauf dem ihnen zugeordneten Major, daß er ihnen das Zeughaus und den Hafen zeigen solle. Um aber die dazu nöthige Abendkühle abzuwarten, führete sie der Major zu Madame Castineau, einer Officiers Witwe, bey welcher der Obrist des hier liegenden Regiments Graf von Sale, und viele andere Land- und Seeofficiers versammlet waren, mit deren einigen Madame spielete, die übrigen aber unterredeten sich von den damaligen Kriegessachen und von der Kaiserwahl. Ein Obristlieutenant konnte zwey Dinge, die er in Deutschland wahrgenommen, nicht verdauen, nemlich daß man Oberofficiers zum Profos schliesse, und daß der Bischof von Speyer an seinem Oberamtmann, Du geschrieben. Endlich gingen sie nach dem alten Hafen, traten in die Barke des Generals, welche mit einem Steuermann und 16 Ruderern besetzet war, fuhren bis in den grossen Vorhafen oder Golfo, liessen sich von dem

Ma-

Major zeigen, wie die kaiserliche Armee 1707 gestanden, als sie die Stadt belagerte, nahmen die Rückfahrt nach dem neuen Hafen, und besahen das neue Kriegesschiff le terrible von 60 und einigen Kanonen, welches Mr. de Cour als Befehlshaber der zum Auslaufen bestimmten Escadre besteigen sollte. Man wußte die Ursache nicht, warum der Befehlshaber schlechterdings von aussen keine Vergoldung an demselben gestatten wollen. Die übrigen Kriegesschiffe, deren mehr als zwanzig waren, sahen sie nur von fern, nahmen hingegen das Arsenal in desto genauern Augenschein, liessen sich auch drey Bombardiergalioten, und an einem neuen Kriegesschiff, welches noch auf dem Stapel lag, zeigen, wie der vordere scharfe Theil die Wellen so durchschneidet, daß sie an dem hintern breiten Theil desto stärker wieder zusammenschlagen, und dadurch den Lauf des Schiffs befördern. Nachdem sie stark ermüdet sich noch eine Minute in der Versammlung bey dem Intendanten gezeiget, und dem daselbst mit gegenwärtigem General für seine Veranstaltung dessen was sie gesehen, gedanket hatten, begaben sie sich nach ihrer Wohnung zur Ruhe. Am dreyzehnten speiseten sie Mittags bey dem Intendanten in Gesellschaft unterschiedener Damen und Herren. Wegen der grossen Hitze zog man bey Tische die Röcke aus, und setzte anstatt der Perücken leichte Mützen auf, und das Frauenzimmer pfleget selbst zu bitten, daß die Mannspersonen dieses thun mögten. Der Intendant war zwar sehr mit Geschäften beladen, aber doch gesprächig und aufgeräumt. Gegen Abend besuchten sie den General und ihren Kaufmann Trouchet, fanden sich auch wieder bey dem Intendanten in desselben zahlreichen Abendgesellschaft ein. Am vierzehnten nahmen sie bey dem Gouverneur und Intendanten Abschied, und baten den ersten, daß ihnen zu ihrer Fortreise die Festung früh um 2 Uhr geöfnet werden mögte. Mittags speiseten sie zum leztenmal bey dem General, und wohneten nach

der

der Tafel einer gerichtlichen Handlung mit bey. Nemlich es hatte sich ein Tresorier de la marine über den Schiffslieutenant Chevalier d'Egoute beschweret, daß er ihn in seinem bureau mit Worten beleidiget habe. Der Chevalier gestund weiter nichts als dieses, daß er dem Tresorier, welcher vorgegeben, er erweise ihm durch Vorschiessung des monatlichen Gehalts eine Gnade, kurz und gut geantwortet habe, es sey seine Schuldigkeit, weil er ihm schon die Anweisung des Intendanten vorgezeiget habe. Der General gab keinem Theil Recht oder Unrecht, sondern sagte, meine Herren! ich bitte und befehle euch zugleich gnädig, redet nicht mehr von der Sache, und seyd gute Freunde. Gegend Abend empfahlen sie sich, und wurden aufs freundlichste entlassen; der Major begleitete sie bis in ihre Wohnung, und der General kam selbst nach, da es schon dunkel war, um ihnen nochmals eine glückliche Reise zu wünschen; sie liessen ihn aber nicht aussteigen. Am funfzehnten fuhren sie früh um 2 Uhr ihrem schon voraus geschicktem Gepäcke nach, und fanden nicht nur das Thor geöfnet, sondern auch die Wache im Gewehr, welches die Schildwachen präsentirten. Von der ausnehmend grossen Hitze, welche sie zu Toulon ausgestanden hatten, ist noch zu bemerken, daß die Seeofficiers dieselbige über die amerikanische und afrikanische wegsetzten, und dem Mangel der Seeluft zuschrieben, die sonst in dieser Jahrzeit ordentlicher Weise die Hitze mäßiget. Kutschen gab es hier gar nicht, sondern die alten Leute von Stande liessen sich tragen, und die jungen gingen zu Fuß. Der Weg von Toulon nach Aix ging über und durch felsigte Berge, welche bloß mit wilder Rosmarin bewachsen waren, und sie kamen Abends dahin. Am sechzehnten beobachteten sie die hiesige Begräbnißart. Der Leichnam lag in einem langen und schmalen Bette, nur bis an dem Hals zugedecket, so daß der Kopf zu sehen war, und wurde von vier Personen auf den Schultern getragen. Die Träger

sowohl als die vorhergehenden Leichenbegleiter waren mit schwarzen langen Kitteln so verhüllet, wie an katholischen Orten die Flagellanten in der Charwoche, doch hatten die mitgehenden Geistlichen ihre ordentliche Kleidung. Am siebenzehnten, als sie von dem Empfehlungsschreiben an Madame de la Tour, welches ihnen der Parlamentsrath zu Toulouse, Mr. de Sainctamant, mitgegeben hatte, Gebrauch machen wollten, empfingen sie noch eines an eben diese Dame aus Paris von dem Herzog von Gesvres. Dieser schrieb zugleich an den Herrn Grafen Reuß, daß er ihm einen ganzen Pack solcher Briefe auf Nantes nachgeschicket habe, als er aber gehöret, daß er seinen Reiseweg geändert, habe er sie zurückkommen lassen, und übersende jetzt nur diejenigen, welche noch einigen Nutzen haben könnten. Sie hatten also ihre Hauptanweisung auf das tourische Haus bekommen, wurden auch gleich auf den heutigen Mittag nach denselben eingeladen. Herr de la Tour war erster Präsident des Parlaments, Intendant und Commendant zugleich, vereinigte also in seiner Person die drey vornehmsten Aemter dieser Provinz. Er war folglich mit Arbeit sehr beladen, und kam nicht eher als bey Tafel zum Vorschein, verschwand auch wieder gleich nach derselben, und überließ seiner Gemalin die Unterhaltung der Gäste, zu welcher sie auch alle Eigenschaften hatte. Ausser vielen Officiers, war auch Madame de Limaye zugegen, deren Mann, der premier President de la Chambre des comptes, sich erst nach Tische einfand, da unsere Reisende ihm den Brief zustelleten, in welchem sie auch ihm empfohlen waren. Die Hauptgespräche vor und nach dem Essen betrafen ihre bisherigen Reisen, die deutschen Reichssachen, und vornemlich die Glückseligkeit eines Landes unter einem Souverain, welche Madame de Limaye sehr geschickt auszuführen und zu behaupten wußte. Um 5 Uhr fuhren die beyden Damen de la Tour und de Limaye mit ihnen in zwey

Kut=

Kutschen nach dem Concert auf dem Rathhause, nach der Promenade, und nach der Versammlung im tourischen Hause, welche sehr zahlreich war. Vom achtzehnten bis zwanzigsten August wendeten sie die Vormittage zu Besichtigungen an, zu welchen sie allemal der Präsident de la Limaye in seiner Kutsche abholete. In dem Palais, in welchem sich nun das Parlament und die Chambre des comptes versammlen, haben ehedessen die Grafen von Provence gewohnet; es wurden ihnen auch in dem Archiv der Chambre des comptes zwey unleserliche Urkunden auf Pergament in französischer Sprache gezeiget, welche man diesen alten Grafen zuschrieb. An einer derselben hieng eine ganz goldne Bulle, welche einem spanischen Quadruple gleich sahe, man konnte aber von der Figur auf derselben nichts mehr erkennen. Sie speiseten alle Mittag in dem tourischen Hause in starker Gesellschaft, Nachmittags fuhr Madame de la Tour mit ihnen auf die Promenade, auch einmal aus der Stadt, um ihnen die sehr angenehme Gegend derselben zu zeigen, und Abends waren sie in der schon erwehnten Versammlung. Ausser den schon genannten Personen, lernten sie noch kennen, Madame de Bonneval, die aber mit dem berühmten Bonneval nicht verwandt war, Madame de Beaurecueil, la Marquise de Montauban, und noch wohl 40 andere Damen und Herren. Sie sprachen hier auch den Grafen von Montmorency, den sie zu Paris bey dem Herzog von Gesvres hatten kennen gelernt, und der durch Aix nach Antibes zu seinem Regiment eilete. Am ein und zwanzigsten waren sie früh Morgens in dem Städtchen **Argon**, gingen mit einer Fähre über den ziemlich breiten Fluß Dürance, welcher Frankreich und Avignon scheidet, und kamen gegen Abend nach der Stadt **Avignon**. Ehe sie in derselben eintrafen, sahen sie im freyen Felde viele grosse Haufen von Stroh, welche oben mit einer dicken Kruste entweder von Leimen oder von Erde bedecket waren, um sie theils

theils vor der Nässe, theils vor dem Winde, der in dieser Gegend oft sehr stark ist, zu bewahren. Sie blieben in dieser Stadt bis zum vier und zwanzigsten August. So bald sie dem berühmten jacobitischem Märtyrer, Herzog von Ormond, des Herrn von Ramsey Briefe zugeschicket hatten, ließ er sie durch einem Cavalier Namens Wolleby, der von dem Prätendenten den Character eines Obristen hatte, zum Mittagsessen einladen. Weil es aber noch nicht Tafelzeit war, so begleitete sie eben dieser Cavalier zu dem päbstlichen Vicelegaten Leccari, und stellete sie demselben vor. Dieser gab ihnen stehend Gehör, war aber übrigens ganz freundlich. Unter dieser Zeit hatte sich der Herzog von Ormond schon zum ersten Besuch vor ihrem Quartier eingefunden, und als sie um Mittagszeit zu ihm kamen, empfing er sie auf der Treppe mit der größten Höflichkeit. Er war beynahe 80 Jahre alt, aber noch sehr bey Kräften, so daß er alle Tage ausritte. Seit 8 Jahren, da er Spanien verlassen hatte, hielt er sich hier auf. Er hatte sowohl den Hosenbands- als Andreasorden, und obgleich seine Güter in England, welche ihm jährlich 40,000 Pf. Sterlinge eingebracht, schon vorlängst eingezogen worden, so schickte ihm doch sein Bruder, damaliger Besitzer derselben, so viel zu, daß er ansehnlich leben konnte, doch mogte er auch wohl aus Spanien etwas bekommen. Er war immer ein Mitglied der engländischen Kirche geblieben, und hatte in weltlicher Kleidung einen Diaconus, Namens Kelly, zur Verwaltung des Gottesdienstes, bey sich, der zugleich sein Secretär war, für das Abendmahl aber ließ er allemal einen Prediger von den jacobitisch-gesinneten Engländern aus St. Germain kommen. Seine Tafel war in Ansehung der Speisen und des Weins sehr ansehnlich, und sie assen alle Mittag in ziemlich starker Gesellschaft bey ihm, und gegen Abend fuhren sie mit ihm erst auf die Promenade, und hernach in die Versammlung bey der Marquise de

Vaucluse, aus dieser aber nach ihrem Quartier, doch speiseten sie an einem Abend bey der Herzogin von Crillon, und an einem andern bey dem Herzog von Ormond. Dieser gab wöchentlich zweymal, nemlich Montags und Donnerstags, ein Abendessen, vor und nach welchem die starke Versammlung, welche sich bey ihm einfand, spielete. Die Fahrten auf dem Cours geschahen allemal mit 2 Kutschen, deren jede mit Mauleseln bespannet war. In der ersten saß Graf Reuß vorwärts und der Herzog rückwärts, und des letzten Stallmeister ritte neben her, und andere Reitpferde folgeten dem Wagen; in der zweyten sassen des Grafen Begleiter mit dem Chevalier de Grem, der auch ein jacobitisch-gesinnter Protestant war, viele Gelehrsamkeit und Verstand besaß, auch gute Gesinnung hatte, sich vom Spiel ganz enthielt, und in diesem Stück allezeit die Parthey unserer Reisenden nahm. Er erzählte, daß er von seinem König, (Jacob III,) zur Zeit des hannöverschen Bündnisses, aus Rom nach Wien geschicket sey, um bey den damaligen Umständen das Haus Oestreich für ihn zu gewinnen, und daß Prinz Eugenius sich sehr vortheilhaft erkläret habe, so daß es wirklich zum Ernst gekommen seyn würde, wenn die zu Hannover Verbündete Krieg mit dem Hause Oestreich angefangen hätten. Ausser den schon genannten Personen lerneten sie kennen, die Gräfin von Sade, den Marquis von Caumont, Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris, und der Gesellschaft der Wissenschaften zu London, an welchen ihnen der Marquis von Aubais einen Brief mitgegeben hatte, und desselben Gemalin, die Marquise von Urban, die M. von Millau, den Herzog von Gadagne, dessen Hauses herzogliche Würde vom Pabst herrührte, und der eine Compagnie von der königl. Leibgarde gehabt hatte, auch sehr wohl zu leben wußte, mit seiner Gemalin; den Grafen von Lansac, die Gräfin von Ollone, geborne Marquise von Azzoldi

aus

aus Mantua, deren Mann östreichischer General seyn sollte, die verwitwete Gräfin von Ivernes, deren verstorbener Mann ein schottländischer Pair gewesen, und dem König Jacob gefolget war, und die ihnen ein Empfehlungsschreiben an ihren Bruder zu Rom, Mylord Dumbard, gab, und noch andere. Die Herzoge von Ormond, von Crillon und Gadagne, und der Marquis von Caumont gaben dem Grafen Reuß Gegenbesuche in seinem Quartier, und selbst der päbstliche Vicelegat erschien mit zwey Kutschen vor demselben, welches Auffsehen machte, weil er in allen Stücken hoch hinaus ging. Der Herzog von Ormond gab ihnen noch, auf ihr Verlangen, ein Empfehlungsschreiben nach Rom an seinen König mit.

Am fünf und zwanzigsten gingen sie gleich vor Avignon mit Schiffen über die beyden Arme der Rhone zurück in die Provinz Languedoc, und gelangten gegen Mittag nach **Remoulins**, bey welchem Ort sie mit einem Schiff über den Fluß Gardon setzten. Ihre Kuffer liessen sie den geraden Postweg über Orange gehen, und nahmen diesen Umweg, um den *Pont du Gard*, eine kleine halbe Stunde von Remoulins, in Augenschein zu nehmen, der ein sehenswürdiges Stück von der grossen römischen Wasserleitung ist, durch welche eine bey dem Städtchen Usez entspringende Quelle, 9 Stunden weit bis nach Nismes, und daselbst theils in das Amphitheater, theils in die ordentlichen Brunnen, theils in Häuser, geleitet wurde. Nachdem sie ihre Augen daran geweidet, und ihre Füsse ermüdet hatten, setzten sie Abends um 7 Uhr die Reise weiter fort, und genossen ihr Abendessen erst um 11 Uhr in dem Städtchen **Bagnols**, woselbst in ihrem Eßsaal ein Scorpion an die Wand hinauf kroch, den die aufwartende Magd tödtete, nachdem sie ihn hinlänglich betrachtet hatten. Dieses Insect ist hier und jenseits Montelimart ziemlich häufig, aber wenig schädlich. Der Wirth erzählte, daß er einsmals

mals von einem Scorpion gestochen worden sey, aber nicht mehr Beschwerlichkeit davon gehabt habe, als von einem starken Mücken- oder Bremsenstich. Mit anbrechendem Tage gingen sie auf dem berühmten *Pont St. Esprit* über die Rhone, an welchen das sehr geringe Städtchen gleiches Namens stößt. Am sechs und zwanzigsten kamen sie Vormittags bis **Montelimart** in Dauphine. Sie liessen sogleich der verwitweten Marquise de St. Auban, Schwester des Marquis von Montbrün, ihre Ankunft melden, welche sie durch ihren Sohn, den sie in Paris gesehen hatten, zum Mittagsessen abholen ließ. Der Graf mußte mit einem Bedienten in ihrem Hause schlafen, für die übrigen aber hatte sie keinen Platz, doch speiseten sie alle sowohl an diesem Tage, als am sieben und zwanzigsten, Mittags und Abends bey derselben. Diese Dame von grossem Verstande und viel Belesenheit, war von katholischen Eltern, daher hatten auf ihren Antrieb ihre beyden Töchter, schon bey Lebzeiten ihres Vaters, sich auch zu der katholischen Kirche bekennen müssen, ja auch ihr Sohn ging nun in die Messe. Ihr Gemal war als ein eifriger Reformirter gestorben, und sein Leichnam auf seinem nicht weit von hier gelegenem Schloß in der Gruft seiner Vorfahren, zwar ohne Kirchengebräuche, aber doch unter Begleitung eines starken Adels, begraben worden. Es waren unter dem Adel, der sich hier aufhielt, noch viele Reformirte, die man auch als solche kannte, und ob sie gleich zu keinen Aemtern gelangen konnten, so wurden sie doch nicht beunruhiget. Man sprach über Tisch und bey andern Gelegenheiten so von dem Pabstthum, als in einem Lande, wo beyde Kirchen gleiche Rechte haben. Nachmittags besuchten sie mit dem Saint-Aubanschen Hause die Versammlung bey dem königl. Lieutenant und Commendanten Marquis von Chatbrillant, welcher ein alter sehr höflicher Mann war. Es waren mehrentheils Officiers von der hiesigen Besatzung zugegen. Um

Mitternacht setzten sie ihre Reise fort, und genossen am acht und zwanzigsten das Frühstück vor der Stadt Valence, in welcher Montgeron (S. 55) damals noch gefangen saß. Zwischen dieser Stadt und dem Dorf St. Vallier fuhren sie durch die Gegend an der Rhone, wo der Hermitagewein wächset, und Abends langeten sie zu Vienne an, und besahen noch bey Mondenschein die Kirche notre dame de la vie, welche zu der Römer Zeiten das hiesige Prätorium gewesen. Nach Mitternacht brachen sie wieder auf, und trafen am neun und zwanzigsten mit Eröfnung des Thors zu Lyon ein, woselbst sie an diesem und dem folgenden Tage ausruheten, ihre Schreiberenen vollendeten, und Ueberlegungen wegen der italienischen Reise anstelleten, aber ausser den Kaufleuten Speiser und Scharf, an welche sie von Paris Briefe hatten, von niemand Besuch annahmen.

Auf der Reise in Frankreich vom ersten bis zehnten September 1741.

Am zweyten September gaben sie die mitgenomnommenen Empfehlungsschreiben ab, nämlich einen Brief an den Generallieutenant und Commendanten von Lionnois, Marquis von Rochebaron, von dem Marquis von Aubais, drey an den Intendanten Herrn von Pallû von dem Herzog von Gesvres, Grafen von Caraman und Marquis von Montbrûn, einen an den ancien Prevôt des marchands, und Conseiller d'Etat Mr. Perrichon von dem Grafen von Caraman, einen an den Chevalier du Guet von dem Herzog von Gesvres, einen an den Tresorier de la ville Mr. Nicolau von Mr. de la Mosson zu Montpellier, sie trafen aber niemand als den Commendanten zu Hause an, welcher ein alter überaus freundlicher Mann war, der von historischen und politischen Materien gut zu sprechen wußte. Als sie gegen

Abend wieder nach Hause kamen, war schon der Intendant zum Gegenbesuch da gewesen. Am dritten kam der Chevalier du Guet zu ihnen, und bot sich, weil er Morgen verreise, auf heute zur Begleitung und zu allen Diensten an. Er war ein sehr wohlgebildeter Mann in seinen besten Jahren, sprach überaus angenehm, und wußte vollkommen artig und fein zu leben. Er begleitete sie zu dem Intendanten, der ein kleiner Mann war, aber als ein grosser Herr, und nach der Pariser Mode lebte, auch vom Spiel und Schauspielen besser als von andern Materien zu reden wußte; und hierauf zu dem jetzt regierenden Prevôt des Marchands Mr. de Fleurieu, der sie als Haupt des hiesigen Stadtmagistrats zu dem heutigen Fest der Schützengesellschaft einlud, die aus 40 reichen Kaufleuten bestund. Sie begaben sich also mit ihrem Führer nach dem hiesigen drey Stockwerk hohem ganz neu erbauetem Kornmagazin, welches mit dem Schießhause in Verbindung stund. Einige Glieder der Gesellschaft empfingen sie auf der Treppe vor dem Hause sehr höflich, und führeten sie in einen grossen Saal, an welchen das Cabinet, aus dem man nach der Scheibe schoß, angebauet war. Hier fanden sie den Commendanten, Intendanten, Prevôt des Marchands, einen Commenthur von Malta, den Marquis von Saron, den Marquis de la Ferriere, den Grafen von Baillon, noch andere von Adel, und das ganze Consulat, welchen Namen der Stadtmagistrat führet. Graf Reuß that mit der ihm überreichten Büchse einen Schuß nach der Scheibe, welcher gut gerieth, daher sein Name in das grosse Register der Chevaliers eingeschrieben wurde. Nach 1 Uhr ging die ganze Gesellschaft aus dem andern Saal in den sehr schönen obern, in welchem an vier Tafeln über 60 Personen speiseten. Sie wurden an die erste und vornehmste gesetzet, und Herr Graf Reuß oben an, zwischen dem Commendanten und Prevôt des Marchands. Dreymal wurden 20 sehr gut

zu-

zugerichtete Schüsseln aufgetragen, und der Nachtisch war auch sehr ansehnlich. Es ging sehr ordentlich und manierlich zu, und war kein solches Getümmel, wie bey gleichen Gelegenheiten in Deutschland zu seyn pfleget, es zog auch die ganze Schützengesellschaft weder auf noch ab, sondern ein jeder kam und ging nach seiner Bequemlichkeit. Abends assen sie, auf geschehene Einladung, bey dem Commendanten, und fanden daselbst den Herzog von Saint Aignan, Rittern vom heiligen Geist-Orden, welcher zehn Jahr zu Rom Ambassadeur gewesen, und eben auf der Rückreise nach Paris begriffen war. Der Commendant stellte sie demselben vor, und von desselben Sohn, Marquis de Beauviller erfuhren sie, daß vor drey Tagen auf dem Mont Senis noch kein Schnee gewesen war. Es speiseten viele Damen und Herren aus der Stadt und Nachbarschaft mit an der Tafel, und unsere Reisende hatten den Nutzen davon, daß sie von dem Herzog und desselben Sohn für ihre italienische Reise manche gute Nachricht bekamen. Am vierten machten sie Vormittags Besuche bey dem Herzog von Saint Aignan, und bey dem Commendanten, der sehr preußisch gesinnet war. Nachmittags besahen sie die vornehmste Manufactur für reiche Stoffe, und das Jesuitercollegium und desselben Bibliothek, in welcher der Bibliothekar Pater d Anton oder de Antoniis, als er ihnen eine lateinische Bibel cum postillis Nicolai de Lyra, Venetiis typis Renner de Hailbrun 1482 in folio 3 Bände zeigte, welche er biblia ante Lutherum nennete, das artige Compliment machte, meine Herren! sie haben einen schlechten Vater gehabt, war er nicht ein liederlicher Kerl? ein grosser Säufer? u. s. w. Er fing auch gleich einen Dispüt mit ihnen an. Als Herr von Geusau seine unartigen Fragen beantwortete, auch sagte, daß die Lehre der Evangelischen weder auf Luther noch auf das Ansehn eines andern Menschen, sondern auf die heilige Schrift gegründet

seyn, und der Jesuit auf gewöhnliche Weise zur Erklärung der Bibel ein entscheidendes Ansehn verlangte: so antwortete ihm Herr von Geusau das Folgende. Das Ansehn der Kirche könne auf keine andere Weise als aus der Bibel erwiesen werden, es vermeynten auch die Katholiken, daß sie es aus derselben erwiesen: also sey nicht abzusehen, warum dieselbige bloß zum Beweis dieses katholischen Haupt- und Grundartikels, und nicht auch zum Beweis aller übrigen Glaubenslehren hinlänglich seyn sollte? Das vorgegebene Ansehn der Kirche sey wegen des bekannten Streits über das Ansehn des Pabstes höchst ungewiß, also sey es auch vergeblich, die Nothwendigkeit eines kirchlichen Ansehns zu behaupten, ehe und bevor ausgemachet worden, was dem Pabst, als dem Haupt der Kirche, dabey einzuräumen sey, oder nicht! Der Jesuit erinnerte, die Untrüglichkeit des Pabstes sey kein Glaubensartikel, sondern eine Aufgabe: Herr von Geusau aber erwiederte, daß in dieser Materie entweder die Verneinung, oder die Bejahung nothwendig ein Glaubensartikel seyn sollte, weil sonst, wie schon gesaget worden, das Ansehen der Kirche ein ungewisses Ding bleibe, und eben daraus ein Unpartheyischer schliessen müsse, es sey ganz untauglich, bey solcher Ungewißheit des Hauptgrundes, etwas Gewisses darauf zu bauen. Der Jesuit versicherte, daß er gleich am folgenden Morgen ihrer bey der heiligen Messe besonders gedenken, und Gott um ihre Bekehrung bitten werde, sie aber, setzte er hinzu, würden wohl für seine Bekehrung zu der lutherischen Kirche niemals beten. Herr von Geusau gab dieses zu, und als der Jesuit um die Ursache fragte, antwortete er, weil er glaube, daß er nicht bekehret werden könne. Diese Antwort deutete er zu seinem Vortheil, und erklärte sie für das größte Lob, welches ihm ertheilet werden könne, küssete auch dafür den Herrn von Geusau, der ihm aber kürzlich vorstellete, worauf es bey dem

Chri-

Christenthum hauptsächlich ankomme, und daß zum Seligwerden die blosse Gemeinschaft mit dieser oder jener äussern Kirche nicht hinlänglich sey, wie denn ein Lutheraner so gut verdammet werden könne als ein Katholik. Der Jesuit hörete dieses geduldig an, und erzählte hierauf etwas von dem damaligen König von Polen, der auf seinen Reisen auch dieses Collegium besuchet habe. Die erste Vorbereitung zu seiner Bekehrung, sagte er, sey diese gewesen. Er habe in seinem Gefolge einen ihm selbst unbekannt gewesenen Jesuiten, Namens Pater Kopper, gehabt, der in weltlicher Kleidung den Reisesecretär abgegeben, und den Namen Wedderneu geführet habe. Er sey keinem als den Hofmeister des Prinzen bekannt gewesen, mit welchem er sich, unter dem Vorwand der Secretariatsausfertigung, alle Morgen eingeschlossen und Messe gelesen habe, dazu die nöthigen Sachen in einem Kästgen verschlossen gewesen, welches man für ein Briefkästchen ausgegeben, und dazu der Hofmeister allein den Schlüssel gehabt. Die Frau Mutter des Prinzen habe zwar einigemal an ihn geschrieben, sie wisse, daß er einen jesuitischen Hund in seinem Gefolge habe, und vor diesem solle er sich hüten, der Prinz aber habe denselben nicht entdecken können. Als er zu Bologna gewesen, und ihm der unverwesete Körper der dortigen heiligen Cathrina gezeiget worden, habe dieses Wunder viel Eindruck auf sein Gemüth gemacht, und er habe seine Leute gefraget, warum man dergleichen Wunder nicht auch in der lutherischen Kirche zeigen könne? (Der Prinz muß keine Kenntniß von den verschiedenen physischen Ursachen der Unverweslichkeit der Leichname, und von den unter den Protestanten vorhandenen unverweseten todten Körpern gehabt haben.) Weil nun keiner darauf geantwortet, sondern alle die Achseln gezucket, so sey der vermeynte Secretär als ein belesener Mann herzugerufen worden, der denn alle andere Wunder dieser Art, welche in der katholischen Kirche

vorhanden wären, her erzählet, auf die eigentliche Frage des Prinzen aber vors erste nur geantwortet habe: ey nun, Gott thut Wunder wo er will. Hierdurch sey zu des Prinzen Ueberzeugung der erste Grund geleget worden, und Pater Kopper von Zeit zu Zeit weiter gegangen, bis er den Zweck glücklich erreichet habe. Der Jesuit sagte von sich selbst, daß er neulich dem Abt Calvin (diesen Ausdruck gebrauchte er) eine ganze Familie entrissen habe. Ich habe, sagte er, sie ihre kleine Abschwörung und ihr Bekenntniß thun lassen. Als Herr von Geusau ihn fragte, ob er die neu Bekehrten sich auch zu der Constitution habe verpflichten lassen? machte er einen Scherz daraus, und sprach überhaupt bey der ganzen Unterredung bald in einem lustigen Ton, bald als ein von Liebe zu den verirreten Schafen ganz durchdrungener Theologe. Zum Abschied gab er ihnen den Rath, daß sie sich zu Rom bey dem Pabst eine besondere Audienz ausbitten sollten, die sie ohne Schwierigkeit erlangen, und alsdenn finden würden, daß der Pabst charmant sey, und von Religionssachen so frey rede, als sie jetzt mit einander gesprochen hätten. Mylord Peterborough habe dieses gethan, und sey dadurch von vielen Vorurtheilen in Ansehung der römischen Kirche befreyet worden. Er setzte noch hinzu, der heilige Vater habe einen fröligen Geist, und liebe auch den Scherz. Um ihm desto angenehmer zu seyn, mögten sie vorher sein sehr gelehrtes Buch de canonisatione sanctorum lesen, und ihm einige kleine Einwürfe gegen dasselbige machen; denn einen Schriftsteller könne man sich nicht mehr verpflichten, als wenn man seine Bücher lese, und mit ihm von denselben spreche. Von hier fuhren sie in das hiesige Concert, welches von einer Anzahl der hiesigen vornehmsten Häuser unterhalten wurde, und zu welchem ausser denselben nur Frembe den Zugang hatten. Es war ein eigenes steinernes Gebäude dazu erbauet worden, welches aus einem Vorhause und einem schö-

schönen Saal bestand. Der gegenwärtige Herzog von St. Aignan bedankte sich für den ihm gegebenen Besuch, und bat um Vergebung, daß er, weil er in der bevorstehenden Nacht weiter reise, ihn nicht erwiedere. Die Musik war schön. Abends assen sie bey dem Intendanten in grosser Gesellschaft, und machten neue Bekanntschaften, als mit den Marquis von Chaumont und desselben Gemalin, der zum ersten Präsidenten und Commendanten von Grenoble bestimmet war, mit dem Marquis von Pimanel und desselben Gemalin, einer Tochter des Marquis von Chaumont, mit der Frau des jetzigen Prevôt des Marchands, u. a. m. Am fünften besuchten sie die Kaufleute Speiser und Scharf, und besahen hierauf die Fabriken, in welchen das Gold und Silber zu Tressen und reichen Zeugen zubereitet wird. Man hat 1701, in Gegenwart der Herzoge von Bourgogne und Berry, auf dem Rathhause den Versuch gemacht, und aus einem vergoldeten silbernen Cylinder (Lingot) von 2 Fuß Länge, 3 Zoll Umfang, und 17 Marken Gewicht, einen Faden gezogen, dessen Länge auf 1096704 Fuß, oder 72 Stunden Weges berechnet worden. Am sechsten besahen sie noch andere hiesige Merkwürdigkeiten, und lerneten Abends, in der Versammlung bey dem Commendanten, den Grafen von Castiglione kennen. Am siebenten besahen sie was noch zu besehen war, nahmen Abschied, und speiseten Abends bey dem Prêvot des Marchands, bey welchem, ausser schon bekannten Gästen, der Präsident von Bazar war. Am achten packeten sie ein, liessen hier ihren Reisewagen in guter Verwahrung, und gingen am neunten in drey mailändischen Voiturier-Chaises (die sie bis Turin bedungen hatten) von Lyon ab, kamen jenseits der Rhone aus der Vorstadt la Guillottiere, in die Provinz Dauphine, übernachteten in dem volkreichen Dorfe Bourgoin, und genossen am zehnten das letzte französische Mittagsessen in dem Städtchen Pont de Beauvoisin, welches der kleine

Fluß Guiere le vif in zwey Hälften theilet, und die Gränze zwischen Frankreich und Savoyen machet. Die steinerne Brücke, welche über denselben führet, ist sowohl auf der französischen als savoyischen Seite mit einem Gatterwerk verwahret. Sie liessen für ein Geschenk die savoyischen Zöllner herüber kommen, und von denselben ihre Kuffer bis Turin plombiren. Hierauf kamen sie zwar an diesem Tage noch bis zu dem savoyischen Städtchen les Echelles, kehreten aber am eilften aus demselben nach Dauphine über die Guiere zu Pferde zurück, um die berühmte Karthause zu besehen. Der Pater Provisor, Dom du Cret, empfing sie im Thor des Klosters, und bewirthete sie mit einem Frühstück von Brodt, Butter, Käse und Wein, welche insgesammt von der besten Art waren. Sie gingen erst zu dem Prior, welcher General des ganzen Carthäuserordens ist. Er hieß Dom de l'Arnage, war der Bruder eines Generallieutenant und Grand d'Espagne, und erst vor 3 Jahren, im 50sten Jahr seines Alters, zu dieser Stelle erwählet worden. Er war ein Mann von feinem Wesen, und sehr höflich. Weil in seinem Zimmer unterschiedene geistliche Gemälde hingen, so besuchten sie auch den Urheber derselben in seiner Zelle. Er hieß Dom de Butet, war Major unter den französischen Truppen gewesen, und erst vor sechs Jahren in den Orden getreten. Seine Nebenbeschäftigungen waren mechanische und optische Werke, und Gemälde von einer besondern Art. Er bestrich eine gestochene Kupferplatte entweder mit rother oder schwarzer Farbe, als ob sie auf Papier abgedrucket werden sollte; alsdenn goß er fein zubereiteten Gips eines Fingersdick darauf, und ließ ihn auf der Platte trocken werden. Wenn hierauf die Gipstafel von der Kupferplatte abgenommen wurde, so hatte sich in jene der Stich und die Farbe der letzten so genau als auf Papier abgedrucket, er polirte sie alsdenn, und sie sahe einer gestochenen Silberplatte vollkom-

kommen ähnlich. Sie besahen hierauf alles Merkwürdige in dem Kloster, assen des Mittags allein, und wurden en maigre recht wohl bewirthet, auch von einem Frater bedienet.

Auf der Reise in Savoyen und Piemont, vom eilften bis sechszehnten September 1741.

Um 2 Uhr Nachmittags kamen sie nach les **Echelles** zurück, reiseten gleich weiter, und übernachteten in der Hauptstadt **Chambery**, welche von Bergen rund umgeben ist, und daher von Franzosen, mit muthwilliger Anspielung auf ihren Namen, le pot de chambre de Savoye, genannt wird. Am zwölften kamen sie bis **Aiguebelle**; am dreyzehnten bis zu dem Flecken **St. Michel**, und am vierzehnten bis zu dem Flecken **Lasnebourg**, am Fluß des Mont Senis. Hier liessen ihre Fuhrleute die Chaises stehen, und sie gingen am funfzehnten mit 10 Trägern für sie, 5 Maulthieren für das Gepäck, und 6 Maulthieren zum Reiten für die Domestiken, über den Mont Senis oder Cenis. Die Träger hatten Sessel mit niedrigen Rück- und Armenlehnen, deren Sitze von Bast geflochten waren, und deren jeder zwischen zwey Stangen hing, an welchen er getragen wurde. Zwischen denselben hing auch ein kleines Holz an Stricken, auf welches man sich mit den Füssen also stemmete, daß man mit dem Oberleibe auf dem Sessel gerade saß, die Füsse aber den Stangen gleich vor sich wegstreckete. Damals war der Abgang von dem Berge auf der Seite von Piemont recht fürchterlich, denn von dem Wirthshause la grande croix an, bis Novalese, stieg man über lauter Steine und Felsen so hinab, daß die Träger mit den Reisenden von einem Stein auf den andern als wie von hohen Stufen herunter springen mußten, und die Reisenden oft in Gefahr wa-

waren, von den Steinen, über welche die Sessel genau wegschleifeten, verletzet zu werden; insonderheit aber kamen bey Novalese 3 oder 4 Stellen vor, wo der Fußsteig an dem Abgrunde sehr schmal, auch durch das Wasser so ausgespület war, daß man mit der Hälfte des Stuhls und des Leibes einige Schritte lang über dem Abgrunde in der Luft schwebete. Es ist aber nachher unter der Regierung Königs Karl Emanuel des dritten ein neuer Weg angeleget worden, der gar nicht gefährlich ist, doch muß man sich noch der Tragesessel bedienen. Unsere Reisenden beobachteten auch, wie Staatswagen und Berlinen über den Berg geschaffet wurden. Alles was zum Gestelle gehöret, würde von Mauleseln, der ganze Kasten aber durch Menschen an grossen Stangen getragen. Sie sahen 12 Träger mit einem solchen Kasten vorbeygehen, man setzte ihn aber oben auf der Fläche des Berges auf einen Schlitten, und schleifte ihn durch Maulthiere bis an den andern Abgang, woselbst die Träger ihn wieder aufnahmen. Als ihre Fuhrleute alles auf ihre in Piemont bereit stehende Chaises gepacket hatten, rücketen sie zwischen den Bergen weiter fort, und nahmen ihr Nachtquartier zu Susa. Am sechszehnten sahen sie früh Morgens bey der Ausfahrt, daß der hinter ihnen liegende Mont Cenis stark mit Schnee bedecket war, freueten sich also, daß sie gestern nur Dunst und Regen auf demselben erfahren hatten. Mittags speiseten sie in dem grossen und schönen Gasthofe au Pape zu St. Ambrosio. Von dem königl. Lustschloß Rivoli an bis an das Turiner Stadtthor erstrecket sich eine schnurgerade und sehr breite Allee von hohen Lindenbäumen, 3 Stunden lang, durch welche sie Abends um 6 Uhr zu **Turin** glücklich anlangten, und mit ihren Fuhrleuten sehr wohl zufrieden waren; weil sie von Lyon bis Turin für gutes Essen und alle Bequemlichkeit bestens gesorget hatten.

Zu Turin vom siebenzehnten September bis fünften November 1741.

Vom siebenzehnten bis neunzehnten September ruheten sie aus, reinigten ihre Körper, brachten ihre Schreibereyen, Rechnungen und gesammte Sachen in Ordnung, sprachen aber niemand als ihre Banquiers. Am zwanzigsten wollten sie ihren Zweck verfolgen, weil aber der Oberhofmeister des Kronprinzen, Marquis von Breuil, an welchen sie ihre Hauptanweisung hatten, sie auf Morgen bestellen ließ, und die Marquise von Entraive, welcher sie ihr Bruder, der Herzog von Avre zu Paris, empfohlen hatte, seit 9 Tagen im Wochenbette war: so besuchten sie nur ihre Kaufleute, den Cours, und den angenehmen Garten bey dem königl. Lusthause, genannt le Valentin, der am Po lieget. Am ein und zwanzigsten fuhren sie au chateau, auf welchem der Herzog von Savoyen oder der Kronprinz wohnte, und überreichten dem Marquis von Breuil, Generallieutenant und Rittern des grossen Ordens de l'annonciade, den von seinem Bruder, dem sardinischen Ambassadeur zu Paris, ihnen mitgegebenen Brief. Er empfing sie in den Zimmern des Prinzen, in welchen er mitwohnete und schlief, seine Familie aber war im untern Stockwerke des Schlosses. Seine Höflichkeit bestand nicht sowohl in Worten und Reverenzen, als vielmehr in der That: denn nach der Entschuldigung, daß sein ihn sehr einschränkendes Amt nicht zulasse, den Herrn Grafen Reuß allenthalben selbst einzuführen, bat er, daß er seinen jüngsten Sohn, den Chevalier de Breuil, Malteser Ritter, zum Führer annehmen mögte, veranstaltete auch sogleich ihre Vorstellung bey dem König, damit sie noch Vormittags geschehe, und bey dem Kronprinzen des Nachmittags. Dieser Verfügung zufolge begaben sie sich gegen 11 Uhr in dem Pallast in das Paradezimmer des Königs, welches so wie alle andere Zimmer,

mer, durch welche sie gingen, der damaligen Trauer wegen, schwarz bezogen war. Den Dienst hatte an dem Tage der Comte de la Roque, premier ecuyer, und Vertrauter des Königs, der schon von allem unterrichtet war, und sie an die Thür stellete, durch welche der König nach der Kapelle gehen würde. Unterdessen wurden sie dem Prinzen von Carignan, Sohn des zu Paris verstorbenen, und dem hiesigen Gouverneur, Marquis von Tan, vorgestellet, welche nebst dem napolitanischen Ambassadeur, Marquis de Vieuville, dem ungarischen Minister Grafen von Schulenburg, und sehr vielen anderen Herren, in eben diesem Zimmer waren. So bald der König heraus trat, redete er den Grafen Reuß ganz gnädig so an: Sie reisen jetzt Herr Graf? und nachdem er noch die zwey Fragen hinzugefüget hatte, woher kommen sie? und wohin reisen sie? und der Graf darauf geantwortet hatte, ging er unter Vortretung der meisten Anwesenden durch das Zimmer nach der Kapelle, unsere Reisende aber wurden unterdessen von einem königlichen Kammerdiener in den besondern Wohnzimmern des Königs, und in den übrigen nicht schwarz beschlagenen Zimmern herumgeführet, welche sie sowohl in Ansehung der Meublen und Gemälde, als in Ansehung der eingelegten Fußböden prächtig fanden. Am meisten zeigte sich ein Cabinet von vergoldeter und durchbrochener Boiserie, mit untergelegten Spiegeln, und mit den schönsten Mignatürgemälden ausgesetzet. In einer Gallerie sahen sie ein altes Original, auf welchem zwey Personen abgebildet waren, die man durchgehends für Calvin und Luther ausgab: aber die Gestalt des ersten zeigte den Irrthum, und der vermeynte Luther schien ihnen Zwingli zu seyn. Als der König aus der Messe zurückkam, machten sie ihm in obgedachtem Zimmer, so wie alle übrigen, einen blossen Reverenz, und begaben sich sodann nach Hause. Der König hatte, so viel die Perucke bemerken ließ, rothes Haar, war klein und hager von

Per-

Person, hatte eine grosse Unterlippe, und wankete im Gehen von einer Seite zu der andern, sahe auch seit dem letzten italienischen Kriege ganz alt aus, ob er gleich erst 40 Jahre zählte. Seiner Freundlichkeit und Gesprächigkeit ungeachtet, war er doch nicht so herablassend, als sein Herr Vater gewesen seyn soll. Nachmittags holte sie der Chevalier de Breuil um 4 Uhr zu dem Herzog von Savoyen, dem sie in seinen Zimmern vorgestellet wurden. Er war in Ansehung seines 15jährigen Alters nicht besonders groß, hatte aber eine lebhafte Farbe, und noch lebhaftern Geist, gab auch, wie man sagte, in allen Stücken grosse Hofnung von sich. Er fragte verschiedenes, das ihre Reisen, insonderheit den Uebergang über den Mont Senis betraf; und sie wünschten ihm eine glückliche Reise, weil er Morgen vor seinem Vater her nach Alessandria gehen wollte. Ihr Führer brachte sie hierauf zu seiner Mutter, einer alten treuherzigen Frau, zu seiner Schwägerin Gräfin von Favria, einer jungen wohlgebildeten Dame, zu dem Gouverneur von Tan, der zugleich Generallieutenant und Ritter des grossen Ordens war; und zu der Prinzeßin von Carignan, Gemalin des oben erwehnten Prinzen. Sie war aus dem Hause Hessen-Rheinfels, also der zweyten Königin Schwester; und weil ihr Gemal ein Prinz vom Geblüt war, so hatte sie einen kleinen Hofstaat von einigen Cavalieren und Damen. Man setzte ihnen Tabourets, und sie hielten sitzend das gewöhnliche Gespräch, woher? wohin? Es fand sich auch ihr Bruder, Prinz Constantin, ein, welcher in Rußland ein Regiment hatte, und hieher gekommen seyn sollte, um hier in Kriegesdienste zu treten. Wegen des schönen Wetters fuhren sie nach Valentin, und gingen in dem königl. Garten, in welchem sie den napolitanischen Ambassadeur fanden, dem sie der Chevalier vorstellete, und der sie insgesammt auf Morgen Mittag zum Essen bat. Er war von Geburt ein Nie-

der-

derländer, hatte ein sehr gutes Ansehn, war sehr höflich, und machte starken Aufwand, daher man ihn hier gerne sahe. Bald hernach kam der König mit den Prinzen von Carignan und von Hessen, und anderen Herren, zu welchen sie sich eben so wie der Ambassadeur gesellten. Im Auf- und Abspatzieren sprach der König wohl eine Viertelstunde mit dem Grafen Reuß, und examinirte ihn über die Reisen, die er schon gemacht hatte, und noch vornehmen wollte, bezeigte sich auch überhaupt sehr gnädig. Aus dem Garten begaben sie sich nach der Esplanade, zwischen der Stadt und Citadelle, welche der Cours für die Kutschen ist; deren auch eine ziemliche Anzahl vorhanden war. Hier trafen sie den König abermals an. Als es anfing dunkel zu werden, kehreten sie zurück nach der Stadt, und traten in dem Caffehause ab, wo alle Herren vom Stande sich täglich um diese Zeit zu versammlen, und so lange von Zeitungen und anderen Dingen zu sprechen pflegten, bis es Zeit war in die Versammlungen zu gehen. Hierauf führete sie ihr Chevalier in die Versammlung bey der Marquise von Borgeal, woselbst sie seinen ältesten Bruder, Grafen von Pürpürat, sonst aber den Prinzen von Carignan antrafen. Endlich beschlossen sie mit der Versammlung bey der Marquise von Cavaglia, welche sehr zahlreich war, und kamen erst Abends um 11 Uhr nach Hause. Am zwey und zwanzigsten Vormittags gab der Marquis von Tan dem Grafen den Gegenbesuch, und hierauf fuhr ihr Chevalier mit ihnen zu dem Prinzen von Carignan, und als dieser nicht zu Hause war, zu dem Marschall von Rehbinder, obersten Befehlshaber des königl. Kriegesheers. Ungeachtet seines 80jährigen Alters ging er noch ganz gerade, hatte gute Farbe, und redete frisch weg, wie es ihm ums Herze war. Er war in dem letzten italienischen Kriege aus dem Felde deswegen nach Hause geschicket wor-

worden, weil er der von seinem König und der französischen Generalität gemachten Einrichtung allzu frey widersprochen, und durchaus verlanget hatte, daß Mantua belagert werden solle. Sie merketen auch hin und wieder, daß er bey vielen nicht beliebt sey, und daß man die Meynung von ihm habe, er sey wegen Schwäche des Kopfs nicht mehr tüchtig eine Armee zu commandiren. Unterdessen sprach er viel von seinen ehemaligen Kriegesverrichtungen, und erzählte insonderheit, wie er den Marschall von Villars in den Gebirgen von Piemont beunruhiget habe; denn diserr General habe sich auf nichts als auf die Reuterey, und auf den Krieg im offenen Felde verstanden, er aber habe den Krieg im Gebirge, in Schweden und Norwegen aus dem Grunde gelernet. Als die Franzosen im letzten Kriege Freunde seines Königs, und Villars zu Turin gewesen, habe er oft mit ihm über die ehemaligen Begebenheiten gelachet, und ihm seine falschen Schritte gezeiget. Auf die Oestreicher schmälete er sehr, weil sie bey den damaligen Umständen alles so spät veranstalteten, und das Geld, für welches sie Pulver und Kugeln kaufen sollten, auf Feyerlichkeiten und Thorheiten verwendeten; doch war er noch unzufriedener mit den Deutschen, daß sie das Haus Oestreich dem bourbonschen Hause preiß gäben. Alle diese Erzählungen und Urtheile flossen ihm sehr wohl, und konnten sie in denselben keine Schwäche des Kopfes verspüren. Vor ein Paar Jahren hatte er ein achtzehnjähriges Mädgen geheirathet, und weil ihn selbst sein Vater erst im 80sten Jahr gezeuget hatte, bey dieser Gelegenheit zum König gesaget, Sire! mein Vater hat Ihnen im 80sten Jahr einen Marschall gegeben, ich will ein gleiches thun; bis dahin aber war nichts erfolget. Als sie zu ihm kamen, waren ein Paar Leute bey ihm, die sich gleich wegbegaben; er sagte aber selbst zu ihnen, daß sie Mitglie-

der von seiner Brüderschaft des heiligen Geistes wären, die sehr viele Liebeswerke ausübe. Sie höreten aber hernach, daß man glaube, er habe sich deswegen zum Haupt dieser Brüderschaft erwählen lassen, weil ihm gesagt worden, es sey noch keiner in diesem Amt gestorben; und weil alle drey Jahre ein neuer Vorsteher erwählet werde, so hoffe er nicht nur bis dahin zu leben, sondern auch aufs neue von der Brüderschaft zum Vorsteher erwählet zu werden. Die Leser werden weiter unten etwas von ihm finden, das mit dieser Meynung nicht übereinstimmet. Er bat sie beym Abschied, so oft es ihnen gefällig wäre, ohne Umstände bey ihm zu speisen. Die Gesprächigkeit dieses alten Herrn hatte sie so lange aufgehalten, daß als sie an den Hof kamen, der König schon über den Schweitzersaal nach der Kapelle ging. Sie fanden aber in dem Vorzimmer des Königs desselben Aumonier, ihres Führers jüngsten Oheim, der seinem Bruder, dem Ambassadeur zu Paris, viel ähnlich sahe, den ungarischen Minister General Grafen von Schulenburg, und den Marquis d'Entraive, einzigen Sohn des Marquis von Tan, welcher Rittmeister und Kammerjunker war. Mit diesen dreyen Herren machten sie Bekanntschaft, und überreichten dem letzten den Brief, den sie an seine Gemalin hatten, wurden auch von ihm vertröstet, daß sie in den nächsten Tagen ihnen und einigen andern besondern Bekannten, ihr Wochenzimmer öfnen werde. Von dem Pallast gingen sie mit dem Gouverneur von Tan und anderen zu Fuß unter die Arcaden an dem Schloßplatz, (wo die meisten Herren bis zur Tischzeit im kühlen Schatten spatzierten,) von da aber endlich zum napolitanischen Ambassadeur zum Mittagsessen. Die übrigen Gäste desselben waren, die Gräfin von Carpene, deren Gemal des hiesigen Hofes Ambassadeur in Spanien gewesen war, die Gräfin von Non, der Herzog von Salviati, ein hiesiger Akademist, des-

dessen Vater sich zu Rom wohnhaft niedergelassen, die Hälfte seiner Güter aber doch im Großherzogthum Toscana hatte, auch Erbjägermeister desselben war, der Rittmeister Graf von Gaëtano, Gentilhomme d'entrée am neapolitanischen Hofe, wegen welches letzten Amts er einen goldenen Schlüssel an der Tasche trug, die Chevaliers de Guine und de Vieuville, beyde Malteser Ritter, und des Ambassadeurs nahe Verwandte, der Graf von Pron, ein hiesiger reicher Officier, und der Marquis de St. Gille, Schwiegersohn des Grafen von Carpené, welcher 1726 den Grafen Friedrich von Vitzthum im Zweykampf erschossen hatte. Als er gefraget wurde, ob er mit diesem Thäter verwandt sey? sagte er, ich bin es selbst, der dieses Unglück gehabt hat; er sagte es aber mit solchem Ton und mit solcher Mine, daß es schien, er rechne diese That nicht zu seinen Unglücksfällen, sondern zu seinen Heldenthaten. Die Mahlzeit war en gras und en maigre, und der Hauswirth sorgete auf alle Weise dafür, daß seine Gäste von beyden Kirchen satt wurden. Nachmittags fuhren sie zu dem Grafen von Roque, zum französischen Ambassadeur Grafen von Senneterre, die beyde nicht zu Hause waren, zum Oberstallmeister Baron von Valese, Rittern des grossen Ordens, der sich zu allen Diensten anbot, zum Oberkammerherrn Marquis von Elburg, der ein alter podagrischer, aber sehr höflicher Mann war, und eine besondere Gabe hatte, wohlklingende Hofcomplimente zu machen, zum Grafen von Schulenburg, und desselben Gemalin, zu welchem auch der engländische Minister von Vilettes und ein junger Graf von St. Hypolite kam, und der Beschluß des Tages wurde in der Versammlung bey der Marquise von Borgeal gemacht. Am drey und zwanzigsten wollten sie unterschiedene andre Besuche machen, sprachen aber nur den Grafen von Pron. Der Premier-Ministre Comte d'Ormea ließ sich durch seine vielen Arbeiten entschul-

digen, aber doch versprechen, daß er ihnen so bald es thunlich sey, eine Stunde bestimmen wolle. Auf der Promenade au Valentin leisteten sie abermals dem napolitanischen Ambassadeur Gesellschaft, und in der gewöhnlichen Caffegesellschaft trafen sie den Grafen von Apremont, welcher neulich aus Sardinien, woselbst er Vice-Roi gewesen, zurückgekommen war, und den Grafen von Carpene, an, die sich für die ihnen zugedacht gewesene Besuche bedankten. Der letzte gab ihnen viele besondere Nachrichten von dem Zustande des spanischen Hofes. Bey der Marquise von Borgeal trugen sie eine Weile das Ihrige zur Unterhaltung der Gesellschaft bey. Am vier und zwanzigsten empfingen und gaben sie Vormittags Besuche, und speiseten Mittags bey der Marquise von Breuil, in Gesellschaft des Grafen von Siries, des Chevalier von Guine, des Marquis und königl. Kammerjunkers de Marche, und des Majors Marquis von Ferret, Sohns des ersten Ministers. Die alte Marquise von Breuil billigte zwar ihre Enthaltung vom Spiel, so lange sie auf der Reise seyn würden, meynete aber, daß ihnen nachher der jeu de commerce unentbehrlich seyn werde. Nach der Tafel ging die ganze Gesellschaft durch eine Gallerie in den Pallast, um die Gemälde zu besehen, welche der König aus der Verlassenschaft des Prinzen Eugens gekaufet hatte. Die kostbarsten Stücke waren von italienischen und niederländischen Meistern, und unter den niederländischen that sich insonderheit ein Gemälde auf Holz hervor, welches eine alte und kranke Frau auf dem Stuhl vorstellete, deren eine Tochter vor ihr weinend auf den Knien lag, die andre aber ihr unter des Arztes Beystand Arzeneyen gab. Die anstößigen Gemälde hatte der König in einem besondern Zimmer verschliessen lassen. Bey dem Durchgang durch des Königs Schlafcabinet bemerkten sie, daß in demselben zur Seite einige erbauliche Bücher stunden, als, les Essais de

mo-

morale de Nicole. Bey einer verborgenen Treppe begegneten ihnen die drey königliche Prinzeßinnen, von welchen die älteste ein Alter von 12 Jahren hatte, alle 3 aber waren wohl gebildet und wohl gezogen. Sie hielten sich mit ihrer Hofmeisterin einige Minuten auf, sprachen mit den Damen, und fuhren sodann spatzieren. Nach einem bey dem Herzog von Salviati abgelegtem Gegenbesuch sahen und sprachen sie zum erstenmal die Marquise von Entraive, in ihrem Wochenbette. Sie erkundigte sich nach ihrem Bruder zu Paris, und nach Herrn von Ramsey, und bat, ihr den Inhalt seiner Abhandlung von den Freymäurern zu erzählen. Die auch gegenwärtigen Marquisinnen von Cavour und von Pallas, die letzte eine Schwiegertochter des ersten Ministers, sprachen mehrentheils piemontisch. Den Beschluß des Tages machten sie bey der Marquise de Borgeal. Am fünf und zwanzigsten fuhren sie, begleitet von ihrem Chevalier, von dem Grafen von Siries, und von dem Chevalier von Guine, nach dem 1½ Stunde von Turin entlegenem königl. Jagdhause Stupinice. Als sie nach der Stadt zurückgekommen waren, brachte sie ihr Führer zu dem Commendanten der hiesigen Festung, Marquis Pallavicini, welcher alte Soldat ehemals dem Kaiser, dem Churfürsten von Bayern und dem König von Frankreich gedienet hatte, und die verschiedene Lebensart unter diesen Truppen, insonderheit in Ansehung des Zweykampfs, umständlich beschrieb. Sie baten ihn um Erlaubniß, die Citadelle besehen zu dürfen, und er versprach, daß er auf Morgen dazu die Veranstaltung machen wolle. Die Gräfin von Lohse trafen sie bey dem Seide-Spinnrad und Rollins römischen Geschichte an. Das gab Gelegenheit zu einer moralischen Unterredung von der Lebensart der Damen, und wie sie von rechtswegen beschaffen seyn sollte? Bey der Marquise von Borgeal ging es am Abend anders zu. Am sechs und zwanzigsten besahen sie die Citadelle,

in welcher ihnen ein alter erfahrner Hauptmann alles zeigte, auch historisch erläuterte. Vor 40 Jahren hatte der Bliß ein Pulvermagazin entzündet, und dadurch eine grausame Verwüstung angerichtet, besonders aber ein ganzes Regiment, das hier in Besatzung lag, getödtet; eine Schildwache aber war eine halbe Stunde weit geschleudert worden, da sie auf dem Felde unbeschädigt niedergefallen. Am sieben und zwanzigsten kam der König von der am 23sten nach Alessandria angetretenen Reise, in drey Postchaises mit zwey Rädern, deren jede mit 2 Pferden bespannet war, zurück, und wurde von einigen Personen zu Pferde begleitet. Nachmittags waren sie bey der Gräfin von Favria, bey der sie den Marquis de Ferret antrafen, den sie baten, seinen Herrn Vater zu erinnern, daß er sie vorlassen mögte; hernach bey der Marquise von Entraive, und ferner bey der Marquise von Tan. Diese war eine geborne Deutsche, aus dem Herzogthum Jülich, machte viel aus der Landsmannschaft, und tadelte den zu grossen Geschmack der Deutschen an den französischen Moden. Es schien, daß sie in der alten und neuen Geschichte wohl bewandert sey. Zuletzt waren sie noch bey dem Marschall Rehbinder. Er rühmte die Gränzfestungen Fenestrelle und Brünette als solche, die ihres gleichen nicht hätten, denn es wären alle Werke in den Felsen ausgehauen, welchen man weder durch Kanonenkugeln noch durch Bomben etwas abgewinnen könne, sondern die bloß durch den Mangel an Lebensmitteln und Munition zur Uebergabe gezwungen werden müßten. Als von der Unüberwindlichkeit der Festungen die Rede war, erzählte er, daß einsmals ein Ingenieur seinem Herrn den Riß zu einer unüberwindlichen Festung versprochen habe; und da er nach Vollendung desselben gefraget worden, worinn das Kunststück der Unüberwindlichkeit bestehe? habe er auf eine in einiger Entfernung von der Festung gezeichnete Armee gewiesen,

und

und gesaget, daß nur der Entsatz, welcher zu rechter Zeit geschehe, eine Festung unüberwindlich mache. Von sich selbst erzählte der Marschall, daß er ein geborner Liefländer, und aus schwedischen Diensten zu der Zeit gegangen sey, als König Wilhelm die Landung in England vorgenommen, und bey dieser Gelegenheit einige schwedische Regimenter den Holländern überlassen worden. Er war nicht damit zufrieden, daß bey der östreichischen Armee den Regimentern ihre Cassen, und den Obristen die Macht, die Subaltern-Officiere zu ernennen, genommen worden. Am acht und zwanzigsten warteten sie zur gewöhnlichen Stunde dem König im Pallast auf, und unterhielten sich mit ihm und den schon erlangten Bekannten aufs beste. Herr von Geusau fragte den geistlichen Oheim ihres Führers, ob die hiesige Universität unter der Regierung der Jesuiten stehe? worauf er antwortete: Glauben sie, daß wir einen so schlechten Geschmack haben? nein! es ist schon lange, daß wir dieses Joch abgeschüttelt haben; es sind hier sogar die Schulen den Jesuiten verboten. Man kam auf die Hauptreliquie des hiesigen Landes und Orts zu reden, welche das Schweiß- oder Grabetuch ist, in welches der Leichnam unsers Herrn eingewickelt gewesen seyn soll, und fragte ihn, ob die Gestalt des Körpers, welche alle Gemälde von demselben zeigeten, sich darauf befinde? Dieses verneinte er, und sagte, das sogenannte Schweißtuch habe nur braunrothe verbleichte Flecken, aus welchen man an einem Ort zur Noth wohl ein blosses Gesicht, aber doch nur mit Hülfe einer starken Einbildungskraft, herausbringen könne. Er setzte hinzu, die Reliquie würde dadurch viel von ihrem Werth verlieren, wenn sich auf dem Tuch die Gestalt des ganzen Körpers befände: denn ordentlicher Weise drücke ein eingewickelter blutiger Körper nicht seine Gestalt in das Tuch, sondern mache nur grosse Flecken. Herr von Geusau gebrauchte das Schweißtuch der hei-

ligen Veronica zum Einwurf: er zuckete die Achseln, und das Gespräch von dieser Materie hatte ein Ende. So bald sich der König in die Kapelle begeben hatte, veranstaltete ihr Chevalier, daß sie in die Sacristey derselben kamen, dadurch vom Niederfallen befreyet wurden, und doch die Musik hören konnten, welche nach italienischer Art sehr schön war. Abends fanden sie bey der Marquise de Borgeal die Comtesse de Lohse, und viele andere Standespersonen. Am neun und zwanzigsten genossen sie ihre Mittagsmahlzeit frühzeitig, und fuhren nach Supergue, 1½ Stunde von Turin, dahin sie ihr Führer und einige andere Chevaliers zu Pferde begleiteten. Der Abbé de St. Innocent, der sie herumführte, und ihnen alles zeigete und erklärete, war ein Edelmann aus Savoyen, hatte viel Verstand und Lebensart, bewirthete sie in seinem Zimmer mit Caffe, und in dem Speisesaal mit Früchten, Schweitzerkäse, Brodt und Wein. Nach seinem Bericht wurde hier die Constitution Unigenitus als nicht vorhanden betrachtet, und der König hatte verboten, von derselben zu reden, und darüber zu disputiren, um nicht sein Land durch subtile Streitfragen, die von wenigen verstanden würden, zu beunruhigen. Unter den jungen Geistlichen dieser Stifts war auch ein natürlicher Sohn des zu Paris gestorbenen Prinzen von Carignan, hatte aber, wie es schien, mehr Neigung zum weltlichem als geistlichem Stande. Am dreyßigsten fanden sie Abends bey der Marquise d'Entraive, die nun alle Besuche annahm, unterschiedene Damen und Herren, die sie schon kenneten.

Zu Turin im October 1741.

Am ersten October fuhren sie gewöhnlichermassen nach Hofe, begleiteten mit anderen anwesenden Herren den König nach der Kapelle, blieben auch mit den übri-

übrigen protestantischen Herren, nemlich mit dem Grafen von Schulenburg, dem engländischen Minister von Villettes, und dem engländischen Grafen S. Hypolite, bey dem Eingang zu der Kapelle stehen, und empfingen von dem König eine sehr gnädige und freundliche Kopfneigung. Die Musik höreten sie wieder in der Sacristey an, und nach der Rückkunft in die königl. Zimmer sprachen sie unter andern mit dem Marquis Pallavicini, und zwar von der hiesigen Citadelle, denn sie mußten ihm erzählen, was sie in derselben gesehen und angemerket hatten. Der Marquis von Entraive nahm sie vom Hofe in seinem Wagen mit unter die schon erwehnten Arcaden, und nach einem Spatziergang unter denselben, zu seinem Vater, dem Gouverneur, der sie zum Mittagsessen gebeten hatte. Herr von Geusau sprach mit ihm von seinem Geschlechtsnamen Tan, und er sagte, daß seine Familie von dem deutschen Geschlecht von der Tanne ihren Ursprung herleite, von welchem einer mit den ehemaligen Kaisern in diese Gegend gekommen seyn, und diesen Zweig angefangen haben müsse, da denn der Name allmählig in Tana, wie er sich jetzt eigentlich schrieb, verwandelt worden. Ehemals haben sie auch Tannzapfen im Wapen geführet, aber auch dieses nachmals geändert. In seinem Pallast sahen sie auf der Haupttreppe einer Statüe Kaisers Friederichs des ersten, welche einer von des Gouverneurs Vorfahren hatte aufstellen, und unter dieselbige in lateinischer Sprache setzen lassen, daß dieser Kaiser auf einem Zuge nach Italien einem seiner Ministerialen, Namens von Tan, die Reichskleinodien, einem andern gleiches Namens aber seinen Prinzen zur Verwahrung und Aufsicht gegeben habe. Des Gouverneurs Tafel war ansehnlich, denn er war einer der reichsten im Lande. Die Mitgäste waren, der Kammerjunker Graf Bagliotti, der Chevalier de la Carte, Graf Cunig, und

andere. Die Gemalin war wegen einer Unpäßlichkeit nicht mit an der Tafel, daher die ganze Gesellschaft sich zu ihr, und hernach auch in die Wochenstube der Schwiegertochter, Marquise d'Entraive, begab. Unsere Reisende besuchten auch die Gräfin von Pron, die Gräfin von Baugeain, welche für die allerreichste Dame im Lande gehalten wurde, und endlich gingen sie in die grosse Versammlung, in welcher sie sich insonderheit mit dem Grafen von Apremont, ehemaligen Vice-Roi von Sardinien, unterredeten. Am zweyten nahmen sie Vormittags am Hofe von dem König einen sehr gnädigen Gruß in Empfang, besuchten nach Tische einige Damen, und besahen alsdenn die weitläuftigen mit dem Pallast zusammenhängenden Gebäude, welche ihnen der erste königliche Baumeister, Graf von Alfieri, zeigte. Hier gingen sie unter andern in die Werkstatt des königlichen Hofgoldschmidts, welcher im Begriff war, die Buchstaben zur Grabschrift des Marschalls Rehbinder aus Metall zu verfertigen, weil dieser sich bey seinen Lebzeiten in der hiesigen heiligen Geistkirche sein Grabmal setzen ließ. Herr von Geusau schrieb sich gleich die lateinische Grabschrift ab, aus welcher ich aber nur anführen will, daß er Bernhard Otto von Rehbinder hieß, und 1662 am 21sten Nov. zu Reval in Esthland geboren war. Das übrige von der Grabschrift waren seine Titel. Weil der Herzog von Savoyen an diesem Tage aus Alessandria zurückkam, so liessen sie sich am dritten, Vormittags nach 10 Uhr, zu ihm führen, um ihm zu der Rückkunft Glück zu wünschen. Er hatte sich eben ins Gespräch mit ihnen eingelassen, als die fremden Minister und andere Person sich zu gleichem Zweck einfanden. Von hier gingen sie in den Pallast, und holten sich auch von dem König eine sehr gnädige Mine und Kopfneigung. Nachmittags besahen sie das Collegium der Universität, und in demselben

ben

ben die Bibliothek. Am vierten fuhren sie nur des Abends aus, um die kleine Gesellschaft bey Madame de Borgeal, und die grosse bey Madame de Cavaglia zu besuchen. Am fünften waren sie Vormittags am Hofe, und Mittags assen sie bey dem Grafen von Schulenburg auf desselben Landhause. Er war ein Sohn des Grafen von Oenhausen zu Hannover, hatte aber den Geschlechtsnamen seines mütterlichen Oheims, des Feldmarschalls Schulenburg zu Venedig, annehmen müssen, weil dieser ihn zum Universalerben eingesetzet hatte. Seine Gemalin, deren Vater Graf Kottolinski Landeshauptmann in Glogau gewesen, hatte in erster Ehe einen Prinzen von Lichtenstein gehabt, und trug den Sternkreuzorden, war also katholisch. Der Mitgast, Graf Bagliotti, zeigte das mit Diamanten reichlich besetzte Bildniß der Königin von Ungarn, welches er geschenkt bekommen, als er nach Wien geschicket worden, um zu der Geburt des Erzherzogs Glück zu wünschen. Am sechsten, da sie den Grafen von Schulenburg wieder besuchten, erzählte er ihnen viel Besonderes von den letzten Feldzügen in Ungarn, welche er mitgethan, auch als Succow krank gewesen, die Aufsicht über die Niederreissung der Festungswerke von Belgrad gehabt hatte. Hierüber und über den ganzen Belgrader Frieden seufzete er noch, und versicherte, daß er sich eher des Himmels Einfall, als der Uebergabe dieser Festung vermuthen gewesen sey. Bey der Marquise de Borgeal sprachen sie auch den Chevalier de Fleury, Sur-Intendant des etudes du Duc de Savoye, welcher ein sehr verständiger und gelehrter Mann war. Vom siebenten bis vierzehnten warteten sie täglich dem König auf, trafen ihn auch am 12ten auf dem Spaziergang au Valentin an, da er gehend eine lange Unterredung mit ihnen hatte. Er bedauerte, daß sie zu einer Zeit hieher gekommen, da wenige Vergnügungen für Fremde hier wären, meynete auch, daß

Turin

Turin ihnen schlecht gefallen müsse, weil sie schon Paris gesehen hätten. Sie erzähleten aber alles Vorzügliche vor Paris, welches sie zu Turin gefunden, auch das Merkwürdige, was sie von Gebäuden und sonsten gesehen hätten. Hierüber bezeigte sich der König vergnügt, und sprach umständlich von der Anlage des neuen Opernhauses, nemlich in wie fern es mit der Baukunst der alten römischen Theater und Amphitheater übereinstimme oder nicht. Sie mußten ihm auch noch einmal genau beschreiben, wie sie ihre Reise durch das übrige Italien einrichten wollten, und unter diesem anhaltendem Gespräch begleiteten sie den König zum Garten hinaus bis an den Wagen. Der grosse Unterschied unter der Etiquette des französischen und sardinischen Hofs wird den Lesern hierbey sehr auffallen, aber bald noch deutlicher werden. Den Herzog von Savoyen warteten sie in diesen Tagen auch einmal in seinem Zimmer auf, und beantworteten seine Fragen, wie es ihnen hier gefalle? was sie besehen? und wie sie sonst ihre Zeit angewendet hätten? Sie beobachteten an ihm die gute Eigenschaft, daß er, ungeachtet seiner Lebhaftigkeit, niemals jemand in die Rede fiel, sondern die Antworten eben so geduldig anhörete, als freundlich und bescheiden er fragte. An den Nachmittagen nahmen sie Besuche an, und gaben dergleichen, gingen nach den Spatzierörtern, und fanden sich Abends bey den Dames d'Entraive, de Borgeal und de Cavaglia ein. Die neuen Bekanntschaften, welche sie in diesen Tagen machten, waren folgende. Der Generallieutenant Marquis de Rivarole, Gouverneur von Novara, ehemaliger Vice-Roi in Sardinien, Ritter des grossen Ordens, ein alter ehrwürdiger Mann. Der premier Ecuyer Marquis Cassini. Der Graf von Prüane, Stallmeister des Herzogs von Savoyen. Die Grafen Donas und Doria, welcher letzte der älteste Bruder des Grafen von Siries war.

war. Der Chevalier von Pron, des Grafen von Pron jüngster Bruder. Der Marquis de S. Thomas, welcher vor dem Marquis d'Ormea Premier-Ministre gewesen, damals aber nur einer von den Staatsministern war. Der Prinz von Mazaran, welcher sowohl den goldenen Vlies- als Januariusorden trug, und Capitaine-General bey den spanischen Truppen, hier aber nur als Gast war. Der Marquis von St. Germain, von dessen Gemalin hernach etwas vorkommen wird. Der Marquis von Tournon, Rittmeister bey der Leibgarde zu Pferde, und desselben Sohn der Marquis von Albi, welcher mit der Tochter der Gräfin von Vausjaire versprochen war. Diese Gräfin war zwar mit dem Prinzen de la Cisterne vermälet, lebete auch wirklich mit ihm in der Ehe, führete aber seinen Namen nicht, weil man ihr sonst gewisse Güter streitig gemacht haben würde. Sie besahen auch in diesen Tagen das königl. Lustschloß la Venerie, das Zeughaus zu Turin, und die Kirche des heiligen Lorenz, wegen ihrer sonderbaren Kuppel, die so hoch durchbrochen ist, daß man beym Hinaufschauen meynet, das Gebäude werde einen über dem Kopf zusammenfallen, da es doch vollkommen gut und fest ist.

Folgende Anecdoten wurden ihnen in diesen Tagen als zuverläßig erzählet. Der vorige König, Victor Amadäus, nahm einesmals Schnupftaback, und ein gegenwärtiger kaiserlicher General grif ungebeten in des Königs Dose. Der König steckte zwar die Tabacksdose ganz ruhig in die Tasche, zog sie aber bald darauf wieder heraus, und schüttete den Taback vor den Augen des Generals auf die Erde; bestrafte ihn also wegen seiner Dreistigkeit zwar stillschweigend, aber doch empfindlich genug. Der damals noch lebende Marquis von Elburg verspielete auf der Friedensversammlung zu Cambray 26000 Livres, der König aber ließ sie gleich bezahlen. Die Gemalin desselben kam an Hof, und die

Kö-

Königin fragte, was sie Neues wisse? Sie äusserte ihren gerechten Kummer über das herumlaufende Gerücht von ihres Mannes Spielschuld; der König aber sagte zu ihr, Madame, sprechen sie nicht davon; hat der Marquis von Elburg 26000 Livres verloren, so sind sie bezahlet. Sie wollte dem König dafür Dank abstatten, er nahm ihn aber nicht an. Der Bereiter auf der Venerie erzählte, daß keiner dem König habe scharf genug reiten und fahren können; es hätten auch, wenn einer von seinen Begleitern mit dem Pferde gestürzet, die anderen sich nicht aufhalten dürfen, um dem Gestürzten zu helfen. Einige Personen, die auf der Insel Sardinien selbst gewesen, erzähleten, daß ihre Einwohner zu gewissen Zeiten auf ihren kleinen Pferden ein Wettrennen hielten, da zwey oder drey sich in eine Linie stelleten, mit den Armen sich anfasseten, und auf solche Weise in vollem Galop von einem sehr höckerigtem und steinigtem Berge hinunter jagten. Die dasige Hirschjagd beschrieben sie also. Der Jäger verfolge den Hirsch zu Pferde, und wenn er denselben erreichen zu können glaube, werfe er ihm eine Schlinge von einem Strick über das Geweihe, lasse alsdenn den Strick lang schiessen, und renne mit dem Hirsch im Kreise herum, ziehe aber im Rennen den Strick allmählig wieder an sich, bis er dem Hirsch so nahe komme, daß er ihn entweder mit einem Schuß oder Stich erlegen könne; die Hirsche wären aber kleiner und schwächer als in andern Ländern.

Der königliche Pallast zu Turin, in welchem der König mit den beyden jüngsten Prinzen, den Herzogen von Hoste und Chabelais, und mit den 3 Prinzeßinnen, wohnte, hatte viererley Wachen, nämlich unter dem ersten Thor, welches in den Vorhof führet, war eine Compagnie zu Fuß von der hiesigen Besatzung, mit einem Hauptmann, Lieutenant und Fähnrich. Unter dem andern Thor, welches mit dem Hauptgebäude über-

überbauet ist, und durch welches man in den innern Hof kommt, stunden die sogenannten Gardes de la Porte, in rother und blauer Montur, mit blauen mit Gold eingefasseten Carabinerriemen, auch mit Carabinern und Seitengewehr versehen; zu welchem Corps lauter versuchte Unterofficiers genommen wurden, die zum Dienst im Felde zu alt, zu dieser Verrichtung aber noch tüchtig waren. Auf dem ersten grossen Vorsaal, so bald man die grosse Treppe hinangestiegen war, paradirten die Schweitzer mit grossen Wehrgehängen und Hellebarden, und in dem gleich darauf folgendem Saal die Leibgarde zu Pferde, welche die Wachen zu Fuß thaten, und dabey eine Art von Hellebarde in der Hand führten. Ihre Kleidung war roth Scharlach mit Gold besetzt, und sie hatten alle das Ansehn von Oberofficieren, aber keinen Rang, sondern wurden nach Befinden mehrentheils als Lieutenants unter die Feldregimenter befördert. Das so genannte Schloß, welches die Wohnung des Herzogs von Savoyen war, hatte zwar eben diese 4 Arten von Wachen, es bestand aber jede Sorte nur in einem kleinen Detachement, welches von den königlichen Wachen abgegeben wurde, wie denn überhaupt damals dem Kronprinzen noch kein Hofstaat eingerichtet war. In dem ersten Vorzimmer des Königs, welches auf den Saal der Leibgarde folgete, standen die Läufer und Bedienten, und in den andern, unmittelbar vor dem sogenannten Paradezimmer, die Pages, deren zehn waren. Sie hatten den Degen an der Seite, und waren nach dem äusserlichen Ansehen manierlich und wohl gezogen. Wenn der König nach der Kapelle ging, so machten die Läufer und Bedienten, unter Anführung ihres mit einem Degen gehenden Corporals, (nach deutscher Art zu reden, eines Hoffouriers) den Anfang, auf diese folgeten die Pages, alsdenn die Cavaliers, Minister und andere hohe Bediente; nun kam der König, und hinter demselben der Rittmeister

von

von der Leibgarde, mit dem schwarzen und weissen nach französischer Art gemachtem Commandostabe, und die Leibgarde selbst begleitete den König auf beyden Seiten. Vor der Kapelle stelleten sich die Pages auf einer, und die Läufer und Bediente auf der andern Seite in zwey Reihen, und liessen den ganzen Zug in die Kapelle hinein gehen; worauf die Leibgarde die Kapelle inwendig an der Mauer herum besetzte, und in Gestalt eines halben Zirkels dem König gegen über stand. In Ansehung der Einfuhr mit den Kutschen war weder in dem Pallast noch in dem Schloß der geringste Unterschied des Ranges oder Standes, sondern ein jeder, der sich sonst bey Hofe einfinden durfte, fuhr ganz hinein, und stieg unter den Arcaden, wo die Haupttreppe hinaufgehet, ab; die Kutschen stelleten sich in dem innern Hof des Pallastes unter den Fenstern der königlichen Zimmer, und warteten auf die Rückkunft ihrer Herren. Der König stund um 7 Uhr auf, und es war bey seinem Aufstehen niemand, als die zum Ankleiden und Aufwarten nöthige Personen. Seitdem er Witwer war speisete er niemals öffentlich, ließ aber Mittags den Kronprinzen täglich, und die Prinzeßinnen wöchentlich zweymal mit sich essen. In der Diät hatte er für seine Person dieses Besondere, daß er alle Tage einerley Speisen aß, nämlich Suppe, Rindfleisch, gedämpft Fleisch, (Stuffata,) einen Flügel von einem gebratenen Huhn oder Rebhuhn, und endlich ein viereckig geschnittenes Stück Käse, welches er selbst in vier Theile zerschnitt, drey davon aß, und den vierten jedesmal auf dem Teller liegen ließ. Auf den ganzen Tag waren seine Stunden so eingetheilet. So bald er um 7 Uhr aufgestanden war, und gebetet hatte, thaten die Minister ihre Vorträge, und arbeiteten mit dem König bis 9 Uhr. Von 9 bis 10 Uhr besuchte er die im obern Stockwerk wohnende junge Herrschaft; von 10 bis 11 gab er allen und jeden, die ihn allein spre-

sprechen wollten, Gehör; von 11 bis 2 Uhr fanden sich zur Aufwartung bey ihm die fremden Minister und andere, die sich an seinem Hofe zeigen wollten, ein, es fiel auch in diese Zeit die Messe, welche der König anhörete. Von 1 bis 2 Uhr speisete er zu Mittag, von 2 bis 3 ging er im Pallast herum, und besahe, was etwa im Bauwesen, an Schnitzwerk, Malerey u. s. w., verfertiget wurde, oder zu veranstalten war. Von 3 bis 5 dauerten die besonderen Audienzen fort. Um 5 Uhr gingen die Spatzierfahrten und Spatziergänge an, und Abends nach der Rückkunft besuchte er entweder den Herzog von Savoyen, oder die Marquise von S. Germain, welche man für seine Geliebte hielt. Verstattete die Witterung den Spatziergang nicht, so schrieb und las er, setzte auch wohl über das Gelesene seine Anmerkungen auf. In der Stadt und auf den umliegenden Spatzierörtern fuhr sowohl der König als die junge Herrschaft nur mit 2 Pferden, und hatten ein Paar Bediente auf dem Wagen, zu Pferde aber ein Paar Cavaliers, ein Paar Pages und ein Paar Knechte bey sich. Die Cavaliers und Pages mußten in Strümpfen und Schuhen reiten, um beym Absteigen mitgehen zu können. Im Wagen hatte der König allezeit einen Cavalier neben sich sitzen. Wenn den königlichen Kutschen andere begegneten, mußten diese so lange stille halten, bis jene vorbey waren, auch die darinn sitzende aufstehen, welches letzte auf dem Cours, wegen der öftern Wiederholung, etwas beschwerlich war. Wer zu Fuß war, wenn bey Hofe oder sonst der König vorbey ging, blieb nicht, wie anderwärts gewöhnlich, steif stehen, sondern bückete sich tief. Seitdem der König Witwer war, erschien bey Hofe keine Dame, es war auch keine Versammlung, noch etwas anders von der Art, für die Müßiggänger gewöhnlich. Ausser den Oberhofämtern, als Oberkammerherr, Oberstallmeister, u. s. w. waren die

übrige Hofcavaliers entweder premiers gentilhommes de la Chambre, oder Ecuyers, jener Zahl war nicht bestimmet, dieser waren acht, nemlich 4 premiers und 4 seconds.

Die Lebensart der Standespersonen zu Turin fanden sie der Pariser sehr ähnlich, nur mit dem Unterschied, daß insonderheit die Herren viel zu Fusse giengen, und entweder ihre Wagen, oder ihre Portechaises, die hier sehr Mode waren, leer hinter sich her folgen liessen; daß alle Gastmale des Mittags ausgerichtet wurden, und ein jeder des Abends allein aß; daß man sich um die Fremden weit mehr Mühe gab, und daß man zwar in allen Häusern spielete, auch sogar die Bassette stark trieb, aber keinen dazu nöthigte, oder weil er es unterließ, übel ansahe. Am funfzehnten warteten sie Vormittags dem König auf, und Nachmittags besuchten sie Madame von St. Gille, deren Mann der Graf von St. Gille, und Vater der Graf von Carpene, auch zugegen waren. Ihr Gemal sprach von seinen ehemaligen sächsischen Diensten, in welchen er als Kammerherr und Generaladjutant Königs August gewesen. Weil ihn die vitzthumschen Händel um dieselben gebracht hatten, so nahm er Gelegenheit, dieselben umständlich zu erzählen. Sie hätten gar wohl in Güte beygeleget werden können, wenn Graf Vitzthum nicht so viele und mächtige Feinde gehabt hätte, welche dem König ohne Unterlaß in den Ohren gelegen, und ihn endlich überredet hätten, sie könnten nicht beygeleget werden. Der Feldmarschall Flemming habe dabey das meiste gethan; auch nebst dem Grafen von Sachsen, in dem nachher gehaltenen Kriegsrecht, ihm, dem Grafen von St. Gille, das Wort geredet; ja, als er vors erste nach Paris geflüchtet sey, und den Feldmarschall um die 800 Thaler, welche von seinem Gehalt rückständig gewesen, ersuchet habe, wären ihm dieselben, und zugleich im Namen des Kö-

nigs

higs noch tausend Ducaten ausgezahlet worden. Die nächsten vitzthumschen Anverwandten, nemlich der Fürst Lubomirski, und der unglückliche Graf von Hoym, hätten sich sehr gerecht und billig gegen ihn bezeiget, und ihn versichern lassen, daß sie wider ihn nichts hätten, und sein ganzes Betragen bey der Sache allen Regeln gemäß fänden. Abends fand Herr von Geusau bey der Marquise von Borgeal Gelegenheit, mit dem Chevalier de Fleury von der Einrichtung der Studien des Herzogs von Savoyen umständlich zu sprechen. In der Mathematik war er so weit gekommen, daß er eine geometrische Aufgabe zerlegen und beweisen konnte, es war ihm auch die Algebra ganz geläufig. In der Kriegesbaukunst ward er durch den geschickten General-Ingenieur unterwiesen. Die französische und italienische Sprache, (welche letzte von seiner Piemonter Mundart sehr unterschieden war,) hatte man ihn nach grammaticalischen Regeln gelehret, und hierauf die lateinische mit ihm angefangen, um auf solche Weise die doppelte Schwierigkeit, da man sonst die grammaticalischen Kunstwörter und eine todte Sprache zu gleicher Zeit lernen muß, in einer einfache zu verwandeln: der Chevalier versicherte auch, daß diese Lehrart bey dem Prinzen sehr gut von Statten gegangen sey, und ihm die lateinische Sprache sehr erleichtert habe, so daß er nicht nur einen Schriftsteller in derselben verstehe, sondern auch schon recht fein übersetze. An Schriftstellern habe er zuerst den Phädrus, hernach den Julius Cäsar, und alsdann den Sallustius gelesen, und zwar so, daß man ihn vorher den Inhalt dieser Schriftsteller habe aus französischen Büchern lesen lassen, dadurch ihm das Latein viel schmackhafter, und er immer begieriger geworden sey, das ihm schon im allgemeinen Bekannte, aus dem lateinischen Schriftsteller desto genauer und umständlicher zu erlernen. Die Historie werde ihm nicht

 münd-

mündlich vorgetragen, sondern er lese die für ihn ausgesuchten Bücher selbst laut, und in Gegenwart des Lehrers, welcher mit ihm im Vorlesen abwechsele, und sodenn über das Gelesene eine Unterredung anfange, um es zu wiederholen. Mit Rollins Geschichte alter Zeiten und Völker habe er den Anfang gemacht, auch desselben römische Geschichte, so weit sie heraus sey, gebrauchet; und hierauf wären ihm andere französische Bücher in die Hände gegeben worden. Nun habe er die Völkergeschichte angefangen, werde auch zu seiner Zeit die deutsche Reichshistorie mit besonderm Fleiß studiren, dazu Herr von Geusau einige Bücher schriftlich vorzuschlagen gebeten wurde. Als dieser fragte, ob der Prinz auch von der Kirchengeschichte etwas gehöret habe, und insonderheit in der Materie von der geistlichen und weltlichen Macht schon unterrichtet worden sey? antwortete der Chevalier, bisher habe man es dabey bewenden lassen, dem Prinzen überhaupt zu sagen, daß die weltliche Gewalt der Fürsten bloß von Gott abhange, in Ansehung der Religionslehren aber der Pabst und die Kirche respectiret werden müßten.

Am sechszehnten speiseten sie Mittags bey dem napolitanischen Ambassadeur, in Gesellschaft des spanischen, auch des Marschalls von Rehbinder und desselben jungen Frau, und des Grafen von Alfieri. Der Marschall versicherte, daß eine solche kleine Tischgesellschaft ihm recht sey, und daß er in keiner grossen mehr erscheine, weil es ihm ungelegen sey, enge zu sitzen, und kalt zu essen. Der Hauswirth erwiederte, er habe nebst der kleinen Tafel ihm auch das Vergnügen der Landesmannschaft verschaffen wollen, und deswegen den Grafen Reuß und desselben Cavaliers gebeten. Der Marschall bedankte sich dafür, sprach auch während der Tafel mit ihnen deutsch. Unter andern meynete er, das einzige Mittel, wie die

Kö-

Königin von Ungarn sich die Bayern vom Halse schaffen könne, sey nun, durch einige regelmäßige Regimenter, und ein Corps Tyroler Schützen, einen Einfall in Bayern zu thun, doch müßte es geschwind, und nicht mit der gewöhnlichen östreichischen Langsamkeit geschehen. Auf die Franzosen schimpfte er, daß sie ihren Gästen lauter kleine Schüsselchen vorsetzten, deren eine etwa zwey bis drey Personen sätigen könne, da hingegen die übrigen, welche etwa auch gern von eben dem Schüsselchen etwas gegessen hätten, das leere Nachsehen haben müßten. Weil auch die beyden alten Ambassadeurs sich viel mit der jungen Marschallin abgaben, so erklärte der Marschall, daß er seine Frau einem großmüthigen Spanier und einem guten Fläminger schon anvertrauen wolle, aber vor den Franzosen schliesse er die Thür zu. Beyläufig kam auch vor, daß er wegen seiner Steinschmerzen, welche sich mit dem Reiten nicht vertrügen, niemals mehr im Felde commandiren wolle, daß er auch keinen Berathschlagungen weiter beyzuwohnen gedenke, weil ein alter den jungen gemeiniglich widerspreche, und sie also nur böse mache. Nach aufgehobener Tafel, als die übrigen Gäste schon weg waren, erzählte er dem napolitanischen Ambassadeur, in Gegenwart unserer Reisenden, wie er seine Frau auf beyde Fälle, da sie nach seinem Tode entweder Witwe bleiben, oder wieder heirathen werde, in seinem Testament bedacht habe. Darüber entstand zwischen beyden Herren ein förmlicher Dispüt, denn der Ambassadeur behauptete, daß sie im Fall der neuen Heirath gar nichts, bey fortgesetztem Witwenstande aber mehr haben müsse, als der Marschall ihr ausgesetzet habe. Dieser hingegen bestund darauf, daß sie von 8000 Livres jährlicher Einkünfte, wobey sie auch das Silberwerk behalte, anständig leben könne, wenn sie aber wieder heirathen sollte, doch etwas zum Andenken haben

müsse. In dem letzten Stück gaben ihm unsere Reisende Beyfall. Am siebenzehnten legten sie bey dem napolitanischem Ambassadeur einen Besuch ab, und begaben sich mit demselben, und mit dem spanischen Ambassadeur, auch Marquis Caßini, premier ecuyer des Königs, nach Hofe zum König. Mittags speiseten sie bey dem Marschall von Rehbinder in Gesellschaft seiner Gemalin und derselben unverheiratheten Schwester. Der Marschall war überaus treuherzig. Vor Tische zeigte er ihnen einige Bücher vom Kriegswesen der Römer, unter andern Vegetium de militia romana, erklärte ihnen auch die Kupfer des Buchs, und bemerkte, was heutiges Tages von dem römischen Kriegeswesen noch brauchbar isey. Nach Tisch mußte seine Gemalin ihren Schmuck vorzeigen, er selbst aber zeigte ihnen sein aurum potabile, (trinkbares Gold) oder oleum incombustibile, (unverbrennliches Oel) welches ihn ein alter Philosoph zu machen gelehret habe, und dessen er sich alle Frühjahr bediene, um sich zu brechen, zu schwitzen und zu laxiren, dem er auch seine Gesundheit im hohen Alter zuschrieb. Es war an Schwere und Farbe dem Golde fast gleich. Die Stücke hatten die Grösse einer wälschen Nuß, waren fett anzufühlen, und liessen sich ungefähr wie naß gemachter Zucker zerbröckeln, der Geschmack aber war etwas salzigt. Man nahm davon 3 Gran, und warf sie in kalt Wasser, in welchem sie sich sofort auflöseten, und das Wasser gelb färbeten, welches man sodann austrank. Legte man eben diese Materie auf ein glühend Eisen, so verursachte sie auf demselben einen Fettfleck, welcher sogar auf die andere Seite durchdrang, auch beständig blieb, wenn man das Eisen auch noch so oft im Feuer glühend machte. Der Marschall versicherte, daß er das Vorgezeigte in seinem Camin eigenhändig und von reinem Golde verfertiget, vorher aber mit

dem

dem menstruo universali versetzet habe. Er versicherte auch die Irreducibilität dieser Materie, von welcher er durch eine Menge Versuche gewiß geworden sey. Das menstruum universale beschrieb er so. Es sey eine grüne und etwas klebrige Materie, welche in Gegenden, die weder gar zu fett, noch gar zu dürre wären, vor dem Aufgang der Sonne auf dem Grase und Moose klebe, von der Sonnenwärme aber gleich aufgelöset werde, und wie ein Nebel in die Höhe steige. Diese Materie werde im Frühjahr und Herbst gesammlet, und das in beyden Jahrszeiten gesammlete vermischet, hernach aber vorsichtig und mühsam destilliret, und was denn herauskomme, sey das einzige Mittel, das Gold so vollkommen aufzulösen, daß es nicht wieder zu Golde werde.

Von der Abdankung des vorigen Königes erzählte er viele Umstände, von welchen diese die vornehmsten waren. Sie sey bloß deswegen geschehen, weil der König gemerket habe, daß ihm das Gedächtniß ganz verlasse, worüber er verdrießlich geworden. Er, der Marschall, habe ihm zwar dieselbige widerrathen, und vorgeschlagen, daß er, zur Verhütung aller Unordnung, seine mündliche Befehle in ein Buch dictiren mögte, welches er auch eine Zeitlang gethan, er sey aber doch bey seinem erstem Entschluß geblieben. Zu der Arrestirung des Königs würde es nimmer gekommen seyn, wenn man nicht einen von ihm nach Frankreich geschriebenen Brief aufgefangen hätte, in welchen er um Hülfe zur Wiedererlangung seines Throns gebeten, weil alle andere im Lande versuchte Mittel fehlgeschlagen wären.

Von dem Entsatz der Stadt Turin versicherte er, daß keinesweges, wie gemeiniglich erzählt wird, die Brandenburger das französische Retranchement zuerst überstiegen hätten, sondern daß er mit den 9000 Pfälzern, welche damals unter seinem Befehl gestanden,

zuerst in dasselbige gedrungen sey. Er erzählte auch, daß nach völlig erlangtem Siege der König Victor mit dem Prinzen Eugene und allen übrigen Generalen in die Stadt geritten sey, und auf dem Pallast geschmauset habe, er, der Marschall aber, habe für die Gesunden und Verwundeten von seinem Corps Wein und Brandtewein aus der Stadt holen lassen, und theils für Erquickung der guten und braven Leute, theils für die Verbindung derselben gesorget. Solche Vorsorge sey nicht nur christliche Schuldigkeit, sondern verschaffe auch einem General die wahre Liebe seiner Soldaten, die nachgehends, wenn die Gelegenheit dazu vorhanden sey, ihm durch Wasser und Feuer folgeten. Am andern Tage sey er auch beym König zum Schmause gewesen, der ihm zwar, so wie die Generale, darüber einen Vorwurf gemacht, daß er am vorigen Tage ausgeblieben, er habe aber den Generalen darüber eine scharfe Lection gelesen, daß sie ihre Leute seit 24 Stunden verabsäumeten, und zum Theil in ihrem Blut liegen liessen. Prinz Eugene habe sich dieserwegen selbst an die Stirn geschlagen, ihm vollkommen Recht gegeben, und gleich das Nöthige veranstaltet. Eben dieser Prinz soll, nach des Marschalls Bericht, in seinen jüngern Jahren schrecklich ausschweifend gewesen seyn, und daran, sagte der Marschall, habe er ihn auf folgende Weise erinnert. Der König Victor habe einmal in seiner, des Marschalls, Gegenwart, zum Prinzen Eugene gesaget, man würde sich vielleicht wundern, daß er einem noch nicht alten General seine Armee anvertraue, worauf der Prinz geantwortet habe, er ist doch immer älter als ich; er, der Marschall, aber habe zu dem Prinzen gesaget, es ist freylich wahr, daß ich älter bin, als sie, aber Ew. Hoheit vergessen zugleich zu sagen, daß ich auch immer vernünftiger gelebet habe, als sie. Der Prinz habe ihm die Hand auf den Mund gehalten, und gesaget, sprechen

sie

sie nicht mehr von dieser Materie. Er zeigete ihnen auch ein Zeugniß des Ritterhauses zu Stockholm auf Pergament, nach welchem seine Vorfahren vor ungefähr 400 Jahren aus Westphalen nach Liefland gekommen seyn sollten. *) Am achtzehnten wurden sie am Hofe mit dem jungen Grafen von Oettingen bekannt, der von Rom, woselbst sein Bruder bayerischer Minister war, nach Turin auf die Akademie geschicket war. Mittags speiseten sie bey dem chursächsischen Minister Grafen von Flemming. Ihre Mitgäste waren, der genuesische Minister Marquis von Curlo, der engländische von Vilettes, der Ceremonienmeister Chevalier Salmatoris, der Kammerjunker Marquis von Marches, der Stallmeister des Kronprinzen Marquis von St. Paire, der Director der hiesigen Ritterakademie Graf von Salmur, und Chevalier de Fleury. Mit dem letzten sprach Herr von Geusau viel Nützliches von dem Unterschied der Erziehung junger Leute nach den Nationen, Eltern und Vorgesetzten. Nach der Tafel fuhren sie zu der Uebung der Feuerwerker, um welcher willen vor der Stadt jenseits des Poflusses eine Batterie angeleget war, weil sie von dem Chevalier de Fleury gehöret hatten, daß sich auch der Herzog von Savoyen daselbst einfinden würde. Diese Uebung geschahe wöchentlich zwey- oder dreymal, und die Batterie war mit fünf Mörsern und zwey Kanonen besetzt. So bald der Herzog von Savoyen ankam, nahm die Uebung den Anfang, und an diesem Tage wurden nur zehn Bomben nach einem gewissen aufgesetztem Baum geworfen, wobey der Prinz sich sehr aufmerksam bewies, bey dem Laden, Putzen und Richten der Mörser

*) Die Familie von Rehbinder ist in Liefland schon seit der Heermeister Zeit, wie aus der ritterschaftlichen Matrikel in meinem Magazin für die Historie und Geographie Th. 3. S. 233 ersehen werden kann.

alles genau in Augenschein nahm, auch zum Theil mit Hand anlegte. Das Commando auf der Batterie führete der Ingenieurmajor de Luc, welcher ein Buch von der Artillerie geschrieben hatte. Sie hatten Gelegenheit mit des Prinzen Oberhofmeister Marquis de Breuil lange zu sprechen, und ihm von verschiedenen Materien des deutschen Staatsrechts Nachricht zu geben. Als sie nach der Stadt zurückgekommen waren, fuhren sie zu der Gräfin von St. Gille. Man redete von dem Feuer, welches in der Nacht gewesen war, und der Marquis von Rivarole erzählte, daß als er ehemals in einer gewissen Festung commandiret habe, zwey grosse Magazine in Brand gerathen wären. Da wären die geistlichen Herren mit einer Reliquie von der heiligen Agatha gekommen, er habe sie aber sogleich nach ihrer Kirche mit den Worten zurückgeschicket, ihr Herren! hier ist nichts als Wasser nöthig. Bey dem Marschall von Rehbinder sahen sie das Pferd, welches der napolitanische Ambassadeur, mit einem ungemein kostbar gesticktem Zeug, der Marschallin geschenket hatte. Mit dem Marschall kamen sie abermals in ein Gespräch von dem römischen Kriegeswesen, und er fällete von Follard Arbeit über den Polybius ein sehr ungünstiges Urtheil. Von der Belagerung von Landau (1704) erzählte er das Folgende. Es wäre eine sehr regenhafte Witterung eingefallen, so daß man in den Laufgräben bis an die Knie habe im Wasser gehen müssen. Dieserwegen sey unter dem Vorsitz des röm. Königs Joseph ein Kriegesrath gehalten worden, ob man die Belagerung aufheben oder fortsetzen solle? Prinz Ludewig von Baden habe ihn zuerst aufgerufen, um seine Meynung zu sagen, da er denn mit sehr mißvergnügter Mine gesaget habe, es würde eine ewige Schande seyn, wenn man, ohne nochmals einen Hauptversuch zu wagen, abziehen wolle, zumal da der römische König selbst die Armee commandire. Der

Prinz

Prinz von Baden habe weiter gefraget, was er unter dem Hauptversuch verstehe? worauf er sich erkläret habe, daß er mit seinen Grenadiers am hellen Mittag einen Sturm auf die Breche der Citadelle unternehmen wolle, jedoch unter der Bedingung, daß niemand sich in den Plan einmische, sondern ihm alles völlig überlassen werde. Das letzte habe nun zwar den Prinzen verdrossen, es sey aber doch zum grossen Vergnügen des römischen Königs dabey gelassen worden. Am Mittag des folgenden Tages habe er den Sturm mit 3000 Grenadiers wirklich unternommen, da denn zwar die Franzosen bey dem Aufmarsch auf die Breche zwey Minen springen lassen, die ihm Leute weggenommen, aber auch die Graben desto besser mit Erde ausgefüllet, so daß er mit einem Verlust von 500 Mann wirklich in die Citadelle hineingekommen sey, und die Franzosen aus derselben verjaget habe. Er habe die Mannschaft in 10 Haufen, jeden von 300 Mann und mit doppelten Officieren versehen, abgetheilet, von welchen immer einer auf den anderen gefolget sey, ohne einen Schuß zu thun, denn alles sey mit dem Degen in der Faust ausgerichtet worden, welches viel geschwinder gehe, und die Leute, insonderheit bey der Ersteigung einer Breche, in weniger Verlegenheit setze, als wenn sie mit unter das Gewehr laden müßten; es werde auch der Feind, wenn nur eine Salve desselben ausgehalten worden, im Laden durch die Säbelhiebe leicht in Verwirrung gebracht. Bey der Marschallin waren auch die Gräfinnen von Biscaret und Monte, welche sie kennen lerneten. Als sie am neunzehnten dem Herzog von Savoyen aufwarteten, sprach dieser mit ihnen mehrentheils von der gestern vorgenommenen Artillerieübung, und von den Bombenwürfen, welche am besten von Statten gegangen wären? Der alte Marquis von Breuil versicherte, daß des Grafen Reuß Besuch dem

Prin-

Prinzen allezeit angenehm sey. Bey der Gräfin von Pron wußte der Prinz von Carignan von nichts als von seinen neu-gekauften Schecken zu sprechen. Vom zwanzigsten bis neun und zwanzigsten setzten sie die gewöhnliche, dem Reisezweck gemässe, tägliche Besuchung des Hofes und der besten Gesellschaften fort. Am Hofe sprachen sie, und der chursächsische Minister Graf von Flemming, einsmals mit dem französischen Ambassadeur von der deutschen Staatsverfassung, und der Ambassadeur wunderte sich, daß beyde Grafen, Reuß und Flemming, so gut Französisch sprächen, da er doch sonst gehöret habe, daß den Sachsen die Aussprache und der Accent des Französischen am schweresten falle. Graf Flemming antwortete ihm, keiner von uns beyden ist ein Sachse, ich stehe unter dem König von Preussen, und Graf Reuß unter dem Reich. Herr von Geusau zeigte hierauf dem Ambassadeur den Unterscheid zwischen dem obersächsischen Kreise und dem Churfürstenthum Sachsen. Sie lerneten ausser dem Generallieutenant Marquis von Suze, einem natürlichen aber für ehelich erklärten Sohn des vorigen Königs, welcher den Titel Hoheit führete, viel Fleisch und doch viel Lebhaftigkeit hatte, und im Gesicht seinem Vater sehr ähnlich sahe, den Generallieutenant von Borgsdorf kennen, welcher des Marschalls von Rehbinder Stiefsohn, ein freundlicher und angenehmer Mann, aber unverheirathet war. Sie speiseten in diesen Tagen bey ihm sowohl als bey dem alten Marschall. Das größte Gastmahl aber, dem sie beywohnten, war am 25sten, als am Geburtstage der Königin von Spanien, bey dem sehr höflichen spanischen Ambassadeur, Don de Sada, bey welchem auch der napolitanische Ambassadeur, die Minister von Chursachsen und Genova, und viele Damen, insonderheit die Gemalin des unpäßlichen französischen Ambassadeur, war. Es wurden dreymal 36 grosse und kleine Schüs-

seln

seln aufgesetzet, der Nachtisch aber stund in einem Nebenzimmer auf einer besonders eingerichteten Tafel. Das Zuckerwerk stellete eine mit vielen Statüen, Treppen und Balüstraden gezierte Gartenterrasse vor, auf deren vier Ecken vier Springbrunnen waren. Am meisten gefiel ihnen, daß, ungeachtet des grossen Ueberflusses an Speisen, dennoch kaum zwey Stunden mit denselben zugebracht wurden. Nach aufgehobener Tafel begaben sie sich alle nach Hause, und erst gegen 7 Uhr kehreten sie zu dem Ambassadeur zurück, um dem musicalischen Concert und der Versammlung beyzuwohnen. Jenes bestand aus blossen Instrumenten, und es liessen sich dabey einige Virtuosen aus der königl. Kapelle sehr wohl hören: diese ward in fünf zusammenhangenden Zimmern angestellet, die ziemlich angefüllet waren, doch waren die Spielenden und Nichtspielenden fast in gleicher Anzahl vorhanden, so daß unsere Reisende keine Ursache hatten, sich über den Mangel der Unterhaltung zu beklagen. Weil sie, ungeachtet aller angewandter Bemühung, bisher den Premier-Ministre Marquis d' Ormea, nicht hatten können zu sprechen bekommen: so fuhren sie, nach dem Rath ihrer Gönner und Freunde, täglich zu ihm, liessen sich in seinem Vorzimmer aufschreiben, und erwarteten nun die Wirkung davon. Am dreyßigsten besuchten sie den ungarischen Gesandten, Grafen von Schulenburg, nach seiner Rückkunft aus Mailand, auf seinem Landhause, woselbst sich auch der engländische und chursächsische Minister, und mehrere Herren und Damen einfanden. Er bat sie auf Morgen Mittag zum Essen. Bey der Gräfin von Favria wurde fast zwey Stunden lang von lauter medicinischen Sachen gesprochen. Bey dem Marschall Rehbinder trafen sie den Abbé de S. Innocent an, der zu vielen nützlichen Unterredungen Gelegenheit gab, aber bald zum Spiel abgerufen wurde, welchen Antrag er mit diesen

Wor-

annahm: ich habe keinen Spielgeist, aber ich spiele, um eine Lücke auszufüllen. Bey der Marquise von Borgeal sprachen sie Abends mit dem Chevalier de Fleury von dem gewöhnlichen übermäßigen Essen, in welchem zwar die Römer noch weiter gegangen wären, dadurch aber die Nothwendigkeit einer Hauptreformation nicht aufgehoben werde. Am ein und dreyßigsten machten sie wegen des angefangenen bessern Wetters Anstalten zu ihrer Abise von Turin, und nahmen an diesem Tage von dem König Abschied, zu welchem sie durch den premier ecuyer, Marquis de Caſſini, welcher an diesem Tage die Aufwartung hatte, in seine Wohnzimmer eingeführet wurden. Er war ganz allein, und allem Ansehn nach eben von dem Schreibtisch aufgestanden, welcher mit einem Buch in quart, und mit Briefpapier beleget war. Er bedauerte abermals, daß sie zu einer so traurigen Zeit in Turin gewesen wären, und nicht mehr Vergnügen gefunden hätten, sie beruhigten ihn aber darüber aufs beste, und beschrieben ihm nochmals, auf sein Befragen, ihre noch bevorstehende Reise durch Italien. Der König unterredete sich hierauf noch eine gute Viertelstunde mit ihnen über die Alterthümer und Peterskirche zu Rom, und über andere sehenswürdige Dinge in Italien, und wünschte ihnen eine glückliche Reise, sie aber danketen ihm für alle hier genossene königliche Gnade. Der Graf von Marsigli, welcher an diesem Tage die auf der Wache befindliche Mannschaft von der Leibgarde commandirte, führete sie durch die Gallerie, welche den Pallast mit dem Schloß verbindet, zu dem Herzog von Savoyen, der eben den Federball schlug, und sie nach einem kurzen Gespräch von ihrer fernern Reise sehr gnädig entließ. Mittags speiseten sie vor der Stadt bey dem ungarischen Minister, Grafen von Schulenburg, in Gesellschaft des engländischen Ministers Villetes, und einiger anderen Personen.

nen. Sie erfuhren von ihm, daß er nächstens werde abgelöset werden, und das Commando über die aus Mailand nach Tyrol gehende Truppen übernehmen. Die Frau Gräfin gab ihnen Empfehlungsschreiben nach Genova, Mailand und Venedig. Sie setzten das Abschiednehmen fort.

Zu Turin vom ersten bis fünften November 1741.

Dieses geschah auch am ersten November, und sie hatten beschlossen am zweyten nach Genova aufzubrechen: allein der napolitanische Ambassadeur, der Marschall von Rehbinder und desselben Gemalin, und die Gräfin von Favria, verlangten durchaus, daß sie noch das Fest des heiligen Karls, welches der Ambassadeur am fünften feyere, abwarten sollten; und der Ambassadeur versagte ihnen die versprochenen Empfehlungsbriefe nach Napoli schlechterdings, wenn sie ihm nicht willfahrten. Dieses mußten sie also wohl thun, setzten aber doch die Abschiedsceremonie fort, und kamen Abends mit derselben völlig zu Stande. Mittags assen sie bey dem Marschall von Rehbinder, der wieder sehr treuherzig gegen sie war, sich auch bewegen ließ, ihnen von seinem auro potabili etwas zu geben, und mit demselben in ihrer Gegenwart die oben (S. 262) erwehnte Feuerprobe machte. Er erzählte, daß er auf Märschen oft abgestiegen, und 3 bis 4 Stunden zu Fuß gegangen sey, und wenn die Soldaten nach der Ursache gefraget hätten, geantwortet habe: Kinder! das thue ich, um an mir selbst zu bemerken, wenn ihr müde seyd, und wenn ich euch Halt machen lassen muß. Die Officiere wären oft übel damit zufrieden gewesen, denn er habe ihnen auch abzusteigen befohlen, wenn sie es nicht von selbst gethan, um zu versuchen, wie es den Soldaten gehe, die ausserdem noch

noch so viel zu tragen hätten: aber bey den gemeinen Soldaten habe er sich dadurch grosse Liebe erworben, und insonderheit das Desertiren derselben verhindert. Zu gleichem Zwecke habe er oft auch ohne Noth einen Soldaten um ein Stück Brodt angesprochen, und aus seiner Feldflasche mitgetrunken, und sodann beydes reichlich bezahlet, davon sich das Gerücht schleunig durch die ganze Armee ausgebreitet, und die Leute sehr für ihn eingenommen und willig gemacht habe. Wenn aber die Generalität im Hauptquartiere fresse, saufe und spiele, und die Soldaten dasselbige mit hungrigen Magen bedecken müßten, so habe solches eine schlimme Wirkung. Er führete auch an, daß im Felde die Pfeifer seines Regiments ihm des Morgens die Melodie des Gesanges, aus meines Herzens Grunde, und des Abends die Melodie des Liedes, wer *nur* den lieben Gott läßt walten, hätten blasen *müssen*, da denn die Piemonter Officiers oft zu ihm gesaget hätten, ce sont des beaux airs, il y a quelque chose de grave dedans. Hätte er ihnen nun gesaget, daß sie die Melodien von lutherischen Liedern wären, so hätten sie sich darüber verwundert. Der Marschall setzte hinzu, und gewiß es sind ein Paar schöne Lieder, die alle Religionen singen können. Sie nahmen zwar hierbey, wie schon oft geschehen war, Gelegenheit, auf eine gute Art nach den Ursachen zu fragen, welche ihn bewogen hätten, von der lutherischen Kirche zu der römischen überzugehen, er ließ sich aber auch diesmal in diese Materie nicht ein, sondern blieb bey allgemeinen Sätzen, man muß niemand wegen der Religion verfolgen; Gott wird jeden nach *seiner* Erkenntniß richten, u. s. w. oder bey dem Ausruf, ach die Lumpereyen. Uebrigens erhielten sie heute neue Empfehlungsschreiben nach Genova und Mailand. Am zweyten ließ sie der Marquis von Breuil zum Mittagessen einladen, weil er ihr längeres Hierbleiben er-

fah-

fahren hatte. Sonst pflegete er sehr ernsthaft zu seyn, heute aber war er ungemein munter. Weil er ehedem 10 Jahre lang sardinischer Gesandte zu Wien gewesen war, so gingen alle Gespräche vor, bey und nach der Tafel auf dortige Personen und Sachen, und auf Deutschland überhaupt, von dessen Verfassung er gute Begriffe hatte, auch ziemlich gut Deutsch sprechen, und noch besser es schreiben konnte. Von seiner Familie höreten sie, daß er sonst jederzeit allein und nicht mit ihnen esse, heute also bloß aus Liebe zu ihnen und ihrem Vaterlande etwas Ausserordentliches thue. Sein Bruder, der Abbé, billigte den ehemals (S. 232) erwehnten Vorschlag des Jesuiten zu Lion, daß sie bey dem Pabst Audienz nehmen sollten, theilte ihnen auch desselben zwey Folianten, de servorum Dei beatisatione et beatorum canonisatione, Bononiae 1734, zum lesen mit, welches Werk er von dem Premier-Ministre entlehnet, an den es der Pabst eben sowohl als an den König geschicket hatte. Gegen Abend begaben sie sich in die kleine Gesellschaft bey dem Marschall von Rehbinder, welcher wieder allerley erzählete, davon das Folgende eine Probe ist. Es habe ihn einsmals ein französischer Officier, dem durch eine savoyische Parthey sechs Maulthiere genommen worden, sehr beweglich um derselben Zurückgabe gebeten. Diese Gelegenheit habe er sich zu Nutze gemacht, und einen Officier und sehr guten Ingenieur in Maulesel-Treiber verkleidet, mitgeschicket, welche ihn nach ihrer Rückkunft von der ganzen Stellung der feindlichen Armee gründlich unterrichten können. Sonst habe er an gemeinen Spionen jederzeit 3 oder 4 gehalten, deren keiner den andern gekannt, und durch Vergleichung ihrer verschiedenen Berichte habe er allemal zuverläßigere Nachrichten bekommen, als wenn er einem dieser Schelme allein getrauet hätte. Von dem vorigen König sagte er, daß er selbst den Krieg verstanden habe, aber zu

heftig gewesen sey. Er habe von demselben einen grossen Dank für den Rath bekommen, für die im Felde stehende Armee Zwieback backen zu lassen: denn da ein Maulthier doppelt so viel Zwieback als Brodt tragen könne, so sey dadurch die Hälfte der Maulthiere bey der Armee ersparet worden; der Zwieback halte sich auch viel länger als das Brodt, und man habe allemal wenigstens für zwey Monate in Vorrath gebacken, und diesen Vorrath in den der Armee am nächsten gelegenen Festungen immer zur Hand gehabt. Bey der Marquise von Boreal waren einige der Meynung, daß der Marsch der Truppen aus Mailand nicht nach Tyrol, sondern nach Modena gehen werde, weil der dasige kleine Herzog ein Corps von 10000 Mann, welches andere für 18000 stark ausgäben, mit spanischem Gelde zusammengebracht habe, dessen sich Spanien zur Eroberung der östreichischen Provinzen in Italien mit bedienen wolle. Weil es aber lauter zusammengeraftes Volk sey, das noch zur Zeit mit den Waffen nicht umzugehen wisse, so sey es für Oestreich nützlich, dasselbige je eher je lieber zu unterdrücken. Am dritten und vierten speiseten sie abermals Mittags bey dem Marschall Rehbinder, der wieder viel erzählte. Die Belagerung von Toulon, (1707) sagte er, habe der Prinz Eugene mit Fleiß langsam und nachläßig getrieben, damit die französische Hülfe aus den Niederlanden ankommen, und die Belagerung unter einem guten Vorwand aufgehoben werden könne; weil der damals in Schlesien stehende König von Schweden, Karl der zwölfte, gedrohet habe, daß wenn Toulon von den Alliirten weggenommen werde, er sofort in Oestreich einfallen wolle. Als die alliirte Armee über die schnelle Vare, nicht weit von ihrem Einfluß in die See, gegangen sey, wären von allen Truppen viele ertrunken, aber von dem pfälzischen Corps, welches in holländischem Sold gestanden, kein Mann, denn er, welcher

es

es commandirte, habe beym Durchgang jedes Glied sich mit den Armen in einander schlingen, auch zwischen zwey Gliedern wohl 50 Schritte Raum bleiben lassen, damit das schnelle Wasser nicht aufgehalten werde. Seine Erzählung, wie er einsmals dem churpfälzischen Premier-Ministre Grafen Wieser, als er noch in churpfälzischen Diensten gestanden, habe hundert Prügel angeboten, und wie es eigentlich zugegangen, daß er vor dem Schluß des letzten italienischen Feldzugs sich nach Hause begeben: hat Herr von Geusau wegen Weitläuftigkeit und Bedenklichkeit nicht in sein Tagebuch gebracht. Am fünften wurde der gestern eingefallene Namenstag des Königs beyder Sicilien (oder das Fest des heil. Karls,) von desselben Ambassadeur gefeyert, und sie fanden sich dabey Nachmittags um 1 Uhr ein. Zum Mittagsessen waren lauter Mannspersonen gebeten, als, die Ambassadeurs von Spanien und Frankreich, der päbstliche Nuntius, (welcher aber wegen hiesiger noch nicht völlig geendeten Streitigkeiten mit dem päbstlichen Hof noch zur Zeit den Charakter nicht angenommen hatte,) die Gesandten von England, Sachsen und Genova, der hiesige Premier-Ministre Marquis von Ormea, der Gouverneur Marquis von Tan, der Oberstallmeister Baron von Valese, u. a. m. überhaupt 32 Personen. Nun hatten unsere Reisende endlich Gelegenheit, mit dem Premier-Ministre persönlich bekannt zu werden. Vor und nach der Tafel entschuldigte er sich aufs höflichste, daß er wegen seiner überhäuften Geschäfte habe in Ansehung ihrer die gröste Unhöflichkeit begehen müssen. Je suis couvert de confusion, sagte er, et charmé en même tems, de pouvoir redresser a cette occasion en quelque maniere ma faute, u. s. w. Er war ein grosser und starker Mann, und hatte in seinen Augen etwas Durchdringendes, war aber dabey freundlich und gesprächig. Man sagte, er sey zwar dem Geschlecht

nach ein guter Edelmann, und stamme aus dem alten Hause Ferret her, sein Vater aber habe aus Armuth im bürgerlichen Stande gelebet, und diesen seinen Sohn eben so erzogen. Anfänglich war er Richter auf dem Dorf Carmagniol, in Piemont; als aber dem vorigen König seine Talente bekannt wurden, machte er ihn erst zum Intendanten eines kleinen Districts, und hernach erhob er ihn weiter. Insonderheit schickte er ihn nach Rom, woselbst er die Kirchensachen in den Landen des Königs auf einen für den König vortheilhaften Fuß brachte, und dadurch bahnete er sich den Weg zu der Premier Ministre Stelle, zu welcher ihn noch der vorige König erhob. Es ging alles durch seine Hände, und von den übrigen Staatsministern wurde keiner als der Marquis von Breuil gebraucht, und auch dieser wurde nur in gewissen Sachen zu Rathe gezogen. Ein ordentliches aus mehreren Personen bestehendes Conseil wurde niemals gehalten. Auf das Gastmal zu kommen, so wurden 110 Schüsseln in 3 Gängen aufgesetzet, hierauf begab man sich an eine mit dem Nachtisch besetzte besondere Tafel, die aber in eben demselben Saal stund, und nachdem auch hier ein jeder sich satt gegessen hatte, ging man zurück nach der ersten Tafel, welche unterdessen mit Caffe, Rossoli, Persico und andern Liqueurs war besetzt worden. Um 4 Uhr gingen alle aus einander, sie fanden sich aber um 7 Uhr wieder ein, um bey der eigentlich für die Damen veranstalteten Nachfreude gegenwärtig zu seyn. Sie bestund in einem starken Concert, in welchem sich auch ein Castrat hören ließ, in sehr vielen Spielparthenen, und endlich in einem prächtigen Abendessen, zu welchem aber erst Nachts um 11 Uhr der Tisch gedecket wurde. Unsere Reisende begaben sich vor dem Spiel und Abendessen heimlich weg, verabredeten sich aber mit dem Legationssecretär wegen der Empfehlungsbriefe, welche der Ambassadeur ihnen für Napoli versprochen

hat-

hatte. Sie nahmen nun bey der Gräfin Favria und bey dem Marschall von Rehbinder völligen Abschied, welcher letzte sich gegen den Herrn von Geusau manches guten deutschen Liebkosungsworts bediente, als, mein lieber ehrlicher dicker, u. s. w. Sonst war, nach seiner Art zu reden, **Ihr**, **Er** und **Sie** einerley, und das **Ihr** gebrauchte er am liebsten und meisten.

Vom sechsten bis dreyßigsten November 1741 auf der Reise nach Rom.

Am sechsten, mit Anbruch des Tages, traten sie ihre Reise nach Genova an, zu welcher ihnen auf Befehl des Gouverneur das Festungsthor geöfnet wurde. Der bisher häufig gefallene Regen hatte die Landstrassen sehr verdorben, sie kamen aber doch Abends unbeschädigt nach der Stadt **Asti**. Hier zeigte ihnen ein Donnerwetter mit starkem Regen den Unterscheid zwischen der Lage ihres Vaterlandes und hiesiger Gegend, und der Zusammenlauf des Volks vor einem Marienbilde, welches auf der Strasse gegen ihrem Quartier über stand, und vor welchem es gewisse Litaneyen sang, die Religion der Italiener. Am siebenten erreichten sie gegen Mittag die Stadt **Alessandria**, machten aber keinen Gebrauch von dem an den dasigen Gouverneur Marquis von Carage empfangenen Empfehlungsschreiben, weil die zunehmend schlechte Witterung ihnen die Eile anrieth. So lange sie in den an Getreide und Wein sehr fruchtbaren ebenen Gegenden von Piemont und Montferrat reiseten, wurden sie an vielen Orten von der Menge der mit Ochsen bespanneten und mit Wein beladenen Wagen, welche nach Turin gingen, lange aufgehalten. Die Nacht brachten sie zu **Novi** zu, welcher Ort von dieser Seite die erste genuesische Stadt war. Auf dem

Platz vor ihrem Quartier reitzete ein alter Mann zum Kauf seines kleinen Paternosterkrames durch die Violine. Am achten kamen sie gleich jenseits der Stadt in die genuesische Berge, welche theils mit Buschwerk, Bäumen und gutem Grase bewachsen, theils felsigt und unfruchtbar waren. Der Weg zwischen und an denselben war durchgehends gepflastert, welches ihnen nach den grundlosen Landstrassen, die sie von Turin aus fast allenthalben gehabt hatten, sehr wohl gefiel. Allein ein Paar kleine Flüsse verursachten ihnen viel Beschwerlichkeit. Der erste war der Lemo bey **Gavo**, welcher sich durch das enge Thal so hinabschlängelt, daß sie sechsmal durch denselben fahren mußten. Wegen der vielen Waaken und glatten Steine am Ufer und im Bette, und wegen des von dem Regen stark angewachsenen und schnell fliessenden Wassers mußten sie 7 Einwohner des Städtchens zur Begleitung durch denselben mitnehmen, deren jeder einen langen Stock zu seiner Stütze trug. Einer ging zur Untersuchung der Durchfahrtsgegend voran, und sechs hielten die Chaises, damit sie nicht umschlugen. Diese Leute trugen ihre Beinkleider auf den Köpfen, und setzten die Hüte oben darauf. Der zweyte war der Fluß Ponsevera, welcher bey Genova in das Meer fällt. Dieser kommt aus dem Gebirge, und fliesset durch das Thal zwischen Campo Masone und Genova so schlangenmäßig, daß sie 23mal durch denselben fahren mußten. Sie nahmen zwar, um einer tiefen Stelle auszuweichen, einen Umweg durch ein linker Hand am Berge gelegenes Dorf; hier aber kamen sie auf eine andere Weise übel an: denn ein Platzregen hatte eine Gartenmauer in die Strasse geworfen, und sie mußten viele Einwohner zu Hülfe nehmen, um über und durch die Trümmer zu kommen. Endlich langeten sie Abends um 5 Uhr zu Genova an, und wurden durch den prächtigen Anblick der Stadt für die ausgestandenen Beschwerlichkeiten

ten entschädiget. Sie fuhren auf der Seite wo der Leuchtthurm stehet in die Stadt hinein, hatten also das Meer und den Hafen zur rechten Hand, und wurden von niemand angehalten; denn die Visitatoren frageten zwar mit ein Paar Worten nach ihren Sachen, hielten sie aber nicht auf, sondern forderten ein Trinkgeld, welches sie auch empfingen.

Zu Genova vom neunten bis zwölften November 1741.

Sie waren vorzüglich drey Marchesen empfohlen, nemlich dem Feldmarschalllieutenant Pallavicini, dem Giov. Bapt. Doria, und dem Rivarola; der letzte war abwesend, aber die beyden ersten liessen es sich bestens angelegen seyn, um ihnen zur Erreichung ihres Zwecks zu helfen. Der General Pallavicini war damals ein Mann von 40 Jahren. Er hatte in dem letzten ungarischen Feldzuge die kaiserlichen Kriegesschiffe auf der Donau commandiret, auch dem Wiener Hofe grosse Geldsummen vorgeschossen; ward aber 1741, als unsere Reisende ihn kennen lerneten, von dem Wiener Hof noch nicht wieder zum Dienst verlanget, welches er dem Prinzen von Hildburghausen zuschrieb, dem er 60,000 Gulden vorgeschossen, und wegen nicht erfolgter richtiger Wiederbezahlung sich mit ihm überworfen habe. Er wußte von seiner Kunst sehr wohl zu sprechen, erzählte ihnen auch von Wiener Sachen und Personen mehr, als Herr von Geusau in sein Tagebuch bringen konnte. Der Marchese Doria war älter und ernsthafter, aber doch sehr dienstfertig und höflich, und führete sie selbst an verschiedene Orte, holete sie auch dazu aus ihrem Quartier ab. Bey jenem speiseten sie einmal zu Mittag, waren auch bey beyden in den Versammlungen, welche sie um ihrent-

willen anstelleten, und in welchen sie viele adeliche Personen beyderley Geschlechts kennen lerneten, als den Marchese Grimaldi, ehemaligen Gesandten der Republik zu Madrid und London, einen sehr artigen und klugen Mann, und desselben Gemalin; den Marchese Brignoli und desselben Gemalin, den Chevalier Balbi, und viele andere. Sie besahen das Vornehmste, was hier zu sehen war, wurden aber durch einen Umstand zur Beschleunigung ihrer Abreise und zur Aenderung des Reiseweges bewogen. Denn am 10ten und 11ten war vor dem Hafen ein Schiff zu sehen, von welchem ein Officier in der Stadt gewesen war; und erzählet hatte, daß 200 Schweitzer auf demselben wären, und daß dieses Schiff von der spanischen Flotte, welche Truppen nach Italien führe, getrennet worden sey. Als sie dieses erfuhren, und sich mit den Herren, welchen sie empfohlen waren, darüber berathschlaget hatten, fasseten sie den Entschluß, von hier nicht nach Mailand, sondern je eher je lieber über Piacenza, Parma und Modena nach Bologna zu gehen, und da zu überlegen, ob sie über Florenz oder Loreto nach Rom reisen sollten?

Am dreyzehnten November gingen sie von Genova zurück nach **Novi**, und von dannen am vierzehnten über **Tortona**, **Voghera** und **Broni** nach Piacenza. Hinter Broni sind hohle Wege, welche durch Büsche gehen, und les vallees de Broni genennet werden. Man sagte ihnen zu Genova, daß dieselben unsicher wären, es begegneten ihnen auch hin und wieder Leute mit Flinten, welche ihnen verdächtig vorkamen. Sie hatten aber keine Anfechtung, beobachteten auch die in Italien nöthige Vorsichtigkeit, daß sie nur bey Tage reiseten, und ihr Gewehr immer in Bereitschaft hielten. Bis zum sechszehnten besahen sie zu **Piacenza** alles was daselbst merkwürdig ist, und an diesem Tage gingen sie nach **Modena**. Vor der Stadt begegnete ih-

ihnen auf der Landstrasse der Herzog mit Gemalin und Gefolge in vier sechsspännigen Kutschen, kehrete aber wieder um, ehe sie ihn völlig erreichten, doch schickte er einen Pagen ab, und ließ sich erkundigen, wer sie wären? So schicklich es auch gewesen wäre, daß sie auch den dasigen Hof hätten kennen gelernet, (zumal da Herr von Geusau die Herzogin schon 1719 als Mademoiselle de Valois bey ihrer Großmutter, Madame d'Orleans, in Frankreich gesehen hatte:) so wollten es doch die Umstände nicht verstatten. Sie besahen also nur die herzogliche Gemäldegallerie, und reiseten am siebenzehnten über Castelfranco nach Bologna. Der Weg von Piacenza bis Bologna war völlig eben, und nicht nur vom gestampften Kies wohl zusammengestossen, sondern auch auf beyden Seiten mit hohen schattigten Bäumen besetzet, und auf den fruchtbaren Feldern erblickten sie auch Reihen von Weinstöcken, zwischen welchen Bäume stunden. An vielen Orten waren Weinlauben vermittelst zusammengebundener Stangen gemacht, an andern stund bey jedem Weinstock ein Baum, dessen Aeste den Weinreben zur Stütze dieneten; und zwischen den Weinstöcken und Bäumen wuchs Getreide und Gras. Die gemeinen Frauenspersonen, insonderheit von Parma an, trugen Halskragen, welche wie kurze Nachtmäntel den halben Oberleib bedecketen, und hatten dabey kleine runde Strohhüte auf dem Kopf. Weil in der Gegend von Bologna das apenninische Gebirge seinen Anfang nimmt, so fanden sie hier die Luft merklich kühle, doch hatten sie schon zu Turin und von da aus bis Bologna der Feuerwärme nirgends als zu Genova entbehren können. Am achtzehnten statteten sie bey dem päbstlichen Legaten, Cardinal Alberoni, Besuch ab. Er wohnete in dem obern Stockwerke des hiesigen Pallastes, welcher der Stadt gehöret, und der anstatt der Treppen lauter plana inclinata ohne Stufen hat. Der Cardinal

hatte theils eine Schweitzergarde in roth mit schwarzen sammeten Borten gekleidet, theils eine Garde zu Pferde, welche aber zu Fuß und in Strümpfen aufzog, und anstatt des Carabiners eine Pistole auf der Schulter führete. In seinem Vorzimmer stunden sechs geistliche Cavaliers, von welchen der vornehmste sie sehr höflich empfing, und einführete. Als sie in das Audienzzimmer traten, kam der Cardinal aus seinem Cabinet ihnen nach der Thür zu entgegen, und sie setzten sich auf die schon bereit stehende roth sammeten Stühle gegen ihn über. Er war blond, von mittelmäßiger Grösse, weder mager noch stark. Die Runzeln des Gesichts bezeugten zwar sein Alter, aber die muntern Augen, die fröliche Mine und das gesammte aufgeräumte Wesen zeigten seine noch vorhandene Kräfte. Sie redeten ihn in französischer Sprache an, welche er sehr gut sprach. Nach vollendeten gegenseitigen Complimenten fragte er sie, was sie Neues mitbrächten? Da sie nun in Ansehung der Spanier zu grösserer Gewißheit zu gelangen wünscheten, so erzähleten sie ihm, was sie bewogen habe, von Genova nicht über Mailand, sondern auf dem nähern Wege nach Bologna zu reisen. Er sagte, sie haben daran sehr wohl gethan. Als sie aber fortfuhren, daß sie kein Bedenken hätten nun über Florenz nach Rom zu reisen, weil ohne Zweifel, wegen des lothringischen Tauschvertrags, in Toscana Ruhe und Friede bleiben werde, schwieg er ganz stille; und ob sie gleich das Gespräch wieder auf diesen Punct lenketen, so ließ er sich doch darauf nicht ein. Ueberhaupt stellete er sich so unschuldig an, als ob er an Spanien gar nicht gedächte, da doch bekannt war, daß er die spanischen Werbungen, auch wider das päbstliche Verbot, in Bologna unter der Hand verstatte. Auf ihre Erzählung, von dem was sie zu Genova von der Spanier Ankunft erfahren hatten, sagte er: So! sind sie endlich angekom-

kommen? Das ist gut für die Königin, aber nicht für Spanien; ja er sprach von der Königin von Ungarn ganz mitleidig so: die arme Fürstin! die ganze Welt will was von ihr haben; ihre sächsischen Truppen sind auch in Böhmen eingerücket. Herr von Geusau erklärete ihm, daß der Graf Reuß zwar zum obersächsischen Kreise, aber nicht zum Churfürstenthum Sachsen gehöre, und daß noch nicht bekannt sey, ob die chursächsischen Truppen für oder wider die Königin handeln würden? Die ganze Materie von dem damaligen Zustande in Europa endigte er mit diesem Seufzer, quel brouillamini! setzte auch hinzu, daß er gern noch erleben mögte, wie sich alles entwickeln werde. Weil er Posttag hatte, so beurlaubeten sie sich, und er begleitete sie bis in das Vorzimmer, unterließ auch nicht durch Händedruck, und alles übrige Bezeigen, dasjenige zu thun, was sonst den Credit der Treuherzigkeit verschaffen kann. Er trug einen schwarzen Talar von Camelot, und das rothe Baret hatte er in der Hand, auf dem Kopf aber eine Abbé-Peruque. Seine Cavaliers begleiteten sie bis an den Schweitzersaal, und Nachmittags kamen seine Livreebediente zu ihnen, um sich ein Trinkgeld zu holen. Abends nach 24 Uhr gaben sie auch der gelehrten und berühmten Laura Maria Catharina Baßi einen Besuch, mit welcher sie in französischer und italienischer Sprache redeten, das wenige mit unterlaufende Latein aber zeigte ihre Geschicklichkeit auch in dieser Sprache. Die Nachrichten von derselben, welche Herr von Geusau aufgeschrieben hat, habe ich schon an dem oben (S. 37) genannten Ort geliefert. Nachdem sie alles Merkwürdige in Bologna wohl betrachtet hatten, beschlossen sie über Florenz nach Rom zu reisen. Auf die erste Stadt hatten sie schon Creditbriefe, aber noch nicht auf die zweyte, sie hoften auch noch vor den Spaniern dahin zu kommen, wenn diese ja ihre Absicht

sicht auf diese Stadt haben sollten. Also brachen sie am neunzehnten ganz früh von Bologna auf, nachdem sie sich zu der Reise über das apenninische Gebirge nothdürftig verproviantiret hatten. Eine Post von Bologna gehet den Weg über dieses Gebirge eigentlich an, doch sind die Wege eben nicht gefährlich, auch meistens gepflastert, insonderheit da, wo es steil hinauf und hinab gehet; damit die Pferde desto sicherer gehen können. Wegen einbrechender Nacht und wegen eines Sturmwindes, der von Donner und Blitz begleitet war, blieben sie die Nacht in dem Städtchen Firenzola, und erreichten am zwanzigsten unter Regen, kaltem und heftigem Winde, und dickem Nebel, den höchsten Ort des Gebirges, Monte di Giogo genannt, fanden aber das einzelne Posthaus von aussen mit Nebel umhüllet, und inwendig so voller Rauch, daß sie sich weder erwärmen, noch mit etwas erquicken konnten, es waren auch in demselben, nach westphälischer Art, Pferdestall, Küche und Stube dicht bey einander. Weil es aber von hieraus wieder bergab ging, so gelangten sie nach zurückgelegten zweyen italienischen Meilen schon in eine gemäßigtere Luftgegend, und endlich in das ganz angenehme Thal, in welchem auf einem in desselben Mitte befindlichem Berge der Großherzog eine altmodische Citadelle hatte. In diesem Thal überfiel sie abermals ein starkes Gewitter mit vielem Regen, gegen Abend aber kamen sie durch Berg und Thal ohne Schaden nach **Florenz**, welche Stadt von der Höhe vortreflich in die Augen fiel, und zwar sowohl an sich, als wegen ihrer Lage zwischen Bergen, die mit Olivenbäumen und Weingärten besetzet waren, und wegen der grossen Menge Caßinen und Dörfer in ihrer Gegend. Allein der kalte und schneidende Wind befremdete sie, wegen des Vorurtheils, daß es in Italien auch im Winter warm seyn müsse. Vom ein und zwanzigsten bis sechs und zwanzigsten blieben sie zu Flo-

Florenz, um die vielen und wichtigen hiesigen Merkwürdigkeiten zu betrachten. Weil ihre vornehmste Sorge hieselbst war, wegen der Spanier zu einiger Gewißheit zu gelangen, so wendeten sie sich sogleich an den hiesigen Statthalter, Prinzen von Craon, mit dem Empfehlungsschreiben, welches ihnen der Prinz von Pons zu Paris mitgegeben hatte. Es war dieser Herr fast 60 Jahr alt, und hatte das Ansehn der Gutherzig- und Redlichkeit, war auch bey dem Volk eben so beliebt, als die übrigen Lothringer verhaßt. Seine Gemalin hatte gleichen Gemüthscharakter, war aber sehr zärtlich und kränklich, und etwas niedergeschlagen. Sie wurden einmal des Mittags von ihm wohl bewirthet, und begaben sich des Abends zu der Versammlung, die bey ihm, aber nicht zahlreich war, jedoch aus lauter verständigen Officieren und anderen Herren bestand; er gab auch dem Herrn Grafen Reuß den Gegenbesuch. In Ansehung der Spanier versicherte er zu wiederholtenmalen, er glaube nicht, daß sie von denselben etwas zu befürchten hätten, sie sähen auch selbst wohl, daß keine Vertheidigungsanstalten im Lande gemachet würden; doch höreten sie über diese Materie nie etwas Bestimmtes und Umständliches aus seinem Munde. Hingegen andere, die bey ihm aus- und eingingen, und der Sachen kundig waren, hielten es für ein schlimmes Zeichen, daß da die Spanier sonst bey Veränderung der Besatzung in dem Stato de gli Presidii der hiesigen Regierung jederzeit ein Compliment machen, und versichern lassen, daß sie nichts Feindliches zur Absicht hätten, sie jetzt dergleichen nicht gethan, ungeachtet zu Orbitello 14000 Mann angekommen, und die Umstände so beschaffen wären, daß man wohl mehr als jemals Ursache hätte, Argwohn zu schöpfen. Andere Personen wußten noch mehr Merkmale anzugeben, daß Florenz eben sowohl als Parma und Piacenza der Gegenstand der spanischen Unternehmung seyn

seyn würde; ja ein gewisser Mann versicherte, daß wirklich ein spanischer Minister sich hier in der Kleidung eines Dominicaners aufhalte, der bey der Einrückung der Truppen die spanischen Angelegenheiten hier besorgen werde. Man sagte ihnen auch als zuverläßig, daß gleich wie die spanische Armee von Orbitello herkommen werde, also die napolitanische auf der andern Seite wirklich im Anzuge sey, und durch den Kirchenstaat, auch wider des Pabstes Willen, ihren Marsch nehme. Da sie nun bey solcher Bewandniß auf dem Wege über Arezzo nach Rom, wegen der Napolitaner noch mehr Gefahr zu besorgen gehabt hätten, hingegen die Spanier in Orbitello noch gar keine Bewegung vornahmen, sondern die Rede ging, daß sie zu ihrem Marsch erst Maulthiere einkaufen liessen: so beschlossen sie, die ordentliche grosse Strasse über Siena zu nehmen, jedoch vorher der hier wohnenden verwitweten Churfürstin von der Pfalz, Schwester des letzt-verstorbenen Großherzogs, aufwarten wollten. Ihr Oberhofmeister, der Marchese von Guadagna, den sie erst besuchten, bestellete sie auf einen Mittag in den Pallast. Als sie dahin kamen, war die Churfürstin noch in der Messe; nach ihrer Rückkunft aber wurden sie in das Audienzzimmer geführet, in welchem sie unter einem schwarzen Dais vor einem Lehnstuhl stund, und sie deutsch also anredete: wo kommen sie her? Die folgende Unterredung aber geschahe in französischer Sprache, und bestand aus lauter Fragen und Antworten über ihre bisherige und noch bevorstehende Reisen, und mußten ihr auch die Herren von Geusau und von Gellhorn sagen, wo sie in Deutschland geboren wären? Endlich beschloß sie mit den Worten: Messieurs! es wird mir sehr angenehm seyn, wenn ich ihnen in diesen Landen in etwas nützlich seyn kann! Sie war blond, und von mittelmäßiger hagerer Statur. Ungeachtet ihr Alter schon 70 und einige Jahre betrug, so war sie doch

noch

noch ziemlich bey Kräften, fuhr auch, ohne Rücksicht auf die Witterung, täglich mit etlichen Kutschen entweder spatzieren, oder nach den Kirchen und Klöstern. Sie trug ein schwarzes Hofkleid, und dieses sowohl als die Kammertrauer des Hofes, bezog sich vermuthlich auf die vor einiger Zeit zu Brüssel gestorbene Erzherzogin. Ihr Hofstaat war ganz zahlreich, sie hatte auch in den Vorzimmern ihre eigene Schweitzerwache, und vor dem Pallast stund eine Compagnie von dem hier in Besatzung liegenden lothringischen Regiment, welches aber noch zur Zeit des Hierseyns unserer Reisenden größtentheils nach Livorno marschirte. Uebrigens fanden sie die Einwohner zu Florenz, eben so wie die zu Parma und Piacenza, gut spanisch gesinnet, und sie sahen den spanischen Truppen mit grossem Verlangen entgegen, in der Hofnung, daß sie an dem Infanten Don Philip einen Herrn bekommen würden, der bey ihnen wohne, und das Geld im Lande verzehre. Sie waren auch über den neu-angelegten Zoll, über die Abdankung der Florentiner Bedienten, und Einschiebung der Lothringer, sehr mißvergnügt.

Am sieben und zwanzigsten fuhren sie von Florenz bis Siena. Der ganze Weg dahin, insonderheit die beyden letzten Posten, führet über Berge, durch Büsche und Wälder. Weil hier das beste Italienisch gesprochen wird, auch viel Adel hier seyn soll, so hätten sie sich gern aufgehalten, wenn sie nicht Ursache gehabt zu eilen. Sie reiseten also am acht und zwanzigsten mit Anbruch des Tages weiter, konnten aber wegen der vielen und rauhen Berge, und wegen eines eingebrochenen Sturmwindes, nur bis nach dem einzelnen Posthause Scala kommen, dessen Thüren, Fenster und sogar Stubendecke der Wind so durchwehete, daß sie übel daran gewesen seyn würden, wenn nicht hartes Holz zum Caminfeuer reichlich vorhanden, auch das Essen gut gewesen wäre. Am neun und zwanzigsten bra-

brachen sie eine Stunde vor Tage beym Schein des Mondes wieder auf. Bald nach zurückgelegter erster Post fingen sie an, den hohen Berg hinan zu fahren, auf dessen Gipfel der Flecken **Radi Coffani**, mit der altmodischen von dem letzten longobardischen König Desiderius erbaueten Citadelle liegt. Hier wütete der Sturmwind, und trieb den Schnee hin und wieder in hohe Haufen zusammen, so daß sie allerhand Umwege und Auswege suchen mußten. In dem Posthause, welches etwas von dem Flecken ablieget, konnten sie sich nur bey dem Küchenherde wärmen; nun aber ging es zu ihrer Freude von dem mit Schnee bedecktem Berge hinab, und sie kamen in gemäßigtere Gegenden. In dem Dorfe **Ponte Centino** ging das päbstliche Gebiet an, und sie waren also in Sicherheit vor den Spaniern, vor welchen man sie so bange gemacht hatte. Sie gingen bey dem auf einem hohen Felsen gelegenem Städtchen **Aquapendente** weg, und übernachteten in dem Städtchen **Bolsena**, in einem wüsten und windigen Wirthshause, in dessen Eßsaal das Heu für die Pferde oben durch die Decke herabgeworfen wurde, sie hatten aber gutes Feuer zur Wärme, und etwas Essen. Am dreyßigsten fuhren sie bey den kleinen Städten **Monte Fiascone** und **Viterbo** weg, und kamen Abends um 7 Uhr durch die Porta di popolo gesund in **Rom** an.

Zu Rom im Decembermonat 1741.

Vom ersten bis dreyzehnten December brachten sie die ersten Tage mit Sorge für die Gesundheit und häuslichen Geschäften zu. Weil ihre bunten Kleider noch nicht angekommen, und sie nur mit schwarzen Kleidern versehen waren, beschlossen sie erst nach der Rückkunft von Napoli in Rom Bekanntschaften zu machen, und unterdessen die Zeit bloß auf Besichtigung der grossen Menge hiesiger alter und neuer Merkwür-

würdigkeiten zu verwenden. Jedoch ihr Plan wurde nach vierzehn Tagen vereitelt, denn weil ihr Quartier auf dem spanischen Platz war, wo alle Fremde zu wohnen pflegen, so hatte der Leibarzt des hiesigen Königs von England, D. Whrights, sie ausgekundschaftet, und überbrachte ihnen am vierzehnten einen von dem Herrn von Ramsey an ihn eingeschlossenen Brief, mit der Nachricht, daß Mylord Dumbart schon oft von ihnen geredet hätte, weil seine Schwester, die Gräfin Ivernes zu Avignon, (S. 225) ihm ihre Reise nach Rom gemeldet habe. Sie ersuchten ihn zwar, unter Anführung der Ursachen, nichts von ihnen zu sagen, und setzten ihre Besichtigungen fort: als sie aber nach ihrem Quartier zurückkamen, fanden sie eine Charte, vermöge welcher Mylord Dumbart bey ihnen zum Besuch gewesen war; also mußten sie ihn wieder besuchen. Er war ein sehr freundlicher und verständiger Mann, hatte zwar die Oberaufsicht über die beyden Prinzen des Königs beybehalten, stand aber bey dem König an der Spitze aller seiner Angelegenheiten. Man muß sich nicht daran stossen, daß Herr von Geusau den Prätendenten Jacob III immer König nennet, weil es zu Rom so gewöhnlich war. Nun stellete sie Mylord Dumbart sogleich dem König in seinem Wohnzimmer vor, woselbst er sie stehend sprach, und in französischer Sprache von ihren Reisen sich mit ihnen leutselig unterhielt. Er war ziemlich groß, sehr hager, im Gesicht stark pockengrübig, hatte eine Habichtsnase, kleine schwarze Augen, und eine ganz helle Sprache. Er trug den schottischen Andreas-Orden an einem grünen, und den Hosenband-Orden an einem blauen Bande. Sie wurden sogleich von ihm auf denselben Tag zur Tafel gebeten, und hierauf von Mylord D. zu dem Prinzen von Wallis, und alsdenn zu dem Herzog von York geführet; denn alle diese Titel waren angenommen. Jener war im 21sten, dieser im 17ten Jahr seines Alters, beyde schienen bescheiden

und wohl gezogen zu seyn, und viele Naturgaben zu besitzen, in Ansehung des Aeussern aber waren sie nicht genug gebildet. Sie trugen die erwehnten Orden so wie ihr Vater. Der Jüngste hatte ganz die Gesichtszüge des stuartschen Hauses. Als die Tafelzeit da war, empfingen sie nebst den Prinzen den König, welcher von einer Spatzierfahrt zurückkam, oben an der Treppe, und begleiteten ihn in sein Vorzimmer, wo der Tisch schon gedecket war. Es speiseten noch die beyden Hofmeister der Prinzen, Dickinson und Strickland, mit, welcher letzte vorschnitt, und für die ganze Tafel Wein einschenkte, auch zu dem Ende die Bouteillen neben sich auf der Erde stehen hatte. Die Tafel war zwar klein, aber reinlich und nett, und es wurden zweymal 9 silberne Schüsseln aufgetragen, auf welche der Nachtisch folgete. Dem König wurde sein Essen mehrentheils auf einem besondern Teller gegeben, doch aber weder ihm noch den Prinzen mit Credenzen etwas Ausserordentliches gemacht. Die Gespräche betrafen nichts Merkwürdiges, ausser die Eroberung von Prag, von welcher an diesem Tage die Nachricht ankam. Sie waren nachher noch zu verschiedenen malen des Abends in dem Concert des ältesten Prinzen, worinn er selbst die Basse de Viole strich, der jüngere aber sang, und in dem Gesang mit zwey Castraten aus der päbstlichen Kapelle abwechselte. Diese Castraten trugen die Kleidung der Geistlichen, ja einer war sogar Priester. Ueberhaupt war der Hofstaat des Königs ziemlich zahlreich, und wurde durch unterschiedene ihm anhängende Lords vergrössert, welche fast alle durch ihr Betragen zu erkennen gaben, daß Widerwärtigkeiten geschmeidig und umgänglich machen. Man konnte auch an der Versammlung dieser Exulanten nicht ohne Rührung wahrnehmen, wie sie ihrer Erkenntniß und ihrem Gewissen alle Vortheile und Bequemlichkeiten aufgeopfert hatten. Des Königs Livree war roth mit blau und weissen Schnüren, und die blauen Camisöler mit Silber besetzet. Er fuhr so-

wohl

wohl als die Prinzen Vor= und Nachmittags spatzieren, und man sagte, er lebe um des Ceremoniels willen incognito. Gut war es, daß er in seiner Haushaltung sehr ordentlich und sparsam war, auch alles richtig bezahlte, ungeachtet sie von seiner Einnahme nichts weiter erfuhren, als daß ihm aus der päbstlichen Kammer jährlich 12000 Scudi ausgezahlet würden. Man hatte zwar gewünschet, daß der älteste Prinz einigen Feldzügen beywohnen könnte, weil er sich in dem letzten napolitanischem Kriege bey Gaeta hervorgethan hatte: es hatte sich aber dazu nirgends Gelegenheit finden wollen, sogar daß Kaiser Karl der sechste abgeschlagen hatte, ihn, in dem letzten Kriege mit den Türken, in seiner Armee als Freywilligen zu dulden. In dem vorhin erwehnten Concerte fand sich, ausser verschiedenen andern Prälaten, auch der Cardinal Tencin ein, dem sie der oben genannte Strickland vorstellete, und den sie auch in seinem Pallast besuchten, und ihm das Empfehlungsschreiben des Herrn von Ramsey überreichten. Er war ein ganz hagerer und ernsthafter Mann, hatte viele Cavaliers und andere Officianten, empfing sie mit vieler Höflichkeit, und in der Versammlung, welche alle Montag bey ihm war, lerneten sie die Cardinäle Borghese und Corsini, den Connetable Colonna, den Principe di santa cruce, und andere von dem hiesigen grossen Adel kennen, wurden auch von Mylord Dumbart dem sardinischen Minister vorgestellet, dem sie unterschiedene Grüsse von Turin brachten. Die römischen Gesellschaften hatten das Besondere, daß nicht nur in denselben allerley zur Erfrischung herumgegeben wurde, sondern daß auch der Hauswirth sich dabey in einem der vordern Zimmer aufhielt, und sowohl die Ankommenden als Abgehenden selbst complimentirte. Da sie nun auf die beschriebene Weise hier bekannt geworden waren: so gaben sie auch das Empfehlungsschreiben ab, welches ihnen der päbstliche Nun-

 tius

tius zu Paris an seinen Bruder, den Marchese Crescenzi, mitgegeben hatte. Dieser brachte sie zu seiner Gemalin, und erbot sich zu allem, was von ihm abhange. Er hatte ein sehr gutes Ansehn, war durch Frankreich und England gereiset, und es schien, daß er auf diesen Reisen gute Duldungsgrundsätze gelernet hatte. Er machte sie auch mit seinem Vetter, dem Marchese Petronio, bekannt. Bey diesen Bekanntschaften liessen sie es bis zum zwanzigsten December bewenden, um an den kurzen Tagen, und bis zur Ankunft ihrer bunten Kleider, desto mehr Zeit zur Besichtigung der hiesigen sehenswürdigen Dinge zu haben. Sie sahen auch in diesen Tagen ein päbstliches halb öffentliches Consistorium auf dem Quirinal an. Als sie durch den grossen Vorsaal, und durch die daselbst stehende Wache, von Schweitzern und Chevaux legers, (die nur mit Pistolen und Degen bewafnet sind,) gegangen waren, warteten sie in dem Vorzimmer der Cavaliers, bis die Cardinäle sich in das Versammlungszimmer begeben hatten. Nun wurden sie mit den übrigen Anwesenden hineingelassen. Das Zimmer hatte die Grösse eines Saals, und war mit rothem Damast und goldenen Tressen tapezirt. Dem Eingang gegen über saß der Pabst, unter einem den Tapeten gleichen Baldachin, auf einem mit Goldstück und violetnem Grunde überzogenem Lehnsessel, in einem weissem Talar, und roth sammtnem mit Hermelin gefüttertem Mäntelchen. Um den Hals hatte er eine mit Gold gestickte Stola, und auf dem Kopf die gewöhnliche rothe Pabstmütze. Die Füsse setzte er auf eine weiß und blau lackirte ziemlich breite Fußbank. Die anwesenden Cardinäle, an der Zahl 21, sassen zu beyden Seiten, und unten quer vor, in einem länglichtem Viereck, auf hölzernen mit Lehnen versehenen Bänken, welche eben so wie der Fußschemel des Pabstes lackiret, und mit seinem Namen und Wapen bezeichnet waren. Hinter die-

diesen Bänken wurden ihnen, durch einen sehr höflichen päbstlichen Hofcavalier, ihre Plätze zum Stehen angewiesen. Der Habit der Cardinäle war violet, um den Hals mit weissem Hermelin gefüttert, weil sie die rothen Kleider erst zu Weihnachten wieder anzogen. Ein jeder von ihnen, der etwas vorzutragen hatte, stand von seinem Platz auf, ging nach der linken Seite des päbstlichen Throns, küssete mit einem tiefen Reverenz dem Pabst die rechte Hand, und empfing dagegen eine ganz schnelle Benediction, trug sodann sein Anliegen mit entblößtem Haupt halb laut vor, ward auch sogleich mit Antwort versehen, und nahm mit vorgedachten Ceremonien wieder seinen Abschied. Bey dem Cardinal Tencin beobachteten sie, daß er weder vor noch nachher die Hand des Pabstes küssete. Er setzte sich, nach dieser seiner Verrichtung, vor dem Ort, wo sie stunden, nieder, und erbot sich, so bald sie es verlangen würden, sie dem Pabst vorzustellen. Als der erste Cardinal-Diaconus (denn sie haben bey diesen Audienzen ihren Rang,) sich dem Pabst näherte, wurde laut gerufen, extra omnes, welches das Zeichen war, daß nun die Consistorialberathschlagungen angehen sollten. Unsere Reisende mußten also, nebst allen, die nicht Cardinäle waren, weggehen. Der Pabst Benedictus der vierzehnte war damals 67 Jahr alt, aber vollkommen munter und stark, von mittelmäßiger untergesetzter Statur, hatte schlechte ins graue fallende Haare, ein vollständiges Gesicht, mehr kleine als grosse Augen. Aus seinen fertigen Antworten und lebhaften Handgeberden schlossen sie, daß er ein guter Redner und umgänglicher Mann sey. Er hatte zwar die Hände in einem Muff von weissem Sammet, wenn er aber die rechte Hand herauszog, konnten sie sehen, daß ausser dem weissen Schnupftuch auch eine rothe und goldne Schnupftabacksdose vorhanden war. Am ein und zwey und zwanzigsten mußten sie wegen

des sehr starken Regens, bey welchem am ersten Tage auch ein starkes Donnerwetter vom Morgen bis Mittag war, die Besichtigungen aussetzen; doch waren sie bey der Marchese Crescenzi, und bey der Marchese Piccolomini in Gesellschaft, und bey den engländischen Prinzen im Concert. Jene Gesellschaften waren nicht zahlreich, und es schien, daß sie um des Herrn Grafen Reuß willen angestellet waren, denn die ordentlichen Versammlungen waren bereits geschlossen. Sie fanden dieselben ihrem Zweck um deswillen sehr gemäß, weil niemand sie zum Spiel nöthigte, dieses ward auch erst angefangen, wenn man eine gute halbe Stunde mit einander geredet hatte, welches ihnen eine nützliche Uebung in der italienischen Sprache war, zumal da die Italiener sich angelegen seyn liessen, sie in Unterredungen zu unterhalten, und ihnen Gelegenheiten zu denselben zu geben. Die Namen der Personen, welche sie kennen lerneten, waren ihnen noch zu neu zum Behalten, doch erinnerten sie sich des Chevalier Colonna, des Grafen von Spada, des Grafen von Sepulveda, des Monsignor Forietti, und der Gräfin Foscarini. Bey den engländischen Prinzen höreten sie, der Cardinal Tencin habe die Nachricht erhalten, daß der Churfürst von Bayern nun wirklich zum König von Böheim erkläret worden sey, und einen Courier an die Churfürstin abgeschicket habe, daß sie diesen Titel von nun an führen mögte; es sey auch dem Cardinal berichtet worden, daß die Kaiserwahl noch vor dem Ende dieses Monats und Jahrs vollendet seyn werde.

Am drey und zwanzigsten kamen sie wegen des sehr schlechten Wetters weiter nicht aus, als daß sie sich Abends in die kleine Gesellschaft bey der Marchese Falconieri begaben. Sie wurde für die schönste Frau in Rom gehalten, war aber sehr ernsthaft und sittsam. Die Marchese Crescenzi, die Gräfin Petronio, der

Che-

Chevalier Colonna, der alte parmesanische Minister, und andere Anwesende, liessen es an Materien zur Unterredung nicht mangeln. Sie berathschlageten sich auch mit Mylord Dumbart wegen ihrer Vorstellung bey dem Pabst, und erfuhren von ihm, daß zwar einige Engländer mit einem blossen tiefen Reverenz Audienz genommen, dem Pabst aber solches sehr mißfallen habe. Er für seine Person habe es seiner protestantischen Religion nicht für nachtheilig geachtet, der päbstlichen Hof-Etiquette sich zu unterwerfen. Denn so schicklich und nöthig es für eine Standesperson sey, dem Herrn des Landes, in welchem sie sich eine Zeitlang aufhalte, aufzuwarten, eben so unschicklich sey es, bey schuldiger Beobachtung dieses Wohlstandes, denselben zu beleidigen, welches doch gewiß geschehe, wenn man den an seinem Hof eingeführten Ceremoniel entgegen handele. Endlich wurde die Abrede mit ihm dahin genommen, daß er sowohl dem Cardinal Tencin als durch diesen dem Pabst selbst sagen mögte, sie wären evangelische Lutheraner, welche dem Pabst aufzuwarten wünscheten, aber das gewöhnliche Audienz-Ceremoniel bloß als eine weltliche Hof-Etiquette, mit Absonderung aller Religionsabsicht, beobachten würden. Am vier und zwanzigsten speiseten sie bey dem Cardinal Tencin, in Gesellschaft seines Neffen, des ausserordentlichen Ambassadeur von Malta, Baillif de Tencin, des Fürsten Vahini, welcher den französischen heil. Geistorden trug, und einiger Monsignori. Der Cardinal war ungemein freundlich, und bewunderte des Grafen Reuß gute französische Sprache, in welcher man nichts höre, welches auf die Vermuthung bringe, daß er kein Franzose sey. Ueber der Tafel sprach er von der Eroberung von Prag, und ließ sich von ihnen die Lage des weissen Berges und der Stadt Tabor beschreiben: nach der Tafel aber sprachen sie mit ihm allein, danketen ihm, daß er sie dem

Pabst vorstellen wolle, und sagten ihm, daß sie die Kniebeugung und den Fußkuß als eine weltliche Hof-Ceremonie ansähen, baten ihn auch, dem Pabst dieses voraus zu sagen. Er antwortete, o! wahrlich! bey diesen Audienzen wird gar nicht auf die Religion gesehen, und der Pabst wird ihre Erklärung ohne Bedenken annehmen. Unterdessen ist es mir angenehm, daß sie dieselbige gethan haben, denn der Pabst hätte etwas Unschickliches begehen können, wenn er sie für Katholiken gehalten hätte. Ich will ihn vor der Audienz von ihrer Erklärung benachrichtigen.

Der Cardinal mußte auf das Quirinal zu der päbstlichen Kapelle fahren, um der Vesper auf das Morgen einfallende Weihnachtsfest beyzuwohnen. Sie begleiteten ihn dahin; den Herrn Grafen nahm er mit in seinen Wagen, und seinen beyden Edelleuten wurde eine Cavaliers-Kutsche angewiesen. Bey dem päbstlichen Pallast stunden die Compagnie Infanteristen, die Cüraßiers und die Cheveaux legers, welche die Wache hatten, vor dem Cardinal in Parade, und präsentirten das Gewehr. In der Kapelle selbst saß der Pabst auf der rechten Seite des Altars, unter einem Himmel von rothem Damast, auf seinem zehn Stufen hohem Thron, und neben ihm auf hölzernen Bänkchen die beyden Cardinäle-Diaconi Alexander Albani und Corsini, vor ihm aber, jedoch etwas nach der linken Hand, auf einem altmodischen Lehnsessel, der Cardinal Presbyter Ruffo. Zur rechten Hand des Pabstes, mit unter dem Himmel, stand der Connetable Colonna in einem schwarzen spanischen Habit, geschmücket mit dem Orden vom goldnen Vlies, und von dem heil. Januarius. Auf eben dieser Seite sassen die vier Conservatores populi romani, in roth und gelben Roben, aber auf der obersten von den dreyen Stufen, welche von dem Quartier des Altars nach dem Ueberrest des Chors hinabführeten.

Die-

Dieser Ueberrest des Chors war zu beyden Seiten mit Cardinälen besetzt, jedoch also, daß hinter den Sitzen der Cardinäle, auf einer Seite die Protonotarii apostolici, und hinter diesen an der Wand die Generale der Mönchenorden sassen. Die päbstlichen Haus- und andere Prälaten lagen um den Altar, und auf den vorgedachten Stufen der Conservatoren herum wie die Schafe. Unserer Reisenden Platz war in einem Durchgang zwischen dem Gestühl der Protonotarien und der Ordensgenerale, dahin sie von dem Kammermeister des Cardinals Tencin durch das Gedränge geführet wurden. Das Hauptwerk bestund in dem Gesang der päbstlichen Kapelle, welche wie die Musik in der Peterskirche, zu S. Jean de Lateran, und zu Maria maggiore, bloß mit Stimmen, nach dem gregorianischem Gesang, und niemals mit Instrumenten besetzet ist. Der Pabst sang dazwischen einige Collecten, zu welchen ihm das Buch auf den Thron gebracht wurde, und eine seiner Hauptverrichtungen war die Beräucherung des Altars. Die öftere Auf- und Absetzung der mit dünnem goldenen Blech überzogenen Bischofsmütze, das Aufstehen und Niedersetzen, das Hinuntersteigen vom Thron, und die Wiederbesteigung desselben, und die häufigsten übrigen Abwechselungen, sind solche Weitläuftigkeiten, daß der Pabst selbst sie nicht behält, sondern an das, was zu thun ist, durch den ihm beständig zur Seite stehenden Ceremonienmeister erinnert werden muß, der auch den übrigen Personen durch Winken ihr Geschäfte anweiset. Eben derselbige hatte auch des Pabstes Schnupftabacksdose und Schnupftuch in einer Tasche bey sich, und reichte sie dem Pabst zweymal, da er sie verlangte, mit einer Kniebeugung hin, empfing sie auch nach dem Gebrauch zurück. Der Pabst öfnete die Dose selbst, da er sich sonst bey diesen Feyerlichkeiten ganz leidentlich verhalten,

und alles mit sich machen lassen muß, was das gottesdienstliche Ceremoniel erfordert, so daß er, ausser dem Gang und dem Segen, weder Hand noch Fuß rühret. Bey allen Bewegungen, von einem Ort zu dem andern, wird er unter den Armen geführet, und vor ihm der lange weisse Talar ziemlich hoch aufgehoben, damit er nicht darauf trete. Als die Ceremonie vorbey war, sahen sie zu wie der Pabst in einem gleich bey der Kapelle befindlichem Zimmer wieder entkleidet wurde. Es geschahe durch die drey Cardinäle, welche neben dem Thron gesessen hatten, und zwar wieder unter einem Thronhimmel. Hinter dem Pabst stund ein mit weisser Leinwand bedeckter Tisch, auf welchen der ihm abgenommene Schmuck geleget wurde. Man hing ihm das ordentliche rothe sammtene Mäntelchen um, und anstatt des in der Kapelle gewöhnlichen weissen Käpchens setzte man ihm die rothe Mütze auf. Er saß bey dieser Umkleidung auf einem Tabouret, und sprach mit den Umstehenden munter und freundlich. Unsere Reisende fanden ihn nach der Entkleidung kleiner und corpulenter, als er ihnen beym ersten Anblick im Consistorio zu seyn geschienen. Seine Strümpfe waren von Biberhaar, und die Schuhe van rothem Sammet mit goldenen Tressen besetzet, und mit Bändern zugebunden.

Weil am fünf und zwanzigsten, als am ersten Weihnachtstage, der Pabst selbst die feyerliche Messe las, und das Abendmahl genoß, so fanden sie zu ihrer vollständigern Kenntniß des römischen Kirchenwesens dienlich, auch diese Feyerlichkeit mit anzusehen. Die Schweitzer waren, wie allezeit bey solchen Feyerlichkeiten, nebst ihren Officieren, geharnischet; der Pabst aber ging nicht durch die auf der linken Seite des Altars befindliche Thür zu Fuß, sondern wurde durch einige Säle, und durch die Hauptthür der Kapelle, bis an die drey Stufen, wo man auf den

Altar

Altar steiget, auf den Schultern getragen. Vor ihm her trug man, ausser dem gewöhnlichen Kreutz, vier Pabstkronen und zwey Bischofshüte, die fünfte Krone aber hatte er auf dem Kopf. Die Kronen und Hüte waren mit Perlen dicht bedecket, und allerhand farbige Edelsteine, als Rubinen, Smaragde u. s. w. an gehörigen Orten darauf gesetzet. Unter den Insignien, welche man vor ihm hertrug, war auch das grosse Schwerdt in einer Scheide, die mit vergoldetem und durchbrochenem Silber dick beschlagen war. Auf dem Ortbande dieses Schwerdts wurde der roth sammtene Hut in die Höhe gehalten, welcher unten mit Hermelin gefüttert war, an der Seite des Deckels aber eine von Silber gestickte Taube zeigte. Dadurch soll die weltliche Gewalt vorgestellet werden, wie denn auch Schwerdt und Hut genau die Gestalt derjenigen haben, welche die Päbste entweder grossen Prinzen oder Generalen, insonderheit in den Kriegen wider die Türken, zum Geschenk zu schicken pflegen. Auf beyden Seiten des Tragestuhls gingen die geharnischten Schweitzer, theils mit Partisanen, theils mit in die Höhe gerichteten grossen Schlachtschwerdtern. Die Träger des Stuhls sind roth gekleidete Stallleute, die Träger des über dem Haupt des Pabstes schwebenden Himmels aber sind Prälaten, es träget auch auf jeder Seite des Stuhls ein Prälat einen grossen runden Fächer von Pfauen- und andern bunten Federn, vermuthlich um nöthigenfalls die Fliegen wegzujagen. Man sagte, der Pabst Benedict der vierzehnte sey im Anfang seiner Regierung schwer daran gegangen, sich so tragen zu lassen, weil es ihn in Verlegenheit gesetzet, auch jemand prophezeyet habe, er werde durch einen Fall Schaden nehmen. Die Cardinäle und übrige Anwesende sassen in gleicher Ordnung wie gestern, das Gestühle der Ambassadeurs aber, welches unten, wo die zwey Reihen der Cardinäle sich endigen,

quer

quer vor dem Altar gegen über angeleget ist, blieb zu damaliger Zeit ganz leer, weil sie mit dem Connetable Colonna einen gewissen Rangstreit hatten. Der Pabst ward erst auf dem Thron auf der linken Seite des Altars, der keinen Himmel hatte, geführet, woselbst er die Cardinäle, einen nach dem andern, zum Handkuß ließ, und ihm andere Kleider umgehangen wurden. Hierauf ging er nach dem gegenüber stehendem zweytem Thron, auf der rechten Seite des Altars, nahm auch einen kleinen Umgang in der Kirche vor, auf welchem er mit Begleitern, Lichtern und Kerzen reichlich umgeben, der Ceremonienmeister aber, welcher den ganzen Gottesdienst regieret, allezeit der nächste bey ihm war; den er auch an diesem Tage weit nöthiger als an dem vorhergehenden hatte, weil die Veränderungen so häufig und mannigfaltig waren, daß die Sinne unserer Reisenden nicht hinreichten, um sie alle zu beobachten. Das Evangelium vor der Messe ward erst lateinisch, und sodann von einem gebornen Griechen auch griechisch abgesungen, welche beyde Leser auch nach verrichtetem Geschäft auf den Thron stiegen, und den rechten Fuß des Pabstes küsseten. Es soll dieses die eingebildete Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche vorstellen. Das Buch, aus welchem der Pabst die Collecten und Gebete absung, ward ihm allezeit durch den Titularpatriarchen von Jerusalem auf den Thron gebracht, und kniend so vorgehalten, daß der patriarchalische Kopf zum Pulpet dienen mußte, der Titularpatriarch von Antiochia aber beleuchtete die Schrift dieses Buchs mit einer weissen Wachskerze. Als man näher zu den Vorbereitungen zu der Messe schritt, und der älteste Conservator des römischen Volks von dem auf der linken Seite des Altars aufgeschlagenen Bufet ein silbernes Becken abholete, auch dem Pabst auf dem Thron zum Waschen der Hände kniend vorhielt, gingen unsere Reisende,

um

um das Niederfallen zu vermeiden, weg, man erzählete ihnen aber, daß man dem Pabst das Abendmahl auf den Thron gebracht, und er den Wein vermittelst einer goldenen Röhre zu sich genommen habe. Sie fanden sich übrigens bey und nach dem Anblick dieser Feyerlichkeiten in der Ergebenheit an die evangelische Kirche recht kräftig gestärket, und wünscheten recht herzlich, daß alles und jedes, was von den römisch-katholischen Gebräuchen beym Abendmahl in der evangelisch-lutherischen Kirche noch übrig seyn mögte, völlig abgeschaffet würde. Den Rückweg aus der Kapelle nahm der Pabst durch die schon erwehnte Nebenthür zu Fuß, und bey dem Ausziehen ward es eben so wie gestern gehalten, ausser daß der Cardinal-Dechant ihm im Namen des Cardinalscollegiums zu dem Fest Glück wünschete.

Am sechs und zwanzigsten blieben sie so lange zu Hause, bis Abends sie Mylord Dumbart zu der Versammlung bey dem Cardinal Aquaviva abholete, und demselben vorstellete. Er war vierzig und einige Jahre alt, und hatte unter allen Cardinälen das beste äussere Ansehen, machte auch, wegen der spanischen und napolitanischen Zuflüsse, die grössete Figur. Unter den vielen Anwesenden lerneten sie die römischen Prinzeßinnen Palästrina und Borghese, den Prinzen Jacob von Borghese, (Schwager der genannten Prinzeßin,) den Venediger Ambassadeur, die Herzogin Gaetano, die Marchese Patrici, und den Abbé Grafen Lagnasco kennen, welchen drey letzten Personen Mylord Dumbart den Grafen Reuß auch besonders vorstellete. Am sieben und zwanzigsten speiseten sie Mittags bey dem König von England, der auch den Cardinal Tencin und den maltesischen Ambassadeur zu Gästen hatte. Bey der Tafel saß zwar der König weder oben noch unten an, der Cardinal aber doch neben und unter ihm. Tencin hatte seine Ernennung

zum

zum Cardinal, eben so wie Polignac, dem König zu danken, man beschuldigte aber hier den vor kurzem verstorbenen Polignac, daß er sich dafür nicht so erkenntlich bewiesen habe, als Tencin. Dieser war gegen unsere Reisende sehr freundlich und gesprächig; es betrafen aber die Gespräche bey der Tafel lauter Kleinigkeiten, z. E. eine Meerkatze, welche der älteste Prinz dem Pabst geschenket hatte. Nachmittags thaten sie einen Blick in die dem englischen Pallast nahe Kirche der zwölf Apostel, um die Anstalten, welche in derselben gemachet wurden, anzusehen. Es wurde nämlich in derselben alles mit rothem Sammt und Damast behänget, und in der Mitte ein Thron für den Pabst aufgeschlagen, weil Morgen eine Disputation gehalten werden sollte, bey welcher aber der Pabst nicht selbst gegenwärtig seyn, sondern an seiner Statt einen Cardinal schicken wollte. Abends blieben sie bey den englischen Prinzen in derselben Concert, bey welchem auch der König, die Herzogin Cafarelli, ihr Gemal, und ihre Schwester, die Marchese Gavotti, die Marchese Piccolomini, und andere vornehme Personen, waren. Ein Prälat und Chorherr von Maria Maggiore, Monsignor ward, von der engländischen Nation, ehedessen Internuntius zu Cöln und Brüssel, fing eine weitläuftige Religions- und Bekehrungsunterredung mit unsern Reisenden an, und sie erwarteten, daß es noch oft geschehen werde, weil sie ihn gemeiniglich bey den englischen Prinzen antrafen.

Vom acht und zwanzigsten bis ein und dreyßigsten December hatten sie mit ihrem aus Mailand angekommenen Gepäcke, und mit Briefen, so viel zu thun, daß sie, zumal bey dem anhaltenden Regenwetter, weiter nicht auskamen, als in die Gesellschaften bey der Marchese Crescenzi, bey dem Cardinal Aquaviva, und bey den englischen Prinzen, von welchen der älteste am 31sten des Abends seinen Geburtstag mit einem

nem grossen Concert feyerte. Der König, der Cardinal Tencin, der Connetable Colonna mit seiner Gemalin, die Prinzeßinnen Borghese und Landi, die Marchesen Crescenzi, Piccolomini, Falconieri, und viele andere Damen und Herren, waren dabey in Gala gegenwärtig, und es wurden viele Erfrischungen herumgegeben. Der vorhin erwehnte Prälat setzte seine Religionsgespräche fort, welche folgende Puncte betrafen. 1) Es sey ein sichtbares entscheidendes Ansehen nöthig, weil sonst so viele Religionen als Köpfe seyn würden. 2) Die Lehre der römischen Kirche sey seit der Apostel Zeiten unverändert geblieben, hingegen könne man die Zeit genau angeben, wenn dieser und jener Ketzer Irrthümer aufgebracht habe. 3) Es sey nicht wahrscheinlich, ja unmöglich, daß die ganze Kirche 1500 Jahre lang vor Luther geirret, und dieser erst die Wahrheit entdecket haben sollte, 4) zumal da er ein höchst lasterhafter Mann gewesen. Herr von Geusau antwortete, 1) bey den Protestanten widerspreche die Erfahrung dieser Folge; hingegen thue eben diese Erfahrung bey der katholischen Kirche unwidersprechlich dar, daß das sichtbare Ansehen unzulänglich sey, die Zwistigkeiten in Lehrpuncten zu verhüten. 2) Das Vorgeben von der unveränderten römischen Lehre sey nicht gegründet, und der Herr Prälat könne aus Dalläus und Basnage Büchern erlernen, wie man in der römischen Kirche allmälig, so wie in der Lehre, also auch in der Kirchenzucht, von den apostolischen Zeiten abgewichen sey. 3) Wenn dieser Einwurf gegründet wäre, so hätten die Heiden und Juden vollkommen Recht gehabt, weil sie auch den ersten Christen ihre Abweichung von der uralten Lehre ihrer Vorfahren vorgeworfen. Es habe auch lange vor Luthern zu keiner Zeit an Zeugen der Wahrheit gefehlet. 4) Unsere Lehre sey nicht auf Luthern, noch auf einiges menschliche Ansehen, sondern bloß auf die Bibel gegrün-

gründet. Ob man ihm nun gleich sehr viel Dank schuldig sey, daß er diesen Erkenntniß- und Entscheidungs-Grund der Religionssachen treulich angewiesen, so habe man doch gar keine Ursach, sich auf sein persönliches Wesen einzulassen; aber ein Katholik dürfte weit mehr in Verlegenheit gerathen, wenn er die Handlungen der Päbste, deren Ansehn doch in die Lehre der katholischen Kirche den größten Einfluß habe, entschuldigen sollte, als es ihnen schwer fallen würde, Luthern zu rechtfertigen: es werde aber, wie gesagt, in der evangelischen Kirche auf desselben Person und Aussprüche gar nichts gebauet. An besonderen Materien handelte der Prälat vornemlich die Lehre vom Abendmal ab, und meynete, Jesus habe die Worte, das ist mein Leib, das ist mein Blut, gesaget, ehe die Jünger das Abendmal genossen, folglich müsse man entweder sagen, er habe gelogen, oder zugeben, daß auch ausser dem Genuß des Abendmals der Leib und das Blut Christi vorhanden sey. Herr von Geusau antwortete, seine grammaticalische Gelehrsamkeit sey dem Zusammenhange der Worte nicht gemäß, denn der Heiland sage erst, nehmet hin und esset, nehmet hin und trinket, und hinterher sage er, das ist mein Leib, das ist mein Blut, und zeige dadurch an, daß sein Leib und Blut ohne Genuß nicht vorhanden sey. Uebrigens mißbilligte der Prälat mancherley eingeschlichene Mißbräuche, insonderheit die Verbrennung der Ketzer, glaubte aber, Gott habe den Calvin bey der Verbrennung des Servetus deswegen in eben dieses Vergehen fallen lassen, um den protestantischen Partheyen die Materie des Vorwurfs gegen die römische Kirche zu benehmen. Herr von Geusau erklärte ihm übrigens kurz, nachdrücklich und zu guter lezt, daß es erst alsdenn Zeit seyn werde, an ihrer sogenannten Bekehrung zu arbeiten, wenn vorher unter den Katholiken klar, deutlich und einmüthig ausgemacht worden, was man ei-

eigentlich unter dem Ansehn der Kirche, dem man sich unterwerfen solle, zu verstehen sey? und wie weit sich dabey die Gewalt des Pabstes erstrecke?

Zu Rom im Jänner 1742.

Am neuen Jahrstage legeten sie die Glückwünsche bey dem Cardinal Tencin und bey dem König von England persönlich ab, welches um destomehr gut aufgenommen wurde, weil die Italiener die persönlichen Glückwünsche nur bey den dreyen hohen Festen verrichten. Bey dem König fanden sie eine alte Engländerin, welche das Verdienst hatte, ihrem Mann, der damals in des Königs Diensten stand, aus dem Tower in London geholfen zu haben. Sie hatte sich nemlich unter dem Vorwand, von ihm den letzten Abschied zu nehmen, etliche Stunden bey ihm im Gefängniß aufgehalten, und war hierauf in seinen Kleidern in demselben geblieben, er aber in den ihrigen heraus, und unter dem Schaffot, auf welchem er am folgenden Tage geköpfet werden sollte, weggegangen. In den sechs ersten Tagen dieses Jahrs besuchten sie die Gesellschaften bey den Cardinälen Tencin und Aquaviva, und bey den Marchesen Crescenzi und Piccolomini. Bey dem Cardinal Aquaviva sahen sie zwar den Herzog von Castropignano, welcher die nach der Lombardey marschierende napolitanische Truppen commandirte, weil er aber sehr geschäftig und eilig war, und am folgenden Tage nach Napoli zurückgehen wollte, so konnten sie ihn weder an die mit ihm zu Paris gemachte Bekanntschaft erinnern, noch ihm das Empfehlungsschreiben des napolitanischen Ambassadeur zu Turin übergeben. In der Gesellschaft des Cardinals Tencin war dieses angenehm, daß jedesmal die neuesten gedruckten und geschriebenen italienischen und französischen Zeitungen, zum Dienst der Anwesenden, auf einem beson-

dern Tisch bereit lagen. Ueberhaupt waren die Gesellschaften bey den Cardinälen auch um deswillen für sie nützlich, weil in denselben gar nicht gespielet, sondern bloß gesprochen wurde, und weil sie nur zwey Stunden währeten. Einmal assen sie zu Mittag bey dem Cardinal Tencin, bey welchem die vornehmsten Mitgäste wären, der Ambassadeur von Malta, der Graf von Lagnasco, welcher Chursachsens römische Angelegenheiten besorgete, und als ein Abt gekleidet ging, des Pabstes Leibarzt Leprotti, ein gelehrter und geschickter Mann, dem der Cardinal sehr schön that, und ihn zu unterschiedenenmalen umarmete, der junge Prälat Caprara, welcher sich sehr sittsam zeigete, und der künftig Cardinal werden sollte, der päbstliche Capellan und Hausprälat Bouchet, ein Franzose, 60 und einige Jahre alt, und noch sehr munter, der viel Griechisch und Hebräisch verstand, und nicht nur *viel* gesunden Verstand, sondern auch in gewissen Hauptsachen gute Einsichten hatte. Sie hatten ihn schon ehemals in diesem Hause kennen gelernet, und weil er mit dem Pabst vertraut umging, so hatten sie ihm noch umständlicher als dem Cardinal ihre lutherische Meynung von dem Fußkuß erkläret. Er erzählete ihnen, daß er Gelegenheit genommen habe, mit dem Pabst davon zu reden, und dieser habe geantwortet, mich verlanget diese Herren zu sehen. Der Cardinal, mit welchem sie von dieser Materie noch besonders sprachen, versicherte, daß er alles Nöthige besorget habe, und daß der Pabst am folgenden Tage, nämlich am fünften, ihnen Audienz geben wolle.

Sie fuhren also am fünften in ihrem größten Schmuck, weil der Cardinal dieses nicht undeutlich begehret hatte, auf das Quirinal, und wurden in einem Vorzimmer von verschiedenen anwesenden Prälaten und Hofcavaliers so lange unterhalten, bis der Cardinal Riviera von dem Pabst wegging. Nun hieß es, der

Car-

Cardinal Tencin sey bereits durch eine andere Thür zu dem Pabst gegangen, zu welchem auch sein Neffe, der Ambassadeur von Malta, hineingerufen wurde. Endlich kam die Reihe an sie. Sie gingen, begleitet von einem geheimen Kämmerer, der Prälaten-Habit trug, aus dem Vorzimmer durch einige grosse Zimmer in ein ganz kleines Vorgemach, woselbst sie von einigen andern Hausprälaten empfangen wurden, auch den erwehnten Ambassadeur von Malta fanden, der, wie es schien, aus dem päbstlichen Zimmer einen Abtrit genommen hatte. Hier legten sie die Hüte und Degen ab, und ein Prälat führete sie durch die enge Thür hinter einander in das päbstliche Wohnzimmer, ging aber sogleich zurück. Der Pabst stand zur rechten Hand seitwärts nach dem Fenster zu, und zu seiner linken Hand, etwas vorwärts, stand der Cardinal Tencin. Er hatte einen langen Rock von weissem Tuch mit kleinen Knöpfen an, die gewöhnliche rothe Mütze auf dem Kopf, und die Hände in einem mit weissem Sammet überzogenem Muff stecken. Den rechten Fuß setzte er dergestalt voraus, daß der mit Gold besetzte Schuh von rothem Sammet unter dem langen Rock halb hervorstund. Sie machten bey der Thür die erste Beugung mit dem rechten Knie, ohne doch die Erde zu berühren, und weil der Pabst so nahe stund, daß die zweyte Kniebeugung auf dem halben Wege nicht angebracht werden konnte, so gingen sie bis dicht an ihn, knieten mit beyden Knien nieder, und bückten den Kopf tief nach dem Schuh zu, ohne denselben mit dem Munde zu berühren. Der Pabst sagte sogleich sehr freundlich, alzati! (stehen sie auf!) welches sie auch im Augenblick thaten, und ein Paar Schritte zurück gingen. Nun redete der Pabst in italienischer Sprache gutherzig und ungezwungen mit dem Grafen Reuß, und die beyden anderen Herren thaten nur zuweilen ein Wort dazu. Ich will aber die Unterredung in die deutsche Sprache übersetzen.

Der Pabst. Sprechen sie italienisch?

Der Graf. Heiliger Vater! ich spreche ein wenig, aber nicht sehr gut.

Der Cardinal. Er spricht italienisch, aber wenn er französisch redet, so spricht er wie ein geborner Franzose. Der Cardinal sagte noch mehr zu des Grafen und seiner Begleiter Ruhm.

Der Pabst. Wo kommen sie jetzt her?

Der Graf. Ich komme über Florenz von Turin, woselbst ich sieben Wochen gewesen bin, nachdem ich mich in Frankreich ein Jahr aufgehalten habe.

Der Pabst. Hat es ihnen zu Turin gefallen?

Der Graf. Allerdings! wir haben daselbst gute und nützliche Gesellschaft gefunden; der König und der Herzog von Savoyen sind sehr gnädig gegen Fremde.

Der Pabst. Was für Anzeigen des Krieges haben sie bemerket?

Der Graf. Man arbeitet sehr fleißig an Brünetta und an dem Castel von Alessandria.

Der Pabst. Haben sie die hiesigen Alterthümer gesehen?

Der Graf. Ja! heiliger Vater! aber noch nicht alle.

Der Pabst sahe theils den Cardinal, theils den Grafen an, und sagte, der Herr Graf müssen nicht zu geschwind von Rom weggehen, sondern sich hier eine Zeitlang aufhalten.

Der Graf. Ich werde in der Fastenzeit nach Napoli gehen, und gegen die heilige Woche zurückkommen, alsdenn aber mich zu Rom ununterbrochen aufhalten, bis gegen Himmelfahrt, da ich zu Venedig die berühmte Feyerlichkeit ansehen will.

Der

Der Pabst. Das ist gut. Führen sie auch ein Tagebuch von ihrer Reise?

Der Graf. Ja, heiliger Vater, um das, was ich gesehen und gehöret habe, nicht zu vergessen.

Der Pabst. Das ist gut.

Der Cardinal sahe den Pabst an, und sagte: man siehet, daß er mit vielem Nutzen reiset, und sehr gut einsiehet, wie man es machen müsse, um nützlich zu reisen. Daher hat er auch so geeilet, um einem so grossen Pabst aufzuwarten.

Der Pabst lächelnd, haben sie eine Gemalin?

Der Graf. Nein! heiliger Vater!

Der Pabst. Werden sie sich aber verheirathen? und wenn?

Der Graf. Wenn ich nach meinem Vaterlande zurückgekommen seyn werde, alsdenn werde ich es nicht lange anstehen lassen, mich in den Ehestand zu begeben.

Der Pabst. Haben sie noch Vater und Brüder?

Der Graf. Mein Vater ist schon vor 18 Jahren gestorben, und weil auch meine Brüder gestorben sind, so bin ich der einzige, welcher übrig geblieben.

Der Pabst sahe den Cardinal an, und sagte, er ist der einzige, und hat doch so grosse Reisen gethan.

Der Cardinal. Er folget darinn der löblichen Gewohnheit der Deutschen.

Der Pabst. Sie haben wohl gethan; da sie aber der einzige sind, so werden sie noch besser thun, wenn sie sich gleich nach ihrer Zurückkunft nach Deutschland verheirathen.

Hier gab ihnen der Cardinal einen Wink, und sie gingen rückwärts auf gleiche Weise zurück, als sie hineinge-

gegangen waren; bekamen auch beym Abschied eben so wie beym Eingang, jeder besonders, den nicht verlangten päbstlichen Segen, worüber nachmals Mylord Dumbart so urtheilete. Der Pabst könne auch wohl bey der Segnung eines Ketzers die Absicht haben, demselben dadurch die Gnade der Bekehrung zuzuwenden. Es sey aber gewiß, daß er daran gar nicht gedenke, sondern daß der Segen bloß eine mechanische Handlung sey. Denn weil seine Etiquette nicht verstatte, daß er sich bücken, noch vielweniger die Mütze abnehmen dürfe, so bleibe ihm kein anderes Mittel übrig, auch den Ketzern für ihre Höflichkeit zu danken, als diese Hand- und Fingerbewegung.

Als sie in das kleine Vorzimmer zurück kamen, in welchem der Ambassadeur von Malta noch wartete, und ihre Hüte und Degen wieder empfangen hatten, erschien ein Prälat, und überreichte im Namen des Pabstes dem Grafen eine goldene und eine silberne, den beyden andern aber jedem eine silberne Medaille. Alle vier waren von einem Schlage. Die Hauptseite zeigte des Pabstes vollkommen wohl getroffenes Brustbild, mit der Umschrift, Benedict. XIV. Pontifex Max. A. I. die Kehrseite aber die Weisheit in weiblicher Gestalt und Kleidung, über welcher ein offenes mit Stralen umgebenes Auge, neben derselben aber die Weltkugel zu sehen war, über welche sie die rechte Hand ausstreckte, und in der linken Hand führete sie ein Ruder, mit der Beyschrift, ut mecum sit et mecum laboret. 1741. In dem grossen Vorzimmer, dahin sie sich wieder verfügten, erwarteten sie die Rückkunft des Cardinals, dem sie bestens danketen, ihn auch bis an seinen Wagen begleiteten. Sie hatten ihn noch niemals so vergnügt und freundlich gesehen, als diesmal; er ließ sich auch in dieser guten Laune von ihnen die Hand küssen, welches er sonst nie hatte zugeben wollen. Im Hinuntergehen erzählte er, daß der Pabst zu ihm gesagt

sagt habe, was soll ich diesen Herren geben? Rosenkränze nutzen ihnen nichts; ich will ihnen mein Bildniß auf meiner Medaille geben, diese werden sie nicht ausschlagen. Das Zimmer des Pabstes, in welchem er sie sprach, war zwar mit rothem Damast ausgeschlagen, übrigens aber ohne Spiegel, ohne kostbare Tische, kurz, ohne allen Schmuck. Sie sahen in demselben nur einen gemeinen braunen Schreibtisch, auf welchem etliche Folianten und mancherley beschriebene Papiere lagen, und einen mit dem päbstlichen Wapen bemalten hölzernen Stuhl.

Vom siebenten bis eilften Jänner fuhren sie zweymal auf den hiesigen Cours, der eine sehr lange aber nicht sehr breite Strasse ist. Sie sahen ziemlich viel Wagen, die zum Theil wegen des Schnitzwerks und der Vergoldung kostbar waren, aber die Livree und der Aufzug der Bedienten stimmete wegen der schlechten Beschaffenheit oft nicht damit überein. Sie höreten, daß es zu Rom Leute gebe, welche Hunger und Kummer litten, um nur Kutsche und Pferde zu halten, weil man es für den höchsten Grad des Elends und Verfalls halte, wenn diese abgeschaffet würden. Von ihrer Besuchung der Gesellschaften bey Madame Crescenzi und den englischen Prinzen, welche sie in diesen Tagen fortsetzten, führe ich weiter nichts an, als daß sie an dem jüngsten Prinzen, bey Gelegenheit eines Dispüts, den er mit einem Prälaten über ganz gleichgültige Dinge hatte, viel Eigensinn und Hitze bemerkten, der älteste aber stärkte sie durch sein gütliches Zureden und ganzes Betragen, in der guten Meynung, welche sie von ihm gefasset hatten. Der Cardinal Tencin erschien vor ihrem Quartier zum Gegenbesuch.

Vom zwölften bis sechszehnten fiel auch nicht viel Erhebliches vor. Man hoffete, in der Gesellschaft bey dem Cardinal Aquaviva den obersten Befehlshaber der

spanischen Truppen in der Lombarden, den Herzog von Montemar, zu sehen, welcher hier angekommen war, und bey dem Cardinal wohnte: er kam aber nicht zum Vorschein, sie höreten auch, daß er hier nur eine Nacht geblieben sey. In der Gesellschaft des Marchese Piccolomini lerneten sie kennen die Marchese Maßimi, die Donna Olympia, der Piccolomini Schwester, den Prälaten Gulielmi, und noch einen Prälaten aus Flandern, welcher des Pabstes Nepote war, noch zur Zeit aber von dieser Verwandtschaft keinen Nutzen gezogen hatte. Bey dem Cardinal Tencin speiseten sie wieder zu Mittag, und zwar an einer kleinen Tafel in seinen Wohnzimmern, bey welcher sein Hausthier erschien, nemlich eine pechschwarze Krähe, mit rothen Füssen und rothem Schnabel, von den Alpen, welche schon 14 Jahre um ihn gewesen war, und daher das Recht hatte, auf seiner Schulter zu sitzen, auf der Tafel herum zu gehen, und von den Tellern nach Belieben mit zu essen. Auf einem Tisch lag das Breviarium romanum, welches Herr von Geusau in die Hand nahm, und das Officium Pabst Gregorius des siebenten aufschlug. Das gab dem päbstlichen Capellan und Hausprälaten Bouchet Gelegenheit, zu erzählen, daß der Pabst, als Cardinal und Beysitzer der Congregation, nicht habe zugeben wollen, daß dieses Officium in das Breviarium gebracht würde, die übrigen aber hätten die Zeit in Acht genommen, da er verreiset gewesen, und hätten es demselben einverleibet. Bouchet bedauerte, daß so viele Erzählungen aus der Heiligen Legende in das Breviarium gesetzet worden, und gestund, daß wenn er solche Stellen Amtswegen lesen müsse, er vorher zu Gott ungefähr also seufze: Mein Gott! ich glaube nichts von alle dem, was ich jetzt lesen werde, aber das weiß ich, daß ich der Kirche gehorsam seyn muß, und daß ich es aus Demuth und Unterwerfung thue. Zugleich versicherte er, daß der Pabst hierin mit

ihm

ihm ungefähr gleich gesinnet sey, auch alle mögliche Anstalt zu machen gedenke, damit das Breviarium in diesem Stück verbessert werde; wie er denn noch vor kurzer Zeit mit ihm von dieser Materie gesprochen habe. Uebrigens schilderte er den Pabst kürzlich so: es sey bey ihm nichts von Hochmuth, Nepotismus und Eigennutz zu finden; und meynete, wenn man dieses bey einem Geistlichen wahrnehme, so könne man die Augen zudrücken, und getrost sagen, sehet hier einen Menschen von guter Art. Ohnlängst habe der Pabst zu ihm gesagt, ein Bisthum werde ihm doch wohl ganz gelegen seyn; worauf er geantwortet habe, ich werde es wie der Pabst machen, und alle meine Einkünfte den Armen geben, nachdem ich nur so viel als ganz nothwendig ist, für mich behalten habe. Hierbey machte er unterschiedene Anmerkungen über diejenigen, welche sich viele Einkünfte wünschten, um desto mehr Gutes thun zu können, und sagte, dieser Wunsch sey entweder nur ein Vorwand der Habsucht, oder doch wenigstens eine blosse Einbildung, denn Gott könne doch nicht mehr von einem Menschen fordern, als er ihm anvertrauet habe. Nach seiner lebhaften Art drückte er dieses eigentlich so aus: sollte Gott mich einst fragen, warum ich nicht reichlicher Allmosen gegeben hätte? so werde ich antworten, hättest du mir mehr gegeben, so würde ich auch den Armen mehr gegeben haben. Dem König von England warteten sie in diesen Tagen auch auf, und waren in seinem Pallast, so wie allezeit, sehr willkommen.

Am siebenzehnten sahen sie dem feyerlichen Pferdesegen bey der Kirche des heiligen Abts Antons, aus einem derselben gegenüber belegenem Hause, mit Verwunderung zu. Neben der Kirche war zu dieser Handlung eine besondere Kapelle in Gestalt eines Kaufladens angeleget. Im Eingange derselben, zwey Stufen höher als die Strasse, stand ein Priester, mit

dem Chorhemde und der Stola bekleidet, neben einem eingemauertem marmornem Weihkessel, welcher vermuthlich inwendig einen Zufluß hatte. Wer Kutschen und Reitpferde in Rom hatte, schickte oder brachte sie selbst mit Zöpfen und bunten Bändern bestens aufgepußet an diesen Ort, insonderheit prangeten die römischen Prinzen bey dieser Gelegenheit mit ihren Kutschen und Pferden. Alle zogen bey der Kapelle vorbey, und erlegten an weissen Wachskerzen und Geld so viel sie beliebeten, wofür der Priester die Kutschen, Pferde und Reuter mit Weihwasser reichlich besprengte, auch aus der Bude das in Kupfer gestochene Bildniß des heil. Antons, nebst gewissen Kreußen von Meßing, zurückgab. Der Zug ging zu einem Thor des Antoniusklosters hinein, und durch ein anderes wieder hinaus, ja die Kutschen und Pferde der Prinzen zogen wohl zweymal vorbey, weil sie viel Pferde, und also viel Segen nöthig hatten. Die Verwirrung und der Lärmen bey dieser Handlung war ungemein groß, weil einer dem andern vorfahren und vorreiten wollte, es konnte auch der heilige Antonius nicht alle unglückliche Zufälle verhüten. Selbst an der Kutsche des Pabstes zerbrach, etliche Schritte vor der Kapelle, eine Achse. Der Stallmeister, welcher mit einem grossen Bündel Wachskerzen darinn saß, sprang zwar hinter einem neben ihm haltenden Reuter auf das Pferd, aber auch dieses sank hinten in den Koth nieder, so daß der beschmußte Stallmeister seine Noth hatte, bis er in eine andere neben ihm haltende Kutsche, und dadurch in Sicherheit kam. Die meisten Pferde erschracken vor dem langstieligten Weihbüschel, und vor der Besprengung mit demselben, die Kutscher und Knechte aber bedanketen sich für dieselbige mit Abnehmung des Huts ehrerbietig, schlugen auch zum Theil ein Kreuz vor sich. Es wurden auch aufgepußte Ochsen, Kälber, Schafe und Hunde vorbey ge-

geführet und besprenget. Das Schauspiel währete vom frühem Morgen bis an den Abend. Half der Segen dem Vieh nicht, so half er doch dem Kloster, denn dieses hatte an diesem Tage eine beträchtliche Einnahme.

Am achtzehnten sahen sie einen öffentlichen Aufzug des Pabstes an, da er am Fest Petri Stuhlfeyer sich nach der Peterskirche tragen ließ. Einige Paar von den Cheveaux legers, in roth und Gold gekleidet, ritten in ziemlich grosser Entfernung voraus. Ihnen folgeten Hofcavaliers in schwarzen Mänteln, und Prälaten in langen violetfarbigen Roben, alle zu Pferde. Drey weisse Handpferde mit roth sammtenen rings umher mit Gold besetzten Decken behangen, jedes von einem Knecht geführet, hinter welchen der Stallmeister herritte. Drey römische Prinzen in schwarzen seidenen Mänteln zu Pferde, neben welchen ihre Bediente gingen. Der Connetable Colonna ganz allein, in gleichem Aufzug. Der Pabst in einer mit rothem Sammet überzogenen Sänfte, getragen von seinen in geblümten hellrothen Atlas gekleideten Staffieri, mit entblößten Häuptern, und auf beyden Seiten die Schweitzergarde mit Hellebarden. Die grössere Sänfte des Pabstes auch in- und auswendig mit rothem Sammet und goldenen Tressen beschlagen, und von zwey weissen Mauleseln leer getragen. Der päbstliche leere Wagen, bespannet mit sechs Schimmeln, deren Geschirr von rothem Sammet vergoldete Beschläge hatte; Kutscher und Vorreuter in blossen Köpfen, der erste auf spanische Weise reitend auf dem Stangenpferde. Die Cheveaux legers mit kleinen Lanzen, an welchen oben rothe und gelbe Fähnlein hingen, und die Cürasziers mit entblößten Degen machten den Beschluß. Die Feldmusik mit Trompeten und Paucken war auch vorhanden. Als der Pabst sich dem Platz der Peterskirche näherte, wurden

den nicht nur die Glocken geläutet, sondern auch die Kanonen auf der Engelsburg gelöset, auf welchem Castel sich auch die vier grossen aufgesteckten Fahnen zeigeten. Nachdem sie diesen Zug aus dem Carmeliterkloster angesehen hatten, begaben sie sich nach der St. Peterskirche, in welcher man dem Pabst in einer Nebenkapelle den Kirchenschmuck anlegte. So oft der Pabst in dieser Kirche etwas zu verrichten hat, oder einer Handlung beywohnet, wird ein grosser Verschlag von Brettern aufgerichtet, der inwendig austapezirt, und oben mit grossen Teppichen überhangen, auf drey Seiten zu, vorn aber nach dem über Petri und Pauli Grabe errichtetem Altar zu offen ist. Der Oefnung und diesem Altar gegenüber stehet der päbstliche Thron, und auf beyden Seiten desselben ist das Gestühl der Cardinäle. Auf dem erwehnten Altar darf niemand als der Pabst Messe lesen, dieser müßte denn eine besondere Erlaubniß dazu geben, welche auf Pergament ausgefertiget, und mit dem gewöhnlichen bleyernen Siegel versehen ist, auch auf einer Seite des Altars aufgehangen wird, wie diesmal, da der Cardinal Tencin die Messe lesen sollte. Dieser ging nun in der feyerlichen Kleidung und mit der grossen Bischofsmütze zuerst in den Verschlag, und auf dem Hingang grüssete er unsere Reisende sehr freundlich. Ihm folgeten die übrigen Cardinäle, und zuletzt erschien der Pabst auf den Schultern getragen, stieg vor dem Altar ab, verrichtete ein Gebet, und bestieg seinen Thron. Unsere Reisende hielten dafür, es sey am besten für sie, die Zeit des Niederfallens nicht abzuwarten, sie begaben sich also in eine andere Gegend der Kirche, und setzten derselben Besichtigung fort. Sie sahen mit Traurigkeit, wie die Andächtigen den vorausstehenden rechten Fuß der ehernen Statüe des Apostels Petrus, welche an einem Pfeiler auf einem ohngefähr 2 Ellen ho-

hohem Stuhl aufgerichtet ist, küsseten, (dessen Zehen schon halb weggeküsset waren,) und hierauf entweder die Stirn an ihn drücketen, oder wohl gar den Kopf unter denselben hielten. Die Damen liessen ihn vorher entweder durch ihre Führer, oder durch ihre Bediente abwischen.

Vom neunzehnten bis vier und zwanzigsten Jänner. Sie besuchten in diesen Tagen ihre gewöhnlichen Häuser, nämlich des englischen Königs, und des Cardinal Tencin, (welchem letzten sie zu dem ihm aus Paris durch einem eigenen Courier überschickten heiligen Geistorden Glück wünschten;) wurden auch durch dem Grafen von Sepulveda in das Concert, welches wöchentlich einmal bey dem Marchese Gabriele gehalten ward, eingeführet, in welchem sich auch musikalische Standespersonen hören liessen. Hier lerneten sie die englische verwitwete Gräfin Strecmore, die Marchesinnen Sampieri, Paleotti und Ricci, die Herzogin Strozzi, Don Paolo Borghese, den jüngsten Bruder dieses fürstlichen Hauses, den Grafen Sinzendorf, Neffen des wienerischen Hofkanzlers, und den Grafen von Stahrenberg, kennen. Die drey letzten Grafen studierten hier. Sie wohneten auch der Trauung der Prinzeßin Salviati mit dem Bruder des Cardinals Aquaviva bey, welche in der Novitiatkirche der Jesuiten der Pabst selbst verrichtete, sich nach geendigter Ceremonie in einer mit rothem Damast beschlagenen Seitenkapelle niedersetzte, und die Prinzeßin nebst den übrigen Damen zum Fußkuß ließ, wobey er sehr freundlich that, und sich anstellete, als ob er sie mit beyden Händen aufheben wollte, da sie denn wieder aufstunden, und als der Pabst wegging, noch einmal im Gehen von ihm mit sehr munterer Mine gesegnet wurden. Die neuen Eheleute waren in Ansehung des Alters sehr ungleich, er ohngefähr 60, sie kaum 16 Jahre. Am fünf und zwanzigsten woh-

wohneten sie dem Fest bey, welches der Cardinal Aquaviva wegen des Geburtstages des Königs beyder Sicilien gab. Die Ankommenden wurden in dem ersten Vorzimmer von des Cardinals Bruder dem Fürsten Aquaviva, die Damen aber durch desselben Gemalin, deren Trauung sie ein Paar Tage vorher beygewohnet hatten, und durch des Cardinals Schwester, die Herzogin Strozzi, in dem zweyten Vorzimmer aber von dem Cardinal selbst empfangen. Es erschienen aber bey solchen Gelegenheiten nur diejenigen Damen, die entweder selbst, oder deren Männer napolitanische Lehne hatten, sie mußten auch aus Pflicht kommen, und wenn es nicht geschehen konnte, sich entschuldigen lassen. Den Prinzeßinnen, als Colonna, Borghese u. a. m. wurde ein besonderes Zimmer, den übrigen Damen, von geringerm Adel aber, auch ein besonderes Zimmer angewiesen, und die Herren gingen nach Belieben aus einem Zimmer in das andere. Endlich begab sich die ganze Gesellschaft in den grossen mit drey Reihen roth sammtener Stühle rings umher besetzten Saal, woselbst auf einer dazu errichteten Bühne eine auf diesen Tag besonders gedruckte Cantate aufgeführet wurde. Während des Concerts wurden einmal Erfrischungen herumgegeben, und die mit gegenwärtigen englischen Prinzen darinn vorgezogen, daß ihnen dieselben des Cardinals Bruder und Schwager überreichten; die Prinzeßinnen aber wurden von einigen Hausäbten bedienet. Nach geendigter Musik begab man sich in ein Nebenzimmer, in welchem eine lange mit lauter Erfrischungen besetzte Tafel stand. Die Damen und die englischen Prinzen setzten sich rings an den Wänden herum, den Raum zwischen ihnen und der Tafel aber fülleten die in grosser Menge vorhandenen Herren an, welche einer jeden Dame dasjenige von der Tafel reicheten, was sie verlangte, auch was ihnen selbst schmeckte, stehend ver-

verzehreten. Abends nach 10 Uhr hatte alles ein Ende, viele aber, unter welchen auch unsere Reisende waren, begaben sich noch früher weg.

Am sieben und zwanzigsten nahmen die öffentlichen Carnevalslustbarkeiten ihren Anfang, welche darinn bestunden, daß bis zu den angehenden Fasten alle Tage, den Sonntag und Festtag ausgenommen, die Masken theils zu Fuß, theils im Wagen, in der langen Strasse, wo sonst der gewöhnliche und ordentliche Cours ist, Nachmittags von 2 bis 5 Uhr auf- und abgingen, und eben daselbst jedesmal zum Beschluß einige Pferde in die Wette renneten. Zur Erhaltung des bürgerlichen Friedens stand an schicklichen Orten, ausser den Sbirren, die päbstliche Miliz zu Pferde und zu Fuß, und am Ende der Strasse zeigte sich der Governator von Rom Monsignor Ricci mit den Conservatoren auf einem Balcon, um zu urtheilen, welches Pferd den Preis erhalten habe, der in etlichen Ellen Sammets oder reichen Stofs bestand, welche die Judengemeine liefern mußte, und die täglich der Eigenthümer des siegenden Pferdes bekam. Die Juden mußten in diesen Tagen leiden, daß ihnen die Masken durch eine Art hölzerner Windbüchsen Mehl ins Gesicht schossen. Die hiesigen Prinzen und andere Standespersonen zeigeten sich in dieser Zeit als Kutscher, denn sie fuhren allerhand verlarvete Gesichter beyderley Geschlechts auf offenen und zum Theil wie grosse Schiffe gebaueten Wagen herum, und wurden dabey von ihren Bedienten in Harlekinenkleidung begleitet. Die fahrenden Masken begrüsseten ihre Bekannte im Vorbeyfahren dadurch, daß sie ihnen eine Handvoll runder Kügelchen von Zucker oder Kraftmehl zuwarfen, welche sie in einem entweder versilbertem oder vergoldetem Körbchen vor sich hatten. Während dieser Unruhe hielt der Cardinal Tencin, weil es sein

Vor-

Vorfahr der neulich verstorbene Cardinal von Polignac so eingeführet hatte, in der Academie de France täglich grosse Versammlung, zu welcher der Adel beyderley Geschlechts kam, der etwa zu der Mummerey zu alt oder zu klug war, und theils auf dem grossen Balcon den Strassenlärm ansahe, theils die Zeit mit Gesprächen zubrachte, und mit mancherley Erfrischungen bedienet wurde. Weil nun zu dieser Zeit alle andere Gesellschaften eingestellet waren, so erschienen unsere Reisende in der tencinischen.

Zu Rom vom ersten bis dreyzehnten Februar 1742.

Am zweyten Februar ruheten die Römer von ihrer Carnevalsarbeit aus, unsere Reisende aber waren in den Gesellschaften bey den Prinzen von England und bey Madame Piccolomini. Vom dritten bis achten besuchten sie die Versammlung in der Academie de France täglich, und lerneten daselbst, ausser vielen andern, den Cardinal Spinola, und den italienischen Principe Luci kennen, waren auch bey dem Cardinal Aquaviva, und zweymal bey den englischen Prinzen, blieben auch einmal bey dem König zur Tafel. Sie waren auch einigemal in dem Hause des Cardinals Tencin, um sich nach seinem Gesundheitszustand zu erkundigen, weil er an einem krätzigen Ausschlag unpäßlich war, jedoch die Versammlung in der Academie de France täglich fortsetzen, und durch seine Cavaliers und übrigen Hofstaat den Adel empfangen und bewirthen ließ. Sie wurden zwar verhindert die Einäscherungsceremonie in der päbstlichen Kapelle anzusehen, höreten aber, daß sie darinn bestehe, daß der Cardinal Dechant die Asche dem Pabst auf den Thron bringe, und ihm gewöhnlichermassen die Stirn mit derselben bestreiche, der Pabst aber hierauf eben

diese Ceremonie an dem Cardinal-Dechanten, den übrigen Cardinälen, und an andern, die sich herzunaheten, verrichte. In Maskenkleidern die Asche zu nehmen, wie ehemals von vielen Carnevalsschwärmern geschehen, hatte schon einer der vorigen Päbste verboten, und es hänget in der Peterskirche eine sehr grosse silberne Lampe, welche von den wegen Uebertretung dieses Verbots eingegangenen Strafgeldern angeschaffet worden. Man erzählete ihnen, daß der Pabst in seinen jüngern Jahren, als er noch Consistorialadvocat gewesen, sich in der Carnevalszeit immer die Maske eines Doctors angeleget, und auf der Strasse seinen Lehrstuhl aufgeschlagen habe, um die Vorbeygehenden nach Befinden mit satirischen Lehr- und Strafpredigten zu unterhalten, da denn diese Maske grossen Zulauf und Beyfall gefunden habe. Von seiner jetzigen Gesinnung versicherte man, daß er den Carnevalslustbarkeiten feind sey, und sie gern abschaffete, wenn er nur könnte. Sie sind aber doch einmal sieben Jahre lang ausgesetzet gewesen, als Pabst Clemens XI 1710, da in der Nacht vom zweyten auf den dritten Februar ein starkes Erdbeben die Luft gestöret, ein Gelübde gethan, sie sieben Jahre lang nicht zu verstatten. Am eilften wurden sie Abends durch Mylord Dumbart abgeholet, und zu der Prinzeßin Borghese geführet, welche sie zwar in dem englischen Hause schon kennen gelernet hatten, aber ihr noch nicht besonders vorgestellet waren. Sie hatte alle Abend eine kleine Gesellschaft, welche an diesem Tage aus ihrem Gemal, dem Ambassadeur von Malta, und etlichen Monsignori bestund. Sie war eine geborne Colonna, und des Connetable Schwester, hatte auch dieses Besondere, daß sie nicht spielete, so daß man, weil sie gesprächig war, in diesem Hause ohne Spiel am besten fortkommen konnte. Als sie am zwölften mit ihren Banquiers und sonst

sonst das Nöthige zu der Reise nach Napoli veranstaltet hatten, nahmen sie bey dem Marchese Crescenzi, bey dem Cardinal Tencin, und bey den englischen Prinzen Abschied. Der Cardinal, welcher verbundene Hände hatte, und einen Pelz trug, war zwar wegen erhaltener Briefe sehr beschäftiget, entließ sie aber doch aufs freundlichste, und versahe sie mit dem gewöhnlichen Billet, welches die nach Napoli Reisende, zur Erlangung eines Passes, bey dem Cardinal Aquaviva vorzeigen mußten. Abends beurlaubeten sie sich auch bey der Prinzeßin Borghese, welche ihnen einen Brief an ihre Schwester die Herzogin Matalone zu Napoli anbot. Unter den übrigen Anwesenden lerneten sie noch derselben zweyten Bruder, den Maggiore domo des Pabstes kennen, welcher Prälat eben kein theologisches Ansehn, aber die Hofnung bald Cardinal zu werden hatte. Am dreyzehnten machten sie früh dem Cardinal Aquaviva die Aufwartung, und wirketen von ihm den Paß zu der Reise nach Napoli aus. Sie nahmen auch bey Mylord Dumbart, und hierauf bey dem König von England förmlichen Abschied, welcher letzte dem Grafen Reuß das Compliment machte, daß er für seine Aufmerksamkeit ihm sehr verbunden sey. Nachmittags fand sich der Principe Borghese vor ihrem Quartier zum Gegenbesuch ein, und da sie nach der gewöhnlichen Höflichkeit nicht zu Hause seyn wollten, so schickte er ihnen den Brief seiner Gemalin an ihre napolitanische Schwester. Sie packeten ein, und schaffeten sich die nöthige Reisenothdurft an, um in den bis Napoli, insonderheit in der Fastenzeit, schlecht versehenen Wirthshäusern keine Noth zu leiden.

Reise nach Napoli, Aufenthalt daselbst, und Rückreise nach Rom, vom vierzehnten Februar bis sechsten März 1742.

Am vierzehnten traten sie die Reise von Rom nach Napoli wirklich an, und kamen an diesem Tage bis Piperno, am funfzehnten nach St. Agata, und am sechszehnten nach Napoli. Am folgenden Tage brachten sie ihre Haushaltung für die Zeit ihres Aufenthalts in Ordnung, und am achtzehnten machten sie den Anfang mit der Abgebung ihrer Empfehlungsbriefe. Dem hiesigen französischen Ambassadeur Marquis de l'Hopital, hatten sie der napolitanische Ambassadeur zu Turin, Herr von Vieufville, und Herr von Ramsey zu Paris, empfohlen. Er war vierzig und einige Jahre alt, hatte ein gutes Ansehen, und wurde wegen seiner Höflichkeit von jedermann gerühmet. An unsern Reisenden bewies er sie auch, und lud sie auf den Mittag des folgenden Tages zur Tafel, um mit ihnen wegen ihrer Vorstellung am Hofe, und wegen übriger Anwendung der Zeit ihres Aufenthalts, sich zu verabreden, sagte aber voraus, daß sie dem König vor dem Ende des Wochenbettes der Königin wohl nicht vorgestellet werden könnten, weil er bis dahin ganz ungestört zu bleiben beschlossen habe. Hierauf besuchten sie ihren Banquier Giordani, der, wie sie am vorhergehenden Tage zu ihrer Verwunderung erfahren hatten, ein Herzog war, dazu Kaiser Karl der sechste ihn und seinen Bruder gemacht hatte, vermuthlich aus Cameralursachen. Der Herzog ging nicht nur bey dem Banquier zu Tische, sondern die Hauseinrichtung zeigte auch mehr den letzten, als den ersten. Am neunzehnten speiseten sie bey dem französischen Ambassadeur in Gesellschaft des sardinischen Ambassadeur, des Marchese Castromonte, welcher ein Geistlicher, und ehemals napolita-

litanischer Ambassadeur zu Venedig gewesen war, und den Januariusorden trug; des Herzogs von Cannalonga, zweyer königlich-napolitanischer Kammerherren, und dreyer zu der französischen Gesandtschaft gehörigen Cavaliere. Ueber der Tafel ward erzählet, daß als man vor ein Paar Monate an eben diesem Tisch gespeiset habe, derselbe, so wie der darüber hängende Kronleuchter, unvermuthet von einem Erdbeben hin und her gewanket hätte. Sie höreten Paucken und Trompeten auf der Strasse, und der Ambassadeur sagte, das ist die Musik meines Regiments, denn er war Marechal de Camp, und hatte ein Cavallerieregiment; als man ihm aber die Nachricht brachte, daß der bon Dieu vorbeygetragen werde, antwortete er, ha! das ist eine sehr ehrwürdige Sache. Vor dem so genannten bon Dieu ging hier oft Musik her, welches unsere Reisende, ausser bey grossen Proceßionen, sonst nirgends an katholischen Orten beobachtet hatten; sie höreten aber, daß es auch in Portugal gewöhnlich sey, und daselbst die gemeinen Leute dazu tanzeten. Von hier begaben sie sich zu der Principissa Yatchi, und überreichten ihr den Brief, welchen ihnen die Gräfin von Caraman zu Toulouse mitgegeben hatte. Sie war eine noch junge Dame aus Frankreich, und schon als Kind hieher verheirathet worden, daher sie sich auch der Gräfin von Caraman fast nicht mehr erinnern konnte, die Reisenden aber doch sehr höflich aufnahm. Ausser ihrem Oheim, dem General über die hiesigen Galeren, und Ritter des Januariusordens, Grafen Reggio, trafen sie auch den Generallieutenant Grafen von Trivulzio bey ihr an, und diesem überreichten sie das Empfehlungsschreiben, welches ihnen der napolitanische Ambassadeur zu Turin gegeben hatte. Er war ein geborner Mailänder, ein sehr ehrwürdiger und höflicher Mann, der sich mit recht natürlicher Gutherzigkeit zu allen Diensten anbot. Am Abend brachte sie

der

der französische Ambassadeur zu der Herzogin von Matalone, der sie einen Brief von ihrer Schwester, der Prinzeßin Borghese zu Rom, einhändigten, wegen dessen sie ihr sehr willkommen waren. Sie war noch nicht 30 Jahr alt, konnte aber seit ihrem letzten Wochenbette nicht gehen, sondern mußte sich beständig tragen lassen. Sie spielete zwar mit dem französischen Ambassadeur, billigte es aber auf alle Weise, daß die Reisenden nicht spieleten. Am zwanzigsten empfingen sie Besuch von dem Grafen Trivulzio und Herzog Cannalonga, die sich beyde erboten, sie in hiesige Gesellschaften einzuführen, welche Gefälligkeit sie sich auf einen andern Tag ausbaten. Am ein und zwanzigsten gaben sie in den herzoglichen Häusern Miranda und Castropignano ihre Briefe aus Turin ab, und besuchten den sardinischen Ambassadeur Grafen von Monastrole. Dieser erzählte, daß die Standespersonen zu Napoli größtentheils armselig lebeten, um nur bey gewissen Gelegenheiten groß zu thun; auch in Meublen und andern äusserlichen Dingen mehr Pracht als Geschmack zeigeten. Der Principe Tarci ließ damals Zimmer ausmeubliren, deren Tapeten von Sammet mit Gold gesticket, die Augen, Mäuler und Halsbänder der gestickten Figuren aber von Edelsteinen gebildet waren. Eben dieser Prinz hatte sich ehedessen in zweyerley Gestalt, nämlich mit einer freundlichen und mit einer sauren Mine malen lassen. Wenn er jenes Bildniß in seinem Audienzsaal aufhing, ließ er seine Vasallen und Unterthanen zum Handkuß zu, wenn aber dieses aufgestellet wurde, bekamen sie nur einen seiner Schuhe zu sehen, den er durch eine Thür in den Audienzsaal hielt, und den sie küssen mußten. Allein unter der damaligen Regierung durften sich die Fürsten nicht mehr ein solches Ansehn geben. Mittags speiseten sie wieder bey dem französischen Ambassadeur, in Gesellschaft des Marchese Cartigliat,

königlichen Kammerherrns und Ritters des Januariusordens, der von Geburt ein Catalonier war, des Grafen Trivulzio, und des Generalmajors von der hiesigen königlichen Garde. Es wurde das Model von dem Berge Vesuvio, insonderheit von der Bocca (Mündung, Oefnung) desselben, welches der französische Ambassadeur sich hatte vor zwey Jahren verfertigen lassen, besehen. Der Marchese war der erste, der es gewaget hatte, in die Bocca hinabzusteigen, denn vor ihm hatte jedermann sich begnüget, nur auf dem Rande derselben herumzugehen. Gegen Abend führete sie der Graf von Trivulzio bey der Prinzeßin von Monte Mileto ein, welche seit einigen Jahren sich in einem Nonnenkloster aufhielt, weil sie mit ihrem Gemal in Uneinigkeit gerathen war, und den Ausgang des Handels erwartete. So weit sie in dem Sprachzimmer durch das doppelte eiserne Gitter erkennen konnten, war sie eine schöne Dame, und noch in den besten Jahren. Sie lobete die Reisegewohnheit der Deutschen, und mißbilligte die Weise der Engländer, welche nur Seltenheiten aufsuchten, ohne Leute in fremden Ländern kennen zu lernen. Es fanden sich bey ihr in dem Sprachzimmer auch der Herzog von Vito, eine Marchese Doria, und der Auditor des päbstlichen Nuntius ein. Von hier brachte sie der Graf Trivulzio in die grosse Gesellschaft bey der Gräfin von Balena, welche im Wochenbette war, und stellete sie ihr und ihrem Gemal vor. Die gegenwärtigen Personen beyderley Geschlechts waren in vier Zimmer vertheilet, und es wurden durch Pagen vielerley Erfrischungen herumgetragen. Solche grosse Versammlungen wurden hier nicht ordentlich, sondern nur bey Hochzeiten, bey Kranken, bey Sterbenden, (deren mancher mit den Spielcharten in der Hand abschied,) und bey Wöchnerinnen angestellet. Bey den letzten fingen sie mit dem Tage der

Ent-

Entbindung an, und währeten bis an das Ende der sechs Wochen. Zuletzt begaben sie sich noch in die kleine Gesellschaft bey der Herzogin von Matalone, woselbst sie ausser dem französischen Ambassadeur, den von Rom in seinen Geschäften an diesem Tage angekommenen Marchese Crescenzi, den Herzog von Miranda, Rittern des Januariusordens, Oberstallmeister der Königin, und Liebling des Königs, und den Grafen von Sangro, Rittern vom goldenen Vließ, und Kaisers Karl des sechsten gewesenen Liebling, und desselben Gemalin, antrafen. Dieser Graf war ein alter corpulenter Mann, und hatte sich nach des Kaisers Tode hieher in sein Vaterland begeben, um für sich zu leben, weil er, wie er selbst sagte, einen allzu guten Herrn gehabt hätte, als daß er wieder einem andern dienen könnte. Seine beyden Brüder waren Generallieutenants in königl. Diensten. Am zwey und zwanzigsten assen sie zu Mittag bey dem französischen Ambassadenr, in Gesellschaft des Generals über die hiesigen Galeren Grafen von Sangro, des Grafen Maoni, Generallieutenants und Inspectors über die königl. Infanterie und Cavallerie, welcher wegen Unpäßlichkeit der Armee nach der Lombardey nicht hatte folgen können, und unterschiedener anderer Personen. Der Marchese Doria, welcher sie gegen Abend besuchte, war ein belesener und gelehrter Mann. Mit dem Herzog von Vito fuhren sie zurück in die Versammlung bey seiner Gemalin, welche im Wochenbette lag. Hier lerneten sie die Prinzeßin San Severo, eine geborne Niederländerin, kennen, welche das Französische mit Vollkommenheit sprach, und ganz östreichisch gesinnet war. Zum Beschluß des Tages waren sie noch in der kleinen Gesellschaft bey der Herzogin von Castropignano, welche viel von Paris redete, und die Petit maitres herunter machte, übrigens aber wegen der Abreise ihres Gemals nach der Lombardey keine

Betrübniß zeigete. Am drey und zwanzigsten thaten sie eine kleine Reise nach Portici, Resina und Torregreca, und Abends besuchten sie die Gesellschaften bey den Herzoginnen Lavienna (zu welcher sie derselben Schwager Herzog von Cannalonga führte,) und Metalone, und bey dem Herzog von Vito. Am vier und zwanzigsten besuchten sie Pozzuolo und desselben Gegend. Am fünf und zwanzigsten speiseten sie Mittags bey dem sardinischen Ambassadeur, und hatten den französischen Ambassadeur, den holländischen Gesandten, den Marchese von Castromonte, Rittern des Januariusordens, und die beyden Auditores der päbstlichen Nuntiatur, zu Mitgästen. Der französische Ambassadeur redete nach der Tafel weitläuftig von dem Uebel, welches Deutschland wegen des Eigensinnes der Königin von Ungarn wiederfahre, und meynte, 140000 Franzosen, welche nächstens in Deutschland stehen würden, könnten ein gutes Arzeneymittel dagegen seyn. Diese Rede war nicht nach dem Geschmack des sardinischen und holländischen Ministers. Der letzte fing an mit unsern Reisenden von der Audienz, welche sie bey dem Pabst gehabt hatten, zu reden, und billigte ihr Verhalten. Man kam auch auf die besten historischen und politischen Schriftsteller zu reden, und der französische Ambassadeur zeigte viel Belesenheit und Geschmack, es schien auch, daß er den Commines allen ähnlichen Geschichtschreibern vorziehe. In den Abendgesellschaften bey den Herzoginnen Vito und Matalone fiel nichts Erhebliches vor. Am sechs und zwanzigsten reiseten sie nach dem Berg Vesuvio, und stiegen in desselben Bocca bis zur Hälfte auf dem Wege hinab, den der Marchese Cartigliac (S. 326) genommen hatte, der aber ziemlich jähe, grobsandig, schuttartig und warm war.

Weil die Königin ihr Wochenbette verlassen hatte, und die königlichen Herrschaften wieder öffentlich

speis

speiseten, so begaben sie sich am sieben und zwanzigsten nach Hofe, und wurden kurz vor der Tafel durch den Grafen Trivulzio dem Oberkammerherrn des Königs vorgestellet. Hierauf sahen sie den König und die Königin an einer Tafel beysammen speisen, wobey es dem Ceremoniel nach auf französische Art herging, ausser daß der König durch Cavaliers, die Königin aber durch Damen bedienet wurde. Hinter beyden standen die Pagen, welche das Essen hereinbrachten, und ihnen gaben, um es auf die Tafel zu setzen. Von fremden Ministern sahen sie nur den sardinischen Ambassadeur. Der Oberkammerherr hatte dem König von ihnen schon Nachricht gegeben, der sie also während der Tafel zu unterschiedenen malen betrachtete. Nach der Tafel wurden sie ihm und der Königin vor der Thür, durch welche sie zurück in ihre Zimmer gingen, vorgestellet. Sie hatten weiter nichts zu thun, als sich auf französische Art tief zu bücken, denn das Kniebeugen und den Handkuß nahm der König nur von seinen Unterthanen an. Sie genossen weiter nichts als den gnädigen Anblick der königlichen Personen, denn der König pfleget bey solchen Gelegenheiten nichts zu sagen. Der sardinische Ambassadeur sprach scherzend zu ihnen: meine Herren, schreiben sie in ihre Tafeln, was ihnen der König gesaget hat. Der König war ziemlich langer Statur, etwas hager, und hatte eine sehr grosse Nase. Die Königin war eher klein als groß zu nennen, und von den Blattern ziemlich gezeichnet. Während der Tafel sprachen beyde oft und sehr freundlich mit einander. Am acht und zwanzigsten besahen sie noch einmal Portici, und die dasige Sammlung von Alterthümern, welche ihnen der Generalintendant, auf des Grafen Trivulzio Empfehlung, selber zeigte.

Am ersten März sahen sie Nachmittags bey der Herzogin Matalone, bey welcher auch die Ambassa-

deurs von Frankreich und Sardinien, und viele andere Standespersonen waren, den Zug der königl. Herrschaften nach der Domkirche an. Die Königin brachte dem heil. Januarius ihren Dank für ihr glücklich überstandnes Wochenbette, und holete sich Segen. Den Anfang des Zuges machten die Trabanten zu Fusse mit Hellebarden, welche in blau und roth, stark mit Silber besetzt, gekleidet waren. Ihnen folgete die leere königl. Staatskutsche (Carosse de respect,) mit acht Schimmeln bespannet. Der Himmel war auswendig mit gelben Sammet überzogen, und oben darauf zeigte sich eine gut geschnitzte und vergoldete königl. Krone. Ueberhaupt war an der Kutsche kein Mangel an Schnitzwerk und Vergoldung. Der Kutscher saß nicht nach spanischer Art auf dem Pferde, sondern auf dem Bock, aber eben so wie der Vorreuter, ohne Hut auf dem Kopf. Nun kamen viele sechsspännige Kutschen mit Kammerherren und vornehmen Hofbedienten, alle in der Hofuniform, das ist, in blauen Kleidern mit rothen Westen, stark mit Gold besetzet. Unterschiedene hatten den Januariusorden. In Frankreich und an andern Höfen ist eine Hofuniform nur bey Parforce- und Falkenjagden gewöhnlich, hier aber war sie an Galatagen und allen Feyerlichkeiten gebräuchlich. Nun kamen die königl. Laquaien und Läufer. Der König und die Königin in einem prächtigen mit acht Pferden bespannten Staatswagen, welcher eben derselbige war, der zum Beylager verfertiget worden. Auf jeder Seite desselben gingen sechs Pages, vor und hinter demselben ritte ein Haufen von der Garde zu Pferde. Ein mit sechs Pferden bespannter Wagen mit zwey Damen, deren eine die älteste königl. Prinzeßin auf dem Schooß sitzen, die zweyte aber die neugeborne Prinzeßin auf den Armen liegen hatte. Viele sechsspännige Wagen mit Hofdamen; noch andere mit Kammerfrauen, und zuletzt die

Garde zu Pferde, mit Paucken und Trompeten, und entblößten Säbeln. Der Kutschen waren überhaupt über zwanzig, unter den Pferden und Geschirren aber waren viele sehr mittelmäßig, welches der gar zu grossen Nachsicht des damaligen Oberstallmeisters zugeschrieben wurde. Des Abends sahe man Illuminationen mit Lichtern und Laternen, auf den Mauren des Castel novo aber war folgende von Lampen gemachte Schrift zu sehen: Viva Carlo e Amalia con le suo prole; und es wurden auf allen vier Castelen die Kanonen gelöset. Am zweyten und dritten März nahmen unsere Reisende Abschied, speiseten noch einmal bey dem französischen Ambassadeur, und besahen das letzte, was hier noch zu sehen war. Sie hatten durch ihre Banquiers vom zweyten März an unablässig um einen Paß zur Rückreise nach Rom, und um den Erlaubnißschein zu Postpferden, bitten lassen, deren Ausfertigung sich deswegen so lange verzog, weil der Duca di Sales Marchese di Montalegre sie selbst unterschreiben mußte: und endlich bekamen sie beyde Stücke am vierten früh um 8 Uhr, worauf sie eine Stunde hernach abreiseten. Von der ersten Post **Aversa** nahmen sie einen kleinen Umweg nach dem Flecken **St. Maria**, um die Trümmer der alten Stadt Capua zu sehen. Bis dahin war das Land eben und sehr gut angebauet, nun aber kamen sie nach und nach zu Bergen und Büschen. Sie übernachteten in dem Dorf **St. Agata.** Am fünften gingen sie, dicht vor der ersten auf St. Agata folgenden Post, in einer Fähre über den Fluß Garigliano, (vor Alters Liris,) welcher nicht weit von da ins Meer fällt. Nun kamen sie auf die berühmte appische Landstrasse, auf welcher sie bis gegen Piperno blieben. Die erste Post war das Städtchen **Mola** an der See, von da sie einen Umweg über Gaëta nahmen, um alles Merkwürdige in dieser Stadt zu sehen. Ueber **Fondi** kamen sie nach der

Grän-

Gränze zwischen dem Königreich Napoli und dem Kirchenstaat, welche eine an dem hohen Felsengebirge stehende Mauer, und eine napolitanische Wache von 4 oder 5 Mann bezeichnet, und übernachteten in der Stadt **Terracina**. Am sechsten gingen sie über **Piperno**, **Sermoneta**, **Caserta**, **Velletri** und **Marino** nach **Rom**, woselbst sie gegen Mitternacht mit Fackeln ankamen.

Zu Rom vom siebenten bis ein und dreyßigsten März 1742.

Nach der Rückkunft von Napoli stelleten sie sich in den Häusern, mit welchen sie bekannt waren, wieder ein. Der französische Ambassadeur Marquis de l'Hopital zu Napoli hatte ihnen eingebunden, dem Cardinal Tencin gerade diese Worte in seinem Namen zu sagen, qu'il respectoit infiniment Mr. le Cardinal, et qu'il le prenoit pour son maitre. Der Cardinal lächelte dazu, und antwortete, il a dit cela par rapport a mon age.

An neuen Bekanntschaften machten sie folgende. Monsignor Thun, hiesiger Auditor rotae, ungarischer und böhmischer Minister, war nun Bischof von Gurk in Kärnthen geworden, und wurde, wenn man Deutsch mit ihm redete, hochfürstliche Gnaden genennet. Er war erst 27 Jahre alt, hatte aber von der Kirchen- und politischen Geschichte, von dem deutschen Staats- und besonderm Recht, und von der gelehrten Geschichte, eine bey den katholischen Prälaten seltene Kenntniß. Er schien auch von rechtschaffener Gesinnung zu seyn, und war in Religionsmaterien mäßiger und billiger als andere. Er führete sie bey dem Cardinal Paßionei ein, an den sie zwar einen Brief von dem Cardinal von Polignac hatten, der aber nach dessel-

den Tode seine Brauchbarkeit verloren hatte. Dieser Cardinal hatte zu Wien als Nuntius gestanden, war sehr lebhaft und hitzig, aber auch sehr gelehrt. Wegen der zwey Einsiedeleyen, welche er sich hier hatte anlegen lassen, und in welche er sich begab, wenn starke kirchliche Cerimonien vorfielen, urtheilete man von ihm, daß er ein wunderlicher Mann sey: unsere Reisende aber fanden eine gründliche Denkungsart bey ihm. Er bot ihnen sein Haus und seine Bibliothek (die sie nachher erheblich fanden) auf die gutherzigste Art an. Der Bischof von Thun brachte sie auch zu dem Cardinal-Staatssecretär Valenti Gonzaga, einem blutreichen Mann, der wohl zu leben wußte, und gut Französisch sprach. Er hatte als Nuntius an auswärtigen Höfen gestanden, und war fast ungezwungener und französischer als selbst der Cardinal Tencin. Sein Großvater ist Leibarzt des Hauses Gonzaga, und Liebling eines Herzogs aus demselben gewesen, der ihm seinen Namen beygeleget hat, den also auch sein Enkel führete. Er sahe recht wohl aus, hatte von gelehrten Sachen viele Kenntniß, und wußte sich so gut zu betragen, daß sowohl die kaiserlich als östreichisch Gesinneten mit ihm zufrieden waren, ungeachtet ihn jene, weil er aus Mantua gebürtig war, für einen geheimen Anhänger des Wiener Hofes hielten. Unsere Reisende wurden von ihm eingeladen, seine kleine Abendgesellschaft fleißig zu besuchen. Der sogenannte Principe di Mansfeld, welchen der Kaiser hieher und nach Napoli zur Ablegung eines Bekanntmachungscompliments geschicket hatte, schien nur einige Jahre über 20 alt zu seyn. Er wohnete bey dem kaiserlichen ordentlichen Minister Baron Scarlati, bediente sich auch der Kutsche und Pferde desselben. Sie fanden ihn in diesen Tagen in der Abendgesellschaft der Prinzeßin Borghese, in welcher auch Herr von Thun war. Beyde thaten als ob sie einander nicht sähen, ob sie

gleich durch die erste Gemalin des Prinzen mit einander verwandt waren. Der Prinz erzählte der Prinzeßin Borghese etwas von der wienerischen Musik, und sagte, an unserm Hofe, er besann sich aber sogleich, und sagte, am Hofe zu Wien. Herr von Thun gab durch seine Mine zu erkennen, daß er es wohl gehöret habe. Andere Bekanntschaften werden hernach gelegentlich vorkommen.

Sie speiseten in dieser Zeit zweymal bey dem König von England, einmal bey dem Cardinal Tencin, einmal bey dem Cardinal-Staatssecretär Valenti, und einmal bey dem Herrn von Thun, jedesmal in Gesellschaft von unterschiedenen andern Herren. Der Herr von Thun erzählte, seine Königin habe Gott herzlich gebeten, er mögte ihr entweder zu erkennen geben, ob und was sie von den väterlichen Erbländern unrechtmäßig besitze, welches sie willig und ungezwungen abtreten wolle; oder wenn ihre bisherige Einsicht richtig sey, ihr kräftig helfen. Bey allen, die solches erfahren, habe es einen starken Eindruck gemacht, und ihnen neuen Muth gegeben. Der mitspeisende kaiserl. Obristlieutenant Martini, aus dem Braunschweigischen gebürtig, war bey dem letzten italienischen Frieden den Spaniern als Geissel gestellet, aber bis jetzt gegen die spanischen Geissel nicht ausgewechselt worden: daher er, weil es ihm an Unterhaltungsmitteln gefehlet, aus Sicilien entwischet war.

In der **Charwoche** sahen sie mit Aufmerksamkeit alle gottesdienstliche Ceremonien an, in der gewissen Erwartung, daß sie durch dieselben in der Freude, zu den Christen der evangelischen Kirche zu gehören, würden gestärket werden. Am **Palmensonntag** wurden in der päbstlichen Kapelle auf dem Quirinal Palmen geweihet und ausgetheilet. Die Palmenblätter, welche man von andern Orten hieher bringet, werden nicht in ihrer natürlichen Gestalt gelassen, sondern

auf

auf eine künstliche Art so dichte zusammengeflochten, daß man eine solche erkünstelte Palme mit einer Hand nicht völlig umspannen kann. Sie sind von unterschiedener Länge, nach dem Unterschied derjenigen, welche sie empfangen sollen; ja die geringern Personen bekommen nur kleine Olivenzweige, an welchen drey von Palmenblättern zusammengebundene Kreutze befestiget sind. Als sie in die Kapelle traten, stunden zwey Palmen, welche die andern an Grösse übertrafen, nebst einigen kleinern, auf dem Altar, der übrige grosse Vorrath aber war neben dem Altar an die Mauer gelehnet. Beym Anfang der Handlung wurden die beyden grossen und übrigen Palmen von dem Altar zu dem auf seinem Thron sitzenden Pabst getragen, der eine Collecte las; und nach derselben die Palmen mit Weihwasser besprengete, sie auch beräucherte, den neben dem Altar stehenden Vorrath aber nur von fern einweihete. Eine von den ausserordentlich grossen Palmen wurde dem Connetable Colonna zur Verwahrung, die andere aber seitwärts herunter vom Thron gegeben, und man vermuthete, daß sie dem König von England bestimmet sey. Hierauf gingen die anwesenden Cardinäle nach einander auf den Thron, und ein jeder küssete die rechte Hand des Pabstes, aus welcher er eine Palme empfing. Auf dieselben folgeten die Bischöfe in partibus, welche dem Pabst vor dem Empfang der Palmen das rechte Knie küsseten, und alsdenn die Prälaten und geringern Geistlichen, welche vorher den Fuß küsseten. Den oben mehr als einmal genannten Bouchet (S. 306. 312) unterschied der Pabst vor allen andern seines gleichen dadurch, daß er ihm nach dem Fußkuß auch die Hand zu küssen reichte. Während der Austheilung stund auf jeder Seite neben dem Pabst ein Cardinal. Der zur linken Hand gab ihm eine Palme nach der andern, und der zur rechten Hand verhinderte durch seinen ausgereckten Arm, daß die

die langen Palmen dem Pabst nicht in das Gesicht schlugen, welches leicht hätte geschehen können, zumal da alte zitternde Leute dieselben in Empfang nahmen, und mit ihnen von dem Thron hinabstiegen. Als die Austheilung geschehen war, erhub sich der Pabst von seinem Thron, und wurde auf dem gewöhnlichen Lehnstuhl unter einem Baldachin der Proceßion nachgetragen, welche die gesammte hohe und niedere Klerisey, mit den Palmen in der Hand, zu der Kapelle hinaus, und in dem sogenannten königlichen Saal herum machte, auf dessen einen Seite die Chevaux legers, und auf der andern die Schweitzer standen. So bald die Proceßion aus der Kapelle war, wurde die Thür derselben verschlossen, und als der ganze Zug rund herum im Saal gegangen war, stund der vorangehende Kreutzträger vor der verschlossenen Thür der Kapelle stille. Die päbstlichen Sänger ausserhalb der Kapelle, und die andere Parthey innerhalb derselben liessen sich mit Antiphonien gegen einander hören, und endlich, nachdem mit dem erwehnten Kreutz dreymal an die Thür der Kapelle geklopfet war, wurde sie wieder geöfnet, und die ganze Proceßion zog mit dem Pabst hinein, um der Messe beyzuwohnen, welche aber unsere Reisende nicht abwarteten. Nachdenkende Menschen müssen sich wundern, wie aus einem solchen Schauspiel hat eine neutestamentliche Kirchenhandlung gemacht werden können. An eben diesem Vormittag wohneten unsere Reisende noch der Messe unirter syrischer Christen bey. Der Gesang war elend, und die übrigen gottesdienstlichen Cerimonien waren von den römischen unterschieden, insonderheit wurden anstatt der Meßklingel zwey Fahnen gebrauchet, deren Stiele dichte mit Schellen besetzet waren, und welche durch zwey vor dem Altar stehende Geistliche, jedoch ziemlich mäßig, hin und her beweget wurden.

Bey

Bey der heiligen Treppe war Nachmittags grosse Andacht, und dieselbige viel zu enge, um allen, die auf dieselbige hinaufrutschen wollten, den nöthigen Platz zu geben, daher der auf der heiligen Treppe liegende Ablaß auch auf zwey von den vier Nebentreppen ausgedehnet war. Die heilige Treppe ist von weissem Marmor, aber mit Brettern beleget, weil die Stufen von den vielen Millionen Knien, die darüber weggegangen, so abgenutzet sind, daß es schwer fallen würde, ohne die Verkleidung hinauf zu kommen; doch sind zwey Stellen auf derselben, auf welche etliche Blutstropfen von dem Leibe des gegeisselten Heilandes gefallen seyn sollen, unbedecket, und mit einem Gitterwerk von Meßing überzogen. Wer auf den Knien die Treppe hinan gerutschet ist, betet eine lateinische Formel. Oben auf derselben ist die Kapelle, genannt sancta sanctorum, in welcher unzählige Reliquien sind, vorzüglich aber ein Marienbild, welches Engel gemalet haben sollen; (die aber keine Meister gewesen,) es soll auch mehr durch Engel- als durch Menschenhände vor unterschiedenen Jahrhunderten aus Palästina nach Rom gebracht worden seyn. Am Montage und Dienstage waren keine merkwürdige Verrichtungen, aber am

Mittewochen wohneten sie in der päbstlichen Kapelle auf dem Quirinal dem sogenannten miserere bey, welches in der Absingung des auf diesen Tag in dem römischen Breviario vorgeschriebenen Paßions-Officii bestehet. Die Stimmen waren gröstentheils schön, und unterschiedene Melodien, insonderheit des Schlußpsalms, ganz beweglich. Der Pabst erschien dabey in der sogenannten Cappa maggiore, welche ein langer rother mit weissem Hermelin gefütterter Talar ist, dessen oben beym Nacken fest gemachte Kappe über den Kopf gezogen werden kann. Ausser den sechs Wachskerzen, welche bey dieser Cerimonie auf

dem Altar, und sechs andern, welche oben auf dem Gitter zwischen dem Chor und Ueberrest der Kapelle brenneten, stund linker Hand des Altars noch ein besonderer Armleuchter mit funfzehn brennenden Kerzen. Diese funfzehn Kerzen wurden unter dem Gesang, von beyden Seiten nach der Mitte zu, eine nach der andern, mit einiger Zwischenzeit, ausgelöschet, und als der Schlußpsalm, miserere mei, anging, nahm man nicht nur die mittelste, jedoch brennend, ganz herunter, und trug sie bey Seite, sondern man löschte auch die Lichter auf dem Altar und auf dem Gitter mit einmal aus. Nach vollendetem Gesang klopfeten alle, auch der Pabst, entweder auf die Bücher, welche sie in den Händen hatten, oder auf die Bänke, so daß die ganze Handlung mit einem grossen Getöse beschlossen wurde. Unsere Reisende erkundigten sich sowohl in der Kapelle, als nachher gelegentlich, und zwar bey lauter Geistlichen, nach der Bedeutung der Lichter, und des Klopfens. Einer gab ihnen folgenden Unterricht. Der besondere Leuchter mit funfzehn Kerzen bedeute die heilige Dreyeinigkeit, das Auslöschen aber zeige an, daß die Juden durch die Kreuzigung Christi diesen Hauptartikel der christlichen Religion verworfen hätten. Ein anderer sagte, die funfzehn Kerzen bedeuteten die Apostel des Herrn, und das Auslöschen derselben stelle vor, wie einer nach dem andern den Herrn in seinem Leiden verlassen habe. Einer meynete, die drey Marien würden mit darunter begriffen, und endlich hieß es, eine solche Ceremonie müsse just nicht in allen Umständen mit dem, was sie vorstellen solle, so gar genau übereinkommen. Noch ein Prälat gestund, daß ihm die Bedeutung der Zahl 15 nicht bekannt sey, von dem Auslöschen aber glaubte er, es zeige die geistliche Finsterniß an, welche durch Verwerfung des Heilandes über die Juden gekommen sey. Das Auslöschen der Lichter auf dem Altar und auf dem Gitter

woll-

wollte niemand erklären, und als Herr von Geusau vorschlug, ob nicht dadurch die beym Tode des Herrn eingefallene Finsterniß, verbunden mit dem Erdbeben, angezeigt werden könne? wurde solches zwar gebilliget, es meynete aber doch ein Prälat, das Klopfen und Getöse zeige mehr ein Erstaunen und eine Verwirrung an, welche bey Betrachtung des Leidens des Herrn in der menschlichen Seele entstehen müsse. Es ist schon der Mühe werth gewesen, dieses so umständlich anzuführen, weil es einen vollkommenen Beweis giebt, daß dergleichen symbolische Dinge zum Unterricht der Menschen, auch nur in blossen historischen Wahrheiten, keinen Nutzen haben.

An dem sogenannten **grünen Donnerstage** begaben sie sich nach dem Vatican, woselbst sich der Pabst mit dem grossen Aufzuge, welchen man den öffentlichen (publico) nennet, einfand. Er ist von dem oben (S. 315. 316) beschriebenem halb öffentlichem (mezzo publico) nur darinn unterschieden, daß die Anzahl der mitreitenden Prälaten grösser ist, und daß mit dem Pabst in seiner Staatskutsche zwey Cardinäle rückwärts fahren. Die übrigen Cardinäle sind nicht bey dem Aufzuge, sondern ein jeder kommt mit seinen vier oder fünf Kutschen besonders angefahren. Es fingen die heutigen Handlungen mit der Messe in der sixtinschen Kapelle an, der aber unsere Reisende nicht beywohneten, sondern sich während derselben abermals in dem sogenannten königlichen Saal umsahen. Als sie geendiget war, trug der Pabst selbst das mit einem weissen Tuch bedeckete Venerabile über den Saal nach der paulinischen Kapelle, und verschloß es in dem sogenannten heiligen Grabe. Diese Art der heiligen Gräber bestehet nur darinn, daß die ganze Kapelle, insonderheit der Altar, in dessen Tabernackel die Hostie verschlossen wird, mit einer grossen Menge Wachslichter illuminiret ist. Aus der paulinischen

Kapelle wurde der Pabst auf seinem Stuhl, vor welchem die Prälaten und Cardinäle hergingen, auf die grosse Gallerie, welche sich über dem bedeckten Gang von der Peterskirche befindet, getragen. In derselben, unmittelbar vor dem grossen Balcon, über der Hauptthür der Kirche, war eine grosse mit Tapeten behängte Loge aufgeschlagen, in welcher man den Pabst umkleidete. Sie stunden ganz nahe vor ihm, und der Pabst betrachtete sie fleißig. Als er angekleidet war, ging er auf den Balcon, und setzte sich auf den in der Mitte desselben stehenden Thron, zwischen zweyen grossen Sonnenschirmen von bunten Federn, welche von dazu bestelleten Leuten gehalten wurden. Vor ihm stand ein Cardinal und ein Prälat, welche ihre Gesichter nach dem Platz wendeten, jedoch so tief, daß des Pabstes Füsse und ihre Köpfe sich fast in gleicher Horizontallinie befanden. Erst wurden einige Antiphonien gesungen, hernach erfolgte die öffentliche Bekanntmachung der Bannbulle Pabstes Urban des achten auf folgende Weise. Der Cardinal welcher vor dem Pabst stund, las eine Periode derselben lateinisch, der Prälat aber eben dieselbe italienisch. Als die ganze Bulle auf solche Weise abgelesen war, ward ein lateinisches und italienisches Exemplar derselben hinab unter das Volk geworfen, und der Pabst schmiß eine angezündete Fackel hinter her. Unsere evangelisch-lutherische Reisende stunden unmittelbar hinter dem päbstlichen Thron, und höreten also ihr und aller Evangelischen Urtheil an, welches gewöhnlichermassen so lautet: Wir belegen mit dem Bann und Fluch, im Namen des allmächtigen Gottes, Vaters, Sohns und heiligen Geistes, und mit der Gewalt der seligen Apostel Petrus und Paulus, und unserer selbst, alle Hußiten, Wiklefiten, Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten, Hugenotten, Anabaptisten, Trinitarier, und vom christlichen Glauben Abtrünnige, 2c. Als dieser

Bannstrahl ausgelassen war, ertheilete der Pabst der grossen Menge Volks, die auf dem Platz versammlet war, den Segen vermittelst dreyer Kreutze, deren erstes er gerade vor sich, das zweyte zur rechten, und das dritte zur linken Seite machte, auch diese Cerimonie noch einmal wiederholte. Hierauf ließ sich die Feldmusik der auf dem Platz vor der Kirche aufgestellten Infanterie und Cavalerie lustig hören, und die Kanonen auf der Engelsburg wurden abgefeuret. Unsere Reisende sprachen nachmals von dieser Cerimonie mit ihren römischen Bekannten unter den Geistlichen, da denn selbst diejenigen, welche zuweilen Bekehrungsreden führeten, wegen ihrer Belegung mit dem Bann und Fluch, sie auf mancherley Art gleichsam zu beruhigen und zu begütigen suchten. Einer sagte, weil sie selbst nicht zu ihrer Kirche gehören wollten, so sage der Pabst durch seine Bannflüche weiter nichts, als was sie selbst zugestünden, auch durch ihre Absonderung in der That selbst an den Tag geleget hätten. Ein anderer meynete, der Pabst thue dergleichen nicht aus Leidenschaft, sondern in der Absicht zu bekehren; sie könnten es auch so nehmen, daß nicht der Pabst, sondern Gott sie verdamme, und daß jener nur das Werkzeug sey, durch welches Gott sein Urtheil ausspreche. Ein dritter hielt dafür, sie hätten nicht Ursache sich für ihre Personen darüber zu beschweren, denn sie befänden sich in sehr grosser und guter Gesellschaft, weil fast kein Katholik ausser dem Bann seyn würde, wenn man diese Bulle nach ihrer Strenge verstehen wolle. Dieser Mann zielete wohl auf den darinn wider alle und jede, hohe und niedere ausgesprochenen Bann, welche in die päbstlich-kirchliche Gerichtsbarkeit auch nur die geringsten Eingriffe thäten, sie schmälerten und einschränketen, oder dazu auf einige Weise hülfen und riethen, u. s. w.; in welchem Falle sich gewiß, wenigstens damals, alle katholische

Fürsten, mit ihren Civil- und Militärbedienten, befänden, insonderheit Frankreich. Ein vierter überzuckerte die Handlung so, sie sey ein alter Gebrauch, und der Fluch werde durch den darauf folgenden Segen wieder aufgehoben. Man ersiehet aus den beyden letzten Erklärungen, daß das Kirchenvolk selbst aus dieser Cerimonie einen Spaß machet, ungeachtet sie wirklich sehr ernstlich gemeynet ist, und die Wirkung davon sich stark genug äussern würde, wenn die katholischen Fürsten von der Gewalt des Pabstes noch so gedächten, wie vor Alters. Ein kluger Prälat, der bey der Cerimonie neben ihnen stand, als er die auf dem Petersplatz versammlete entsetzliche Menge Volks erblickte, redete sie an, und sagte, das ist lauter gemeines und armes Volk, in dessen Herzen sich allein noch der alte Glaube erhalten hat.

Nach dem Fluch und Segen begaben sich unsere Reisende in den herzoglichen Saal des Vaticans, woselbst das Fußwaschen veranstaltet war. Weil sie 13 arme Priester erblicketen, welchen diese Ehre wiederfuhr, und diese die Apostel vorstellen sollten, so baten sie ihre Begleiter um Erläuterung dieser Zahl. Es hieß, Matthias, der an Judas Stelle gekommen, sey dabey, der 13te aber stelle einen Engel vor, welcher sich zu den Zwölfen gesellet habe, als Pabst Gregorius der grosse einsmals diese Handlung verrichtet habe. Es ist gebräuchlich, daß von diesen 13 Männern unterschiedene von den hier befindlichen Ministern der katholischen Mächte ernennet, oder vielmehr empfohlen werden. Dieser Gewohnheit gemäß hatte der Bischof von Gurk einen wegen der Krone Böhmen genannt, und er war ohne Bedenken angenommen worden. Als solches der Cardinal Tencin erfuhr, nannte er einen andern im Namen des Kaisers, als Königs von Böhmen, und verlangte, daß er angenommen werden mögte. Der Pabst ist zwar darüber

un-

unwillig geworden, und hat gesaget, es würde ihm doch wohl freystehen, seine Liebeswerke auszuüben an wem er wolle: er hat aber doch endlich den Ausweg erfunden, und beyde ernannte zugelassen, dagegen einer von den beyden, welche der päbstliche Maggiore domo zu benennen das Recht hat, zurücktreten mußte. Die Uniform dieser sogenannten Apostel ist ein langer Rock von weissem Tuch, und eine gleiche Mütze, welche rund und etwas hoch ist. Die Füsse setzten sie auf den untersten Absatz, welcher von der Erde herauf so hoch war, daß das Waschen bequem verrichtet werden konnte. Als der Pabst auf seinem Tragesessel, vor welchem die Cardinäle und Prälaten, und die Sänger singend hergingen, vorüber ging, stunden sie auf, und nahmen die Mützen ab. So bald sich aber der Pabst auf seinen Thron gesetzet hatte, liessen sie sich auch wieder nieder, und bückten sich, ohne nachher bey der ganzen Cerimonie die Mütze wieder abzunehmen. Der Pabst las unterschiedene Collecten, auf welche die Kapelle antwortete. Hierauf brachte man seine Kleidung zu dem bevorstehenden Geschäft in Ordnung, und endlich stieg er von seiner Höhe herunter. Ein Cardinal und etliche Prälaten begleiteten ihn. Jeder Apostel hatte neben seinen Füssen ein silbernes Becken stehen, und den rechten Fuß schon bloß im Schuh stecken. So wie nun der Pabst von oben herunter von einem zu dem andern kam, zogen die folgenden den Schuh aus, und hielten den Fuß bis an das Knie entblösset in Bereitschaft, den ein vorausgehender päbstlicher Livrée-Bediente in das silberne Becken setzte, und wenn der Pabst kam, mit einer Gießkanne das Wasser aufgoß. Wenn der Pabst den Fuß abgetrocknet und geküsset hatte, reichte er einem jeden die Serviette, mit welcher die Abtrocknung geschehen war, nebst einem Veilchenstrauß, der hinter ihm folgende

Schatzmeister aber gab einem jeden eine Medaille, und diese war nebst der Kleidung und der Mahlzeit der Nutzen, den die Leute von der Handlung hatten. Die Mahlzeit war in einem grossen Saal auf einer langen Tafel angerichtet. In der Mitte war diese Tafel der ganzen Länge nach mit einem Confectaufsatz von allerhand geistlichen Figuren besetzt. Auf einer Seite sassen die 13 Gäste, und jenseits des Confects, einem jeglichen Gaste gegenüber, stunden sechs Teller mit kalten Speisen, in einer Ecke des Saals aber war ein Bufet aufgeschlagen, auf welchem für einen jeden Gast sechs Teller mit dem Nachtisch nach einander weg stunden. Ehe sie sich niedersetzten, wurden sie in einen halben Zirkel gestellet, da denn der durch eine Nebenthür hereinkommende Pabst, welcher sein rothes Mäntelchen mit der rothen Mütze trug, ihnen das Handwasser in einem silbernen Waschbecken nach der Reihe aufgoß, und als sie sich gesetzet hatten, oben auf die schmale Seite an die Tafel trat, das Tischgebet sprach, und ihnen die warmen Speisen zureichte, deren auch sechs für einen jeden zugerichtet waren. Seine Leute gaben sie ihm in die Hände, und er reichte sie den beyden ersten Gästen selbst; alsdenn ging er auf der unbesetzten Seite des Tisches hinunter, und weil er etwas breit war, so reichte ein den Pabst begleitender Prälat einem jeden seine Speisen hinüber, die beyden untersten Gäste aber empfingen sie wieder unmittelbar aus des Pabstes Händen. Er schenkte auch sowohl diesen beyden untersten, als den beyden obersten eigenhändig den Wein ein, dazu ihm ein Credenzteller mit darauf stehenden zwey Carafinen von rothem und weissem Wein durch sei en Prälaten gereichet wurde. Bey dieser Bewirthung zeigte er sich überaus artig, und er hätte weder behender einschenken, noch den Gästen freundlicher zusprechen können, wenn er gleich ein Gastwirth

von Profeßion gewesen wäre. Als er das Getränk besorget hatte, gab er ihnen den Segen, und ging weg. Unsere Reisende begaben sich in einen andern Saal, in welchem für die Cardinäle eine noch grössere Tafel aufgeschlagen, und in der Mitte hinunter mit grossen Zuckerfiguren besetzet war. Auf beyden Seiten derselben stunden roth sammetne Lehnsessel, deren zwanzig und einige, nach der Zahl der damals zu Rom gegenwärtigen Cardinäle, waren; es erschienen aber nur fünf oder sechs, nebst dem Connetable Colonna. Die kalten Speisen waren für einem jeden besonders angerichtet, und stunden gegen einen jeden Platz über auf der Tafel, die warmen aber wurden in grossen Schüsseln auf jedes Ende der Tafel gesetzet, und von einem Prälaten vorgeleget. Zwey Vorzimmer vor diesem Saal waren mit dem Bufet angefüllet; in dem ersten sahe man die Schenke, wo jeder gegenwärtige Cardinal sein silbernes Kästchen hatte, in welchem seine gewöhnliche Carafinen und Trinkgläser hieher gebracht wurden; in dem andern stunden lauter vergoldete Waschbecken, und dazu gehörige Kannen, zwischen denselben aber vergoldete Blumentöpfe, mit allerhand wohlriechenden Gewächsen und Blumen. Gegen Abend ward in der sixtinischen Kapelle, in Gegenwart des Pabstes und der Cardinäle, abermal ein miserere gesungen, welches von dem gestrigen nur in den Melodien unterschieden war. Unsere Reisende wohneten demselben in der Loge der englischen Prinzen bey. Eine solche Loge wurde von der apostolischen Kammer aufgerichtet, so oft entweder der König, oder seine Söhne, einer päbstlichen Kirchenverrichtung beywohnen wollten. Die Prinzen wurden von zwey päbstlichen Cavalieren empfangen, die auch bey ihnen, wie zur Aufwartung, blieben, und sie wieder zur Kapelle hinaus begleiteten. Die Loge war von Brettern, aber inwendig und

auswendig mit rothem Damast überzogen, und stand dicht vor dem Gitter, welches den innern Grund der Kapelle von dem übrigen trennete, so daß das Gitter den in der Loge stehenden an statt der Fenster dienete. Als über dieser Handlung der Abend einbrach, stiegen unsere Reisende, jedoch ohne die Prinzen, in die Peterskirche hinunter, woselbst die Hauptreliquien derselben dem in grosser Menge auf den Knien liegendem Volk vorgezeiget wurden. Diese waren der Speer, mit welchen die Seite des Herrn am Kreuß durchstochen seyn soll, ein Stück von dem Kreuß, und das Tuch der heiligen Veronica. Die Vorzeigung geschahe von einem der vier Balcons, welche den hohen Altar über Peters und Pauls Grab umgeben, und wenigstens 30 bis 40 Ellen hoch sind, so daß die Augen die eigentliche Beschaffenheit der Reliquien nicht erkennen konnten, zumal da die Kirche nur mäßig erleuchtet war, indem das fast in ihrer Mitte hangende, und mit sehr vielen kleinen Lampen erleuchtete Kreuß fast das Hauptwerk der Illumination ausmachte. Die Reliquien wurden durch drey Priester vorgezeiget, und zwar nicht auf einmal, sondern zu verschiedenen Zeiten, so wie sich insonderheit die Brüderschaften zur Verehrung derselben in mannichfaltigen Proceßionen einfanden. Der mittelste Priester brachte das Heiligthum aus der auf dem Balcon gehenden Thür mit beyden Händen, die beyden Aßistenten aber unterstüßten seine Ellbogen, und in dieser Stellung gingen alle 3, mit allezeit vorwärts gekehrten Gesichtern, auf dem Balcon zwey bis dreymal hin und her, und alsdenn wieder zu der Thür hinaus, um die folgende Reliquie zu holen. So oft eine gezeiget wurde, schlugen sich die andächtigen Leute unten in der Kirche gewaltig an die Brust, und seufzeten zum Theil ganz laut. Sogenannte Besessene waren damals nicht vorhanden, sonst würde

das

das Geschrey weit grösser gewesen seyn. Das Tuch der Veronica war viereckigt, und so mit Glas überzogen, daß es einem Spiegel ähnlich sahe. Der heilige Speer war in eine vergoldete Maschine eingefasset, die wie ein Pokal aussahe. Er ist eben derjenige, welchen der Sultan der Osmanen, Bajazeth, dem Pabst Innocenz dem achten geschenket hat. Man lieset davon eine Schrift auf schwarzem Marmor rechter Hand nicht weit von der Kirchthür, in welcher dieser Sultan Turcarum tyrannus genennet wird, doch ist noch deutlich zu sehen, daß es vorher Imperator geheissen habe. Die deutschen Staatsrechtslehrer mögen sich mit den Römern darüber vergleichen, welcher Speer der ächte sey, der römische, oder derjenige, welcher zu den Reichs-Insignien gehöret?

Die Römer hatten ihren Christus schon am Donnerstage begraben, die unirten Griechen aber begruben den ihrigen erst am Charfreytage. In ihrer Kirche war eine Art von Paradebette errichtet, welches aber keine Pracht zeigte. Auf demselben lag eine Statüe in Lebensgrösse, welche den Leichnam des Herrn vorstellete. Zu den Füssen derselben saß der griechische Bischof in einem rothen Meßgewand, und mit einer runden hohen Mütze, und hatte den Bischofsstab in der Hand, der aber nicht gekrümmet war, sondern eine Krücke hatte. Neben demselben sassen etliche Priester zu seinem Beystand, und auf beyden Seiten des Paradebettes die jungen Griechen, welche in dem Collegium bey dieser Kirche erzogen wurden. Oben zu Ende der beyden langen Seiten stunden Pulpete, vor welchen die Sänger griechische Trauer- und Klaglieder sungen. Die Hauptcerimonie bestand darinn, daß der Bischof die erwehnte Statüe einigemal umräucherte, endlich aber, nachdem er viele Kreutze vor seiner Stirn und Brust gemachet hatte, derselben die Füsse küssete, welches alle andere Geistliche und junge

Leu-

leute auch thaten. Viele zuschauende Römer waren dabey gar nicht andächtig, sondern lacheten sogar über die Anstalt nicht wenig, dazu sie aber gewiß keine Ursache hatten, denn die Griechen konnten es ihnen bey ihren Cerimonien vergelten.

Am **Sonnabend** sahen sie an, wie in der Taufkapelle Kaisers Constantin des ersten ein Jude und ein Muhammedaner mit vielen Gebräuchen getaufet wurden, und wie in der Laterankirche eine gute Anzahl Geistlicher die Einweihung zu den sieben verschiedenen Graden der Kirchenämter erhielt. Auch der größte Liebhaber cerimonialischer Weitläuftigkeiten konnte hier satt werden.

Am **ersten Osterfesttage** gab der Pabst von dem grossen Balcon der Peterskirche dem Volk den gewöhnlichen Segen, wobey alles so beschaffen war, wie am grünen Donnerstage, nur ging diesmal kein Fluch vor dem Segen her. Die Infanterie, welche auf dem Platz stund, lag während der Segenshandlung auf einem Knie, und die Fahnen wurden gar auf die Erde geleget; das Volk aber drängete einander so stark, daß die wenigsten niederfallen konnten. Der französische Prälat Bouchet (S. 312) erzählte unsern Reisenden bey dieser Gelegenheit, daß der Pabst ihm mehrmals seinen Unwillen über die tiefen Ehrenbezeigungen, welche er annehmen müsse, bezeiget, auch einmal in vertrauter Unterredung auf sich selbst mit der Hand gewiesen, und zu ihm gesaget habe, sehet die arme Gottheit. Herr von Geusau fragte ihn, warum der Pabst das, was er selbst für übertrieben halte, nicht abschaffe? Bouchet aber antwortete: Der Pabst ist kein Herr, sondern ein Sclave seines Beichtvaters, seines Arztes, und des festgesetzten Cerimonienwesens.

Ich muß zum Beschluß dieser Erzählung von Feyerlichkeiten noch etwas nicht Unerhebliches bemerken.

ken. Als unsere Reisende in den ersten Tagen des Februarmonats dieses Jahrs den Vatican besahen, nahmen sie in dem sogenannten königlichen Saal, (aus welchem man in die sixtinsche Kapelle gehet,) die berüchtigten grossen Gemälde in Augenschein, welche vorstellen, 1) wie Kaiser Friedrich der erste zu Venedig vor dem Pabst Alexander dem dritten auf den Knien lieget, und der auf einem Thron sitzende Pabst seinen rechten Fuß auf die linke Schulter des Kaisers setzet, der kaiserliche Scepter auf der Erde lieget, und ein neben dem Kaiser in einem schwarzen Mantelkleide stehender Herr die Krone in den Händen hält; 2) wie Kaiser Heinrich der vierte fast nacket auf den Knien vor dem Thron des Pabstes Gregorius des siebenten lieget, und desselben linken Fuß küsset, die Gräfin Mathildis aber unter andern Umstehenden dieser Demüthigung zusiehet; und 3) die Ermordung des Admiral Coligny, welche der Anfang der Pariser Bluthochzeit war. Die Schriften unter diesen Gemälden waren damals so ausgelöschet, daß nur noch wenige Worte gelesen werden konnten. Als sie aber am grünen Donnerstag, unter der Zeit, daß in der sixtinschen Kapelle die Messe gehalten wurde, sich in dem königlichen Saal aufhielten, sahen sie, daß die Schrift unter den beyden ersten Bildern völlig wiederhergestellet war, und daß insonderheit die Unterschrift des zweyten so laute: Gregorius VII Henricum IV imperatorem male de ecclesia merentem, postea supplicem et poenitentem absolvit. Herr von Geusau machet in seinem Tagebuch die Anmerkung, daß alle christliche, wenigstens alle katholische Potentaten, einmüthig auf die Auskratzung dieser Gemälde dringen sollten: es ist aber besser, daß sie als Denkmäler des unnatürlichen und unchristlichen Ansehens, welches sich die Päbste ehemals angemasset haben, erhalten werden.

Vom

Vom ersten bis eilften April fuhren sie fort, das viele Merkwürdige in Rom zu besehen, auch ihre Gönner und Freunde fleißig zu besuchen, die sich alle Mühe gaben, um ihnen einen dauerhaften guten Eindruck von Rom mit auf den Weg zu geben. Alle erwiederten auch die Abschiedsbesuche, bis auf das stuartische Haus und die Cardinäle nach, aber jenes und diese bezeigten sich bis zum Abschied sehr gütig und dienstfertig gegen sie.

Reise von Rom nach Venedig vom zwölften bis neunzehnten April 1742.

Am zwölften April reiseten sie von Rom nach Venedig. Sie gingen durch die Porta del popolo zurück, durch welche sie hereingekommen waren, kamen eine Millie von der Stadt wieder über die Tiber, vermittelst des sogenannten Ponte Molle oder Milvio, (ein Name, der vermuthlich aus Pons Aemilii gemachet ist, weil Aemilius Scaurus diese Brücke erbauet hat,) und erinnerten sich der Schlacht, welche Maxentius und Constantinus zwischen der Stadt und dieser Brücke mit einander gehalten haben. Gleich hinter der Brücke verliessen sie ihre ehemalige florentinische Strasse, (bey den Römern Via Cassia,) und schlugen sich rechter Hand auf die Strasse, welche nach Rimini führet, (vor Alters Via Flaminia,) auf der noch das alte Pflaster ist, welches dem Pflaster der appischen Strasse gleich kommt. Auf der dritten Post jenseits Roms, sahen sie zur rechten Hand den hohen Berg, der ehedessen Mons Faliscorum, auch Soracte hieß, auf welchem alle Jahr dem Apollo ein sonderbares Opfer gebracht wurde. Die so genannten Christen haben den heidnischen Aberglauben mit einem andern ver-

tauschet, und ihn von einem vermuthlich erdichtetem Heiligen, Namens Oreste, benannt, und Carolomann hat zur Ehre des heiligen Silvesters ein Kloster auf demselben erbauet, nach welchem er auch Monte di Silvestro heisset. Die vierte Post von Rom ist in dem geringen Städtchen *Civita Castellana*, welches auf einem hohen Felsen lieget, den mit dem gegenüber liegendem Berge eine ungemein hohe steinerne Brücke verbindet, die Pabst Clemens XI hat erbauen lassen, und über welche man geradesweges dahin kommet, ohne durch das sehr tiefe Thal gehen zu dürfen. Von **Otricoli** aus gehet die Landstrasse meistens an Bergen und Felsen weg, und giebet also einige schöne Aussichten, zeiget aber auch nach Narni zu auf der linken Hand abschüßige Tiefen, welche furchtsam machen würden, wenn der Weg nicht breit genug wäre. In dem Städtchen **Narni**, welches auf einem hohen Felsengebirge stehet, war ihr Nachtquartier. Man siehet von der Höhe hinab in das Thal, durch welches die Nera fliesset, und erblicket ansehnliche Ueberbleibsel von einer steinernen Brücke, welche Kaiser August aus Quaderstücken über den Fluß so hoch erbauen ließ, daß die auf beyden Seiten des Flusses befindliche Berge dadurch verbunden wurden. Die Quaderstücke sind zwar nicht mit Kalk, aber inwendig durch starke eiserne Stifte und durch Klammern verbunden gewesen. Am dreyzehnten reiseten sie durch eine mit Weinstöcken, Olivenbäumen und Getraide wohl angebaueten Ebene bis **Terni**, aus welcher Stadt sie gerne eine Ausschweifung nach dem sehenswürdigen Wasserfall im Fluß Velino, welcher Cascata delle marmora genannt wird, und 4 italienische Meilen seitwärts von hier ist, gemachet hätten: allein es konnte nicht geschehen, weil ausser und vor ihnen schon zehn Postchaisen angekommen, und für Nebenwege keine Pferde zu haben waren. Sie fuhren also

also gleich weiter, und bemüheten sich, der ein Paar Stunden vor ihnen abgegangenen spanischen Artillerie, von ungefähr sechszehn Feldstücken, und den zu denselben gehörigen Ammunitionswagen, zuvor zu kommen, welches ihnen auch gelung. Sie kamen durch **Spoleto** nach **Foligno**, und hierauf durch das eigentliche apenninische Gebirge, an welchem sich der Weg herum schlug, zwar oft bey steilen Abgründen vorbey ging, aber ziemlich breit und gut war. Es fiel ihnen ein heftiger Wind sehr beschwerlich, der von den benachbarten noch mit Schnee bedeckten Bergen kam, und also kalt war. Sie übernachteten in dem **Dorf Seravalle**, welches noch in dem Gebirge lieget; aber am vierzehnten verliessen sie das apenninische Gebirge zu **Tolentino** völlig, und kamen in eine fruchtbare und wohl angebauete Gegend. In der Stadt **Macerata**, in welcher viele Edelleute wohnen, sahen sie einen Grafen gehen, der ein stark besetztes Kleid anhatte, und dem sein Läufer einen grossen englischen Hund, an einer grünen mit zwey grossen Quasten behängten Schnur, gravitätisch nachführete. In der Stadt **Recanati** war ein spanisches Lazaret, und als ein Fuder Stroh aus demselben, welches vor der Stadt verbrannt werden sollte, bey ihnen vorbey fuhr, rochen sie, woher es kam. Die spanischen Soldaten, welche sie hin und wieder auf den Strassen erblicketen, waren auf dem Marsch von der Kälte krank geworden. So bald sie zu dem Thor dieser Stadt, welches nach Loreto führet, hinaus kamen, konnten sie über das wohl gebauete Land in das adriatische Meer, von der Kirche zu Loreto aber nur die Kuppel sehen, weil eine Anhöhe sie verbarg. Je näher sie dieser Stadt kamen, je mehr wurden sie von Bettlern, insonderheit von Kindern, angeschrien, welche um der heiligsten Jungfrau, um dieser grossen Mutter Gottes willen, Allmosen verlangeten. So bald sie Nachmit-

tages

tags um 3 Uhr in der Stadt angelanget waren, begaben sie sich nach der Kirche, und kamen eben dahin, als ein jesuitischer Priester, welcher auf einem etwas hoch stehendem Lehnstuhl saß, zu seinen Zuhörern, die mehrentheils gemeines Landvolk waren, sagte, daß er vor acht Tagen erkläret habe, warum die allerheiligste Jungfrau stella maris (der Seestern) genannt werde? heute aber zeigen wolle, warum sie von der christlich-katholischen Kirche als stella matutina, (der Morgenstern) begrüsset werde? Gewöhnlichermassen erzählte er auch ein Wunderwerk der Maria, nämlich dasjenige, welches sie an einem Jüngling aus Turin zu seiner Erlösung aus der Gewalt des Teufels verrichtet habe, und kündigte beym Beschluß seiner Rede an, Morgen falle das Fest des heiligen Josephs, Pflegers, Wärters und Begleiters der heiligen Jungfrau, ein, welches denjenigen, die es mit Beicht und Busse wohlbereitet begingen, das Herz der allerheiligsten Jungfrau zuwende. Am funfzehnten besahen sie die Kirche genauer, in ihrem Quartier aber wurden sie mit dem spanischen Generallieutenant Herzog von Gravina bekannt, der aus Andacht hieher gekommen war, und sie zu Rimini im Hauptquartier dem Herzog von Montemar vorzustellen versprach. Sie kamen an diesem Tage, in einiger Entfernung von dem Meer, durch ein meist ebenes und angenehmes Land, noch bis **Ancona.** Hier war eben aus Senegaglia der napolitanische Generallieutenant Graf Maoni angekommen, den sie zu Napoli gekannt, (S. 327) auch zu Rom im stuartschen Hause gesprochen hatten. Sie wollten zu ihm gehen, als er ihnen zuvor kam, und beym Abschied versicherte, daß weder die napolitanischen noch spanischen Truppen ihnen einiges Leid zufügen würden. Am sechszehnten holten sie auf der ersten Post den vorhin genann-

ten Herzog von Gravina ein, welcher nach dem Hauptquartier eilte, weil der Herzog von Montemar mit einem Theil der Infanterie aufgebrochen seyn sollte. Sie wollten ihm den Vorzug in Ansehung der Postpferde einräumen, weil seine Reise keinen Aufschub verstatte, wohl aber die ihrige, er nahm aber diese Gefälligkeit nicht an, sondern bat nur, daß sie durch ihren Vorreitenden auch für ihn jedesmal Pferde bestellen, und ihre Postknechte ermuntern mögten, die seinigen sich nicht vorbey fahren zu lassen, da hingegen er die letzten dazu unaufhörlich reitzen wolle. Diese Verabredung half beyden Theilen geschwind fort. Eine Viertelstunde vor **Senegaglia** trafen sie die erste napolitanische Postirung an, und die Stadt war mit napolitanischen Truppen angefüllet. Eben so war es zu **Fano**, wo der General wegen eines Geschäfts zurückblieb, und zu **Pesaro** lagen neun Bataillons. Hier besuchten sie den päbstlichen Gouverneur Lanti, dem sie der Cardinal Tencin empfohlen hatte, und dessen Mutter aus dem Hause Tremouille gewesen war. Er bewohnte den Pallast der ehemaligen Herzoge von Urbino, und hatte eben eine solche Schweitzerwache, als der Pabst und seine Legaten. Er schien ein Mann von vielem Verstande zu seyn, und hatte die Hofnung nächstens Cardinal zu werden. Unsere Reisende empfing er aufs höflichste, bot ihnen Wohnung in dem Pallast, auch Küche und Keller an, sie bedankten sich aber für alles. Ueber die Napolitaner und Spanier klagte er darinn, daß er ihnen die Fourage und übrige Nothdurft von 30 bis 40 Meilen herbeyführen lassen müsse, und dafür nur mit Papier und Worten bezahlet werde. Am siebenzehnten brachen sie ein Paar Stunden vor Tage auf, um wegen des starken Durchzugs durch diese Gegend nicht mit den Postpferden aufgehalten

zu